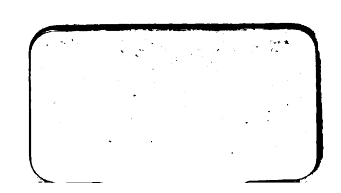
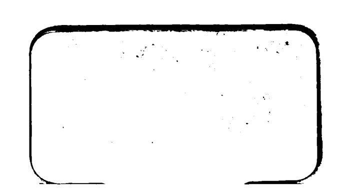
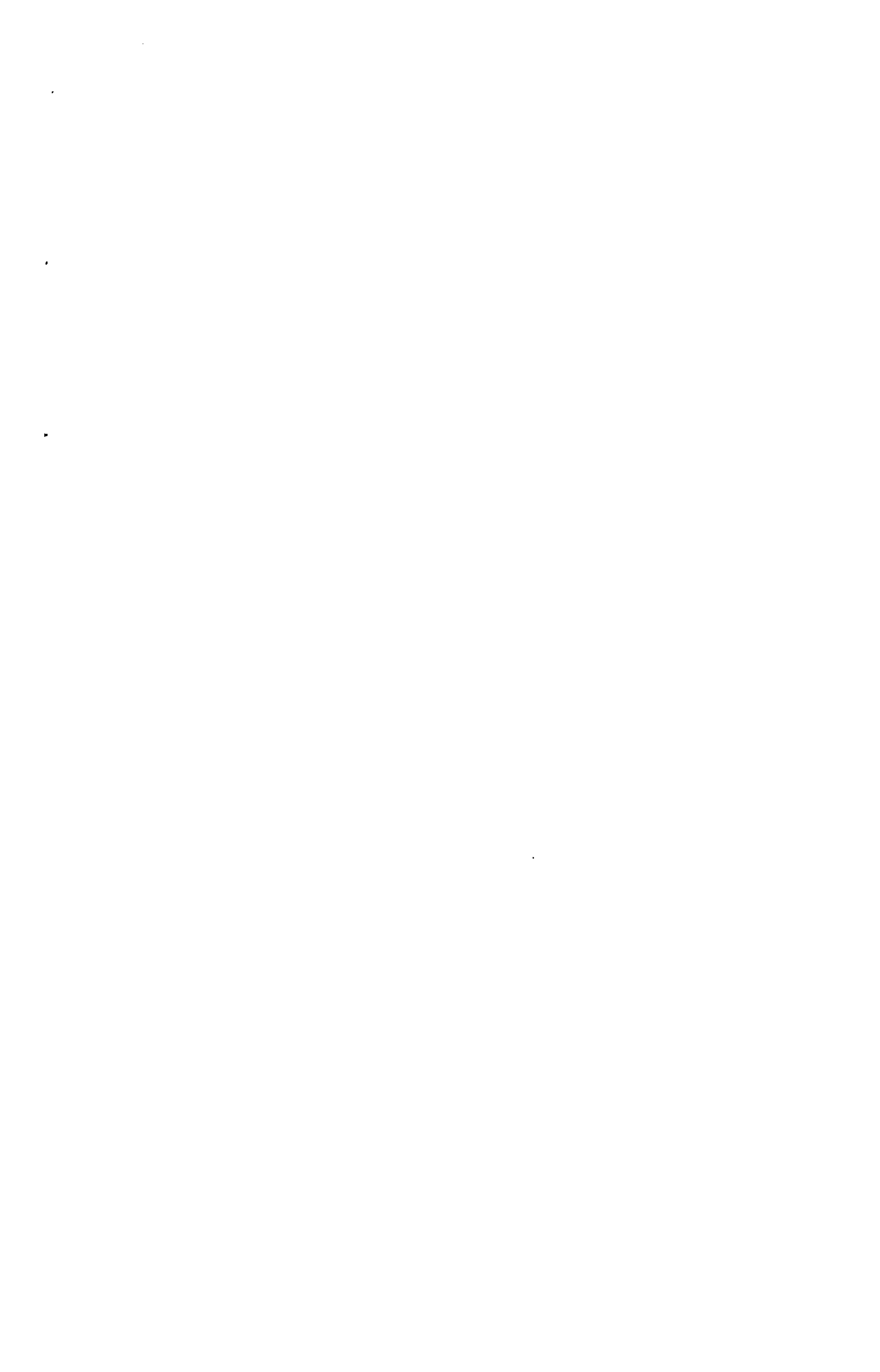

TAYLOR · INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA




TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA







W. Montgomery,
Oxford 1924
([illegible] Tübingen, Sept. 1924)

Torquato Tasso

und

Italienisches Leben im 16. Jahrhundert.

Torquato Tasso

und

Italienisches Leben im 16. Jahrhundert.

Von

Pier Leopoldo Cecchi.

Aus dem Italienischen übersetzt

von

F. Freiherrn von Lebzeltern.

Autorisirte Ausgabe.



Leipzig

F. A. Brockhaus.

1880.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF
OXFORD
LIBRARY

Vorwort.

Diese Ausgabe des 1877 zu Florenz erschienenen Werks: „Torquato Tasso e la vita italiana nel secolo XVI di Pier Leopoldo Cecchi", erfolgt mit specieller Autorisation des Verfassers.

Die italienischen Literaturblätter und fachgelehrte Kritiker haben das Erscheinen des Originalwerkes beifällig begrüßt und beurtheilt, indem sie sagten: Cecchi's Buch sei vollkommen geeignet, eine fühlbare Lücke in der Literatur seines Vaterlandes verlaßlich und trefflich auszufüllen; der Verfasser habe darin die Früchte seines mehrjährigen gründlichen und unparteiischen Studiums des Lebens und Wirkens, des Charakters und der Schicksale des großen Sängers des „Befreiten Jerusalem" sowie der zweiten Epoche der italienischen Renaissance, in welcher Tasso gelebt und gelitten hat, mit der anerkennenswerthen Tendenz niedergelegt, manche dunkle Punkte im Leben und im Charakter, in den Verhältnissen und Beziehungen des unglücklichen Dichters zu seinen Zeitgenossen aufzuhellen, Zweifelhaftes sicherzustellen, irrige Ansichten soweit als möglich zu widerlegen, oder doch zur Bildung berichtigender Urtheile durch historisch begründete Daten wesentlich beizutragen.

Im „Archivio storico veneto" erklärt der accreditirte Literaturkritiker Giuseppe Biadego, die Schilderung Tasso's und des italienischen Lebens im 16. Jahrhundert von Cecchi werde vermöge der seltenen Um-

sicht und Erfahrung, der gründlichen Belesenheit, des kritischen Scharfsinns und der unparteiischen Beurtheilung des Autors alle jene befriedigen, die sich für den vielbesprochenen und beschriebenen unsterblichen Dichter Italiens interessiren und mit dem Gegenstande dieses Buches, worin manche Kapitel von höchster Bedeutung und größtem Interesse vorkommen, beschäftigen wollen. Auch in Deutschland hat die literarische Kritik, namentlich Professor Karl Hillebrand in seinen „Zeiten, Völker und Menschen, 4. Band: Profile“ (Berlin 1878), von dieser Arbeit Cecchi's, ihren Werth schätzend, Act genommen und darauf aufmerksam gemacht.

Selbst in London widmete eins der vorzüglichsten literarisch-wissenschaftlichen Journale: „The Academy“, dem Buche Cecchi's einen langen rühmlichen Artikel und bezeichnete dieses Werk, welches auch die reformatorischen Zurüstungen in der großen wissenschaftlichen und literarischen Bewegung Italiens in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, als eine wichtige Erscheinung in der italienischen Literaturgeschichte unserer Tage.

Hiermit wird das Werk dem deutschen Lesepublikum unterbreitet, und dem geehrten Autor, Herrn Pier Leopoldo Cecchi, Professor der Geschichte am königlichen Lyceum in Palermo, der wärmste Dank für die gewährte Autorisation, wie auch dem geschätzten Philologen, Herrn Conte Francesco Cipolla in Verona, die dankbare Anerkennung seiner freundschaftlichen Mitwirkung ausgesprochen

vom Uebersetzer.

Torquato Tasso.

(Nach einem Sonett Costantini's, des treuesten Freundes des Dichters.)

Freunde! Dieser ist Tasso der Sohn, dem es zwar nicht vergönnt war
Zu vererben sein Blut, daß sich erhalte der Stamm;
Aber was er erzeugt' durch sein Genie in der Dichtkunst,
Was er meisterhaft schrieb, edel und weise zugleich:
„Sind meine Kinder", sagt' er, sie hat übernommen die Nachwelt,
Sonnenhell leuchten sie noch durch Jahrhunderte fort.
Jahrelang kämpft' er im Leben mit bitterer Armuth und Feinden,
Litt sein gebrochenes Herz harter Gefangenschaft Schmach.
Flüchtig irrt' er umher über Berge, durch Wälder und Fluren;
Ruhe und Frieden sucht er, fand sie an keinem Ort.
Dennoch besingt er Helden, vergöttert Liebe und Freundschaft,
Gibt stets der Wahrheit die Ehr', welche die Lüge verdammt.

In den Palästen der Fürsten, in Hütten, Kirchen und Schulen
Tönte des Barden Gesang, weckte Entzücken und Neid;
Selbst den Tod besiegte sein Geist, der unsterblich im Liede,
Nur was sterblich an ihm, das unterlag dem Geschick!
Lohnen wollte die Welt seiner Zeit den edelsten Sänger
Mit einem grünen Blatt, doch auch das schien zu viel!

Inhalt.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Einleitung.

Das 16. Jahrhundert hat keine so ernste und so anziehende Erscheinung wie Torquato Tasso. Er ist der legitime Erbe des Dante Alighieri.

Giosuè Carducci.

Als Sokrates gefragt wurde, ob Alcibiades schön sei, antwortete der große Athenienser: „Sage ihm, daß er spreche — denn im lebendigen Ausdrucke der Gefühle liegt das ganze Wesen des Menschen." Die nämliche Frage haben wir uns gestellt, als wir es unternommen, Torquato Tasso und seine Zeit zu prüfen und zu schildern; wir wären mehr als befriedigt, wenn aus der lebendigen Darstellung beider der Leser sie erkennen und beurtheilen könnte.

In der Harmonie der Dinge kommt dem Menschen der eigenthümliche Vorzug zu, daß er, dank seiner Vernunft und seinem freien Willen, in den Berührungen mit allen übrigen Wesen seine Individualität selbständig fortbilden kann. Begabt mit vielfachen Fähigkeiten inmitten eines wechselseitig wirksamen Einflusses aller Erscheinungen der physischen Natur und des moralischen Lebens, entwickelt er dieselben in möglichster Ausdehnung, bildet er

seinen Charakter und befähigt ihn allmählich, den Stand der Cultur eines Volkes, ja selbst einer ganzen Epoche auszudrücken, sie zu beleben und zu nähren. Es wäre daher sehr gefehlt, der Einwirkung, welche die Zeitverhältnisse, die Zustände seiner Zeit, auf den Menschen üben, in welcher Art er sich dieselben zu eigen gemacht, wie er sie verarbeitet und übertragen hat, nicht Rechnung zu tragen. Diese Betrachtungen liegen der Methode unserer Arbeit zu Grunde, mit welcher viel mehr eine Charakterschilderung als eine Biographie beabsichtigt wird.

Torquato Tasso ist eine jener großen Persönlichkeiten, die immer unsere Bewunderung erregen; in ihr waltet etwas großartig Geheimnißvolles, je mehr man sie betrachtet, desto mehr fühlt man sich zu ihr hingezogen. Die Wechselfälle seines Lebens, sein Wort, sein Gesang gewinnen mit der Zeit an Werthschätzung und Universalität. In der Hütte des Hirten wie im Palaste findet man seine Geisteskinder; ihre rührenden Affecte, ihre Klagen, ihre Sehnsucht trösten den armen Schiffer, der unter brennender Sonnenhitze das Ruder schlägt, wie den Landmann, der in rauher Winterszeit den Boden umsticht, entzünden die Begeisterung des Dichters und des Künstlers, wecken den Geist des Philosophen, und an dem Lächeln seiner hohen Ideale richten sich ermattete Seelen nach stürmischen Lebenstagen wieder auf.

Deshalb vervielfältigten sich die Auflagen seiner Gesänge mit der wachsenden Neugierde; das Volk will, daß Tasso in seinem Dialekt zu ihm spreche; jede gebildete Nation überträgt seine Werke in ihr Idiom, in Frankreich, Deutschland, England, Spanien, Griechenland, Polen, Rußland, Holland, Portugal, und wie Baruffaldi und Quadrio erwähnen, auch von den Arabern, Türken,

Chinesen wird das „Befreite Jerusalem" übersetzt. Doch nicht genug an dem, jede in der Bildung fortschreitende Generation schätzt von neuem das große Werk unsers Dichters und gibt es bewundernd in endloser Reihenfolge weiter; so hat in unsern Tagen das auf seine Ehre so eifersüchtige England auf Veranlassung von John Kingston James unter den Auspicien der Königin Victoria eine vierte Uebersetzung jenes von Milton und Byron hochangerühmten Werkes veröffentlicht.

Fast alle cultivirten Völker haben über das Leben Tasso's geschrieben, und kein Historiker in der Vergangenheit und in der Gegenwart hat sich mit der Culturgeschichte und mit der Renaissance beschäftigt, ohne vor dieser Persönlichkeit, welche Dichter, Künstler und Philosophen in verschiedenartiger Weise schilderten, sich betrachtend aufzuhalten.

Es wäre nicht möglich, alle zu nennen, genug daß Gelehrte wie Bottari, Muratori, Cavedoni und Rosini in ihren historischen Forschungen den Blick immer auf Tasso hefteten und mit Vorliebe über ihn schrieben; der Italiener Serassi und der Engländer Black widmeten dazu beinahe ihr ganzes Leben.

In neuerer Zeit hat Guasti die Briefe Tasso's chronologisch geordnet und seine Dialoge und Abhandlungen mit wissenschaftlicher Strenge und Liebe zur Kunst gesichtet; und während wir dies schreiben, bereitet der treffliche Mézières ein Frankreichs würdiges Unternehmen vor.

Welch ein wachsender Enthusiasmus in der Künstlerwelt! Pussino unternimmt es, mit kräftigen, das Gemüth erhebenden Zügen des herrlichen Sängers poetische Begeisterung, die einen Fürstenhof beherrscht, zu schildern; Morelli trifft das Herz, indem er Tasso's Anmuth und

Edelsinn beschreibt; dann ist einer, der ein Standbild aus seiner Kindheit meißelt: wie der siebenjährige Torquatillo an der Küste von Sorrent über Virgil's Gesänge nachsinnt; ein anderer, der den unglücklichen Dichter darstellt, wie er, verlassen von allen, sich in die Arme der Schwester wirft und mistrauisch ihr Herz sondirt. Goethe und Byron schwärmen für ihn, sie besingen ihn nicht nur, sondern suchen auch seine geheimen Leiden und seine erhabenen Freuden mitzuempfinden, und während der eine sich theilnahmsvoll erkundigt, wie sein Gefängniß beschaffen war, schließt sich der andere erbauungsvoll auf Stunden darin ein; der stürmische Dichter des Don Juan bricht in einen enthusiastischen Gesang aus, und der gewaltige Schöpfer des Faust gibt uns nicht nur ein Drama aus Tasso's Leben, sondern zeichnet auch in einem erhabenen Moment mit wenigen Versen den ganzen Menschen, den Dichter und Philosophen; Giacomo Leopardi, an allem verzweifelnd, eilt zum Grabe Tasso's, um Trost und Stärkung wiederzufinden. Goldoni, welcher mit komischem Pathos die lächerliche Aufgeblasenheit der Frauen, der Pedanten und der Höflinge bloßlegt, zeigt die majestätische Würde des Menschen Tasso, welche in Donizetti Harmonien göttlicher Affecte weckt. Giacometti in Italien und Freiherr von Zedlitz in Deutschland haben Tasso ebenfalls auf die Bühne gebracht; Turin beging seine Säcularfeier und Papst Pius IX. ehrte sein Angedenken durch ein prächtiges Monument.

Von den Historikern haben die Brüder Schlegel in einer ihrer würdigen Weise über ihn geschrieben; auch Quinet, wiewol oft von einseitigen Vorurtheilen eingenommen, zeigt die Bedeutung dieses Mannes und erörtert mit der Sonde des Kritikers seinen Charakter. Georg Voigt,

zu sehr Protestant und nicht recht eingedrungen in italienisches Leben, prüfte den Einfluß der reformatorischen Ideen auf Tasso, und wollte auf diese Weise alle Widersprüche in seinem Charakter erklären.

Ginguené, Giudici, Settembrini und De-Sanctis haben durch eine ausführlichere Kritik unserm Dichter wieder den gebührenden Platz in der politischen und Literatur-Geschichte Italiens sowie in der modernen Culturgeschichte angewiesen. Ugo Foscolo und nach ihm die Professoren Augusto Conti und Giosuè Carducci, wiewol sie nur in Kürze über ihn gesprochen, haben doch besser als alle andern seinen Charakter und seinen Geist aufgefaßt, indem sie Tasso's Leben und Werke dem herrlichen Aufschwunge einreihten, welcher von Dante ausgehend dahin gelangte, der modernen Civilisation die Pforten zu öffnen. Jede in dieser Richtung unternommene oder zu unternehmende Arbeit muß sich auf die Forschungsresultate des Abate Pierantonio Serassi und des rühmlich bekannten Cesare Guasti stützen, von denen der erstgenannte die Werke Tasso's gesammelt, der zweite sie fast vollständig geordnet hat, wonach es der Kritik möglich ward, mit ihren Untersuchungen fortzuschreiten. Ohne Guasti's Arbeit wäre eine gewissenhafte Kritik unmöglich.

Nun fragen wir, welcher Art sind wol die Motive, die so viel Enthusiasmus und eine so lebhafte Forschungsgier erregten? Man antwortet: die Anziehungskraft reizender Poesie; ein Leben voll dramatischer Wechselfälle. Und wenn auch dies genügen würde, müßte man sich noch immer fragen: woher die Macht der Schönheiten, welche die Zeit immer anmuthiger gestaltet — und die Ursache des Misgeschicks eines Mannes, der wie zum Glücke geboren und geschaffen schien? Alles: Poesie? —

Aber Ariosto mit seiner herrlichen Phantasie, reißt er uns nicht mit sich fort, wohin er will?

Oder das qualvolle Leben? Und Giordano Bruno, welcher unerschrocken unter beständigen Stürmen gegen ganz Europa kämpft, erregt er nicht unser Staunen? — Dessenungeachtet hat weder der eine noch der andere — wenn auch jederzeit von hervorragenden Geistern bewundert — allgemeines Interesse und affectvolle Theilnahme in gleichem Grade erweckt wie Tasso, welcher zum Liebling des Gondelführers wie eines Goethe, von Leopardi wie der Königin Victoria, des Papstes Pius wie von Giosuè Carducci geworden ist; allerdings stellen uns jene das Leben von seiner schönsten und großartigsten Seite dar, doch liegt darin nicht der Ausdruck des allmächtigen Gefühls, welches die Menschen in ihren Idealen verbrüdert.

An Tasso finden wir das Eigenthümliche, daß er gleichsam inmitten zweier großen Epochen der Civilisation sich von beiden angezogen fühlte, für beide schwärmte, ihre Freuden und Leiden wiedergab und zwar im Tone einer unruhigen Zweifelsucht, welche das wesentliche Merkmal des modernen Bewußtseins ist.

Im 16. Jahrhundert verlieren sich nach und nach die auserlesenen Geister, die Zierden der Künste und Wissenschaften, der Literatur und der Politik — die Fremdherrschaft kommt über Italien und mit ihr fremde Sitten und Gebräuche; es zeigt sich allenthalben der Beginn eines allgemeinen Verfalls, doch unter den Schlägen des Unglücks sammelt sich der italienische Gedanke. Die Ursachen seiner Kümmernisse sucht Machiavelli an der Hand der Geschichte zu ergründen; über die Regeln der herrschenden Politik hinausgehend, beweist er die Nothwendigkeit der Concentrirung aller Kräfte in

einer nationalen Idee und entwickelt mit Hülfe der politischen Wissenschaft die Gesetze, nach welchen die Völker und die Nationen fortschreiten. Die Philosophie hört auf, blos literarische Muße zu sein; einem Pietro Pomponazzi raubt das Problem „des freien Willens" den Schlaf; vierzigstündige Torturen, unerschüttert erduldet, bestärken Campanella in der Wahrheit seiner Lehren; nach so und so vielen Tagen der Ueberlegung zieht Giordano Bruno den Scheitenhaufen einem Widerrufe vor; Galilei läßt eher Processe und die Folter über sich ergehen, als sein Axiom für eine Hypothese zu erklären; und Tasso führt ein unglückliches Leben, weil er nicht ein einziges mal das Rechte und das Wahre verleugnen wollte. So opferten nicht wenige ihr Leben und ihre Muße der Freiheit des Gedankens, während die meisten in materieller Genußsucht verkümmern. Angesichts so bedeutungsvoller Thatsachen rüsteten sich die Anhänger der Vergangenheit zum Kampfe, doch der Sieg war nicht auf ihrer Seite, sie mußten einer übermächtigen Kraft weichen. Rom, nachdem es die Inquisition eingeführt, um das freie Wort der Gewissen zu ersticken, fühlt sich bald durch gerechte Vorwürfe beunruhigt und sucht seine Haltung zu corrigiren. Eine Reihe von Päpsten, lobenswerth ob der Integrität des Charakters und der Würde der Lehre, unterzieht sich der harten Aufgabe, — doch es war nicht möglich, den von Tag zu Tag zunehmenden Conflict beizulegen. Es spaltet sich die Gemeinschaft der Gläubigen, Kirche und Reform kämpfen gegeneinander, während die Gedankenfreiheit, durch eigene Macht fortschreitend, die alte Priesterschaft mit der neuen in hadernden Zwiespalt bringt, aber auch die geschlossenen Reihen der Protestanten auseinandersprengt.

In der Philosophie beginnt die Vernunft den Glauben anzugreifen, jede Autorität stürzt herab auf ihr Piedestal. Wer sich von Plato und Aristoteles nicht losmachen kann, legt sie auf seine Art aus; andere, wenn sie dieselben nennen hören, fliehen oder blicken verächtlich auf sie herab; dann kommt einer, der verhandelt alten Kram als neue Waare, und ein anderer gibt seinen Ideen den Anstrich classischer Antike.

Und was das Verhalten der Menschen anbelangt, gleicher Widerspruch! Große Päpste entwürdigen sich im Sturme der Leidenschaften durch Brutalitäten; geistreiche Fürsten begehen lächerliche, kindische Handlungen; kühne Philosophen lassen sich auf frivole Possen ein.

In solchem Conflict entwickeln sich die schönsten Charaktere, das Selbstbewußtsein erwacht. Das Denken verträgt die Zügel nicht mehr, noch vermag es die Grenzen auf Erden und im Himmel zu erkennen. Die Wahrheit ist eben unendlich, und wer kann den Intellect hindern, sie zu erforschen, wie es ihm am zweckmäßigsten scheint? Wer hat ein Recht, sie im Dienste von Dogmen oder Theorien zu zertrümmern? Welch ein Staunen bei allen jenen, die gewohnt, die Wahrheit in das Prokrustesbett eines Autoritätssatzes hineinzuzwängen, nunmehr den unendlichen Himmel Galilei's zu sehen, zu fühlen, daß das Gewissen selbst alle Schranken überschreitet und zu Gott fliegt! — Die Kühnsten erschrecken über die Großartigkeit der innern Enthüllungen; die Seele, auferzogen in engen Schulstuben, muß kämpfen, um die alten Gewohnheiten abzuschütteln; entschieden strebt sie nach absoluter Gedankenfreiheit als einem dem sittlichen Bewußtsein inhärirenden Rechte. Nichts ist heiliger als dieses Recht — nicht der Glaube, nicht das Leben.

In diesem intellectuellen und moralischen Conflict ist Tasso geboren und auferzogen und er quält sich darin ab bis zur Erschöpfung. Ein universeller, durchdringender Geist, schaut er, vielleicht besser als jeder andere, die ideale Einheit, welche in all dem Wirrwarr der Dinge gärt; er jagt ihr nach mit schüchternem Enthusiasmus und möchte sie gern so darstellen, wie er sie fühlt; aber während er die Umrisse entwirft, wächst das Modell riesengroß an, er will gestalten und muß die Arbeit immer wieder von vorn anfangen, ohne das Bild, welches ihm anfänglich mit heller Deutlichkeit vorzuleuchten schien, zu Stande zu bringen; die Phantasie hat ihn weit vom Ausgangspunkte fortgerissen, er hält plötzlich inne. Wo bin ich? Was thue ich? Zurück will er nicht, vorwärts zu gehen fürchtet er sich; da bleibt er stehen inmitten einer Welt idealer Vollkommenheit und materieller Befriedigung. Was er wollte, war zu frühzeitig; Einsicht und Wille halten nicht gleichen Schritt mit der Sehnsucht, und der große, in diesem mächtigen Conflict sich abmühende Mensch ist der Protagonist in einem Drama, welcher, wie in der griechischen Trilogie, zwischen dem ersten und dritten Zeitalter der modernen Civilisation auf die Bühne trat.

Indem wir die Ergebnisse unserer Untersuchung und Prüfung dieses Charakters im Zusammenhange mit den Zeitverhältnissen und Zuständen, unter welchen er in die Erscheinung kam, erzählen, glauben wir ein sehr nützliches Blatt aus der italienischen Geschichte dem Publikum zur Betrachtung vorzulegen.

Erstes Kapitel.

Kindheit und Jugend des Torquato Tasso.

> Du bist unglücklich, Tasso, weil du ein Mensch bist, nicht weil du es mehr verdient hast als andere Menschen. Du bist unglücklicher als andere, zugegeben, eben weil du mehr Mensch bist als andere.
>
> Angelo Grillo, Briefe, Bd. I.

I.

Die Aeltern Torquato Tasso's.

Bevor von Torquato Tasso die Rede ist, scheint es angezeigt, auf die Eigenschaften und Gemüthsbeschaffenheit des Vaters und der Mutter sowie auf die Sitte und die Verhältnisse in ihrem Hause einen Blick zu werfen. Da ist Bernardo, der Vater: ein schöner Mann von großer Statur, mit starkem Vollbart, einnehmender, würdevoller Physiognomie, lebhaften, etwas schwärmerischen Augen, höflichem Benehmen, wohlerwägend vor jedem Entschlusse, rasch und kühn im Handeln. Der Leitstern aller seiner Handlungen war die Pflicht und die Ehre; ihren Geboten zu gehorchen sein beständiger Gedanke. Er unternahm alles mit Gewissenhaftigkeit,

ohne je wortbrüchig zu sein. Wurde er in einer oder der andern Beziehung verletzt, so gerieth er förmlich in Wuth, als ob die Welt einstürzen sollte, doch legte sich gleich darauf seine Aufregung. Auf seinen Geburtsadel hielt er außerordentlich viel, man mußte daher ceremoniös gegen ihn sein, sonst nahm er es sehr übel, auch wenn er keinen Kreuzer in der Tasche und keine Schuhe hatte. Alles verzieh er, nur über seinen Titel durfte man nicht spotten.[1] Obwol die Familie sehr herabgekommen, war doch bei einem Heirathsantrage für seine Tochter immer seine erste Frage: ob der Freier adelig sei, denn weder er noch die Verwandten würden zugestimmt haben, daß die Tochter Bernardo's einen Unadeligen eheliche, wäre er auch noch so reich.[2]

Von Kindheit an verfolgte ihn das Unglück, er verlor frühzeitig seine Aeltern; nach dem Tode seines Oheims Luigi, der Vaterstelle an ihm vertrat, ward er das Haupt der Familie, ganz vermögenslos und gerieth oft in Bedrängnisse. Seine lebhafte Neigung zu den Studien brachte ihn an die berühmte Universität Padua, wo er Bewunderung, aber auch Misgunst erregte. Ihm hätte zwar die Literatur behagt, doch auch damals konnte man sich davon nicht ernähren, deshalb zog er es vor, sich den praktischen Wissenschaften zu widmen. Dann trat er bald in das Hofleben ein; zuerst diente er dem König von Frankreich, schloß sich dann dem Herzog von Sanseverino an, doch war er nach 23 Jahren mühevoller Geschäftsführung und unerschütterlicher Treue genöthigt, ihn zu verlassen und anderwärts Subsistenz zu suchen;

---

[1] Bernardo Tasso, Lettere, III, 89.
[2] Ebendas., I, 113; II, 176.

„doch die Bosheit konnte ihn wol seiner Habe berauben, aber nicht der Gesinnungen eines wahren Edelmannes, der gestützt auf die Reinheit seines Charakters sich vor jeder Schmach zu bewahren weiß.“ [1]

Bernardo Tasso brachte den größten Theil seines Lebens in diplomatischer Verwendung zu; in den Rathschlägen, die er ertheilte, sehen wir mehr den Gelehrten, den wahrheitsliebenden, rechtschaffenen Mann, als den Politiker und den schlauen, intriguanten Diplomaten; immerhin führte er die Geschäfte mit entsprechender Geschicklichkeit und gutem Erfolge, hauptsächlich ob seiner Gelehrsamkeit und überzeugenden Beredsamkeit, sodaß die Höfe sich wetteifernd bemühten, ihn als Secretär für sich zu gewinnen. Den Politikern jener Zeit waren zwei Eigenschaften besonders nöthig: Takt und Beredsamkeit. Wenn es den Regierungen an einem solchen Diplomaten fehlte, der diese beiden Eigenschaften in sich vereinte, so schickten sie zwei Gesandte, um sich des guten Erfolges der Mission zu versichern. Es genügt, die Berichte der Gesandten selbst zu lesen, um sich von der Wahrheit dieser Thatsache zu überzeugen. Wenn es sich darum handelte, durch die Macht der Ueberredung zu siegen, oder wenn es nöthig war, eine Gesandtschaft mit Ansehen auftreten zu lassen, war Bernardo Tasso ganz geeignet dazu, — sobald aber ein politisches Problem zu lösen war, gab sich sogleich seine mindere Gewandtheit kund, indem er es nicht verstand, mit der Redlichkeit jenen praktischen Takt zu verbinden, der geeignet erschien, geistreiche Ideen mit Klugheit zu lanciren und zu verwirklichen.

Ein Beispiel: die Neapolitaner wollten von der In-

[1] Bernardo Tasso, Lettere, II, 417; III, 120.

quisition nichts wissen, welche Don Pedro di Toledo dort einzuführen suchte; sie empörten sich und betrauten den Herzog von Sanseverino mit der Aufgabe, ihre Rechte bei dem Kaiser zu behaupten. „Soll ich gehen?" fragte der Herzog seine Räthe Tasso und Martelli. „Nein", antwortete der in der Schule Machiavelli's auferzogene Martelli, „weil es Ihnen nutzlose Unannehmlichkeiten verursachen kann und weil Sie am Ende Gefahr laufen, für einen Theilnehmer am Aufstande angesehen zu werden." „Ja!" erwiderte Tasso, „welches immer der Ausgang sei, Sie werden den Trost eines ruhigen Gewissens haben, weder egoistisches Interesse noch Ehrgeiz oder Ruhmsucht soll Ihre Triebfeder sein, sondern einzig und allein die Pflicht gegen das Vaterland."[1]

In diesen Antworten der beiden genannten Männer sind die zwei politischen Maximen enthalten, die sich im 16. Jahrhundert bekämpften.

Mehr als auf Wahl geeigneter Mittel und Wege zum Zwecke sieht B. Tasso auf die schließlichen Folgen menschlicher Handlungen und diese sucht er in der moralischen Ordnung, nicht in den particularen Interessen. Wol hat sich ihm oft genug, besonders in der Politik, die Wahrnehmung aufgedrungen, daß die Außerachtlassung entsprechender Mittel die Ursache eines unglücklichen Ausganges war; statt sich jedoch die Erfahrung zu Nutze zu machen, in eine Erwägung dieser Ursachen näher einzugehen, gerieth er in Verzweiflung, wenn der Schleier der Illusion ihm von den Augen fiel, wenn er sah, daß die Geschicke des Lebens in der Wirklichkeit sehr oft mit der Stimme des Gewissens, mit der moralischen Ord-

[1] Torquato Tasso, Dialoghi, I, 35, 36.

nung im Widerspruche stehen. Entmuthigt beweint er dann die Verderbtheit der Welt, welche nicht die Gerechtigkeit zur Herrschaft gelangen läßt, sondern den Willen desjenigen, der regiert. Von düsterer Trostlosigkeit gebeugt, zieht er sich in sein Inneres zurück mit dem beruhigenden Bewußtsein: materielle Vortheile dem sittlichen Wohle geopfert zu haben. „Ich bin", so schreibt er, „zum Wohle meiner Nebenmenschen und nicht zu ihrem Schaden geboren. Mir bleibt nur eine Genugthuung, dies ist die Reinheit meines Gewissens, des treuen Zeugen aller meiner Handlungen, welche ich in keiner Hinsicht zu bereuen habe, auch nicht den geringsten Argwohn hege, der ihre Reinheit trüben würde. Gott weiß es, daß dies wahr ist."[1]

Neben ihm sucht eine Reihe von Männern, die meisten kaum herabgestürzt von einer Stelle, die sie mit Blut und Schande eingenommen, durch heimliche Anschläge wieder dahin zu gelangen; sie grollen darüber, unvermerkt in einen Hinterhalt gerathen zu sein, während tiefe Denker den Gesetzen, welche historischen Thatsachen zu Grunde liegen mögen, eifrig nachforschen und daraus die geeignete Methode der Herrschaft über die Menschen leiten, ohne sich bei dieser Arbeit irgendwelche moralische Scrupel zu machen.

Solchen Betrachtungen des Vaters über die eigene Gewissenhaftigkeit im Denken und Handeln gegenüber der Gewissenlosigkeit anderer mag der zwölfjährige Torquato andächtig zugehört und mit dem Vater geseufzt haben. Mancherlei harte Schicksalsschläge erschütterten Bernardo's Gesundheit und in den stürmischen Zeiten seines

[1] Bernardo Tasso, a. a. O., II, 171.

Lebens überkam ihn ein physischer und psychischer Zustand, der von jenem des Sohnes in seinen schlimmen Tagen nur wenig verschieden war. Jeder arge Kummer hatte allerlei schwere körperliche Leiden zur Folge: fliegende Gicht, partielle Lähmung der Sinne, Nierenleiden und Wechselfieber;[1] er verfiel in anhaltende Schwermuth, in Wehklagen über alle Welt und die Undankbarkeit der Menschen. Besonders wenn er sich in einer bedrängten Lage befand, aus welcher er keinen Ausweg wußte, da wollte er Geistlicher werden und bewarb sich um eine Pfründe;[2] doch wenn seine Leiden ihn zeitweilig verschonten und keine Sorgen plagten, war er wieder der Frühere, ruhig und strebsam in seine Studien vertieft.

Neigung zum Familienleben und der lebhafte Wunsch, Nachkommenschaft zu haben, bestimmten ihn, wiewol spät, sich zu verehelichen. Im Frühjahr 1539 vermählte er sich mit Porzia, Tochter des Giacomo Rossi, eines reichen Edelmannes. Das Leben dieser Frau beginnt und endet im Familienkreise. Bald nach der Vermählung zieht sie, obwol jung und schön, aufs Land, um ganz ungestört die häuslichen Freuden genießen zu können.[3] Vermählt an einen bejahrten Mann, welcher erster Minister des Fürsten von Sanseverino war und in ganz Europa in einem ehrenvollen Rufe stand, wäre sie in der Blüte ihres Lebens ganz geeignet gewesen, die glänzenden Salons der Höfe zu schmücken, von Fürsten und Cavalieren Huldigungen entgegenzunehmen. Doch dies lag nicht in

---

[1] Bernardo Tasso, Lettere. Dispensa CIII, 107.

[2] Ebendas., III, 88.

[3] Torquato Tasso, Opere (Vita del Manso), XXXIII, 107. — Serassi, Vita, I, 32.

ihrem Sinne; sie suchte das Glück nur in ihrem Hause, an der Seite des Gatten, im Kreise ihrer Familie. Bernardo Tasso, wiewol früher an das Leben eines galanten Mannes gewohnt, der sich gern in Gesellschaften bewegt, war gerührt über die Zurückgezogenheit seiner jungen Gattin, genoß mit ihr die ehelichen Freuden und bedauerte jedesmal, wenn er vermöge der Pflichten seines Amtes auch nur kurze Zeit vom Hause sich entfernen mußte. Mit wahrer Begeisterung, mit jugendlichem Feuer denkt, spricht und schreibt er immer und überall von seiner Gattin, nicht mit erkünstelter Huldigung eines Hofpoeten, sondern naiv, weich und innig wie ihr Herz, idealisch wie ihr liebreicher Blick. Als er gezwungen war, das Vaterland zu verlassen, gedenkt er ihrer mit den Worten: „daß sie so schön sei an Geist und Körper, so ganz nach seinen Wünschen, daß er eine Gattin von anderer Beschaffenheit sich nicht zu verlangen wüßte. Die eitle Sucht nach Reichthum, Ehren und Würden sei ihm nun fern, ihm genügt der Besitz der edelsten, hochverehrten Gattin; ich liebe sie wie das Licht meiner Augen und fühle mich hochbeglückt, von ihr in gleichem Maße geliebt zu sein.“ — Wenn er an die Mutter denkt, spricht er von der Tochter, welche, zu den schönsten Hoffnungen berechtigend, ihn wieder an die Mutter erinnert. Der Dichter der „frivolen Liebe“, auch wenn er fern von seinen Lieben weilt, sehnt sich dahin zurück, „um sein Kind zu umarmen, welches nach der Mutter sein ganzes Wesen erfüllt“.

Durch das unerbittliche Geschick und die Bosheit der Menschen seiner angebeteten Lebensgefährtin für immer beraubt und mit Gewalt von seiner Familie getrennt, erzählt er uns mit tiefstem Schmerze die hohen,

im Kreise seiner Lieben empfundenen Freuden. Er schreibt:

Wie selig lebte ich, wie hochbeglückt,
Als noch mein liebes Weib die Welt geschmückt
In süßer Eintracht, treu und unverwandt
War all mein Denken ihr nur zugewandt.[1]

„Die Erziehung meiner wohlgerathenen Kinder ist ihr Werk. Mein Töchterlein ist schön an Körper und Geist, gebildet unter der Leitung der Mutter. Torquato liegt den Studien ob, er zeigt in seinem zarten Alter die mütterlichen Anlagen, sodaß ich die volle Ueberzeugung hege, er werde ein großer Mann werden, wenn ich so lange lebe, wie ich hoffe, um ihn die Studien vollenden lassen zu können.“

Auf die Zeit glücklicher Zufriedenheit folgten sehr trübe Tage; Bernardo im Exil, seine Güter confiscirt, die Familie übel angesehen, von den Feinden aus Gehässigkeit, von den Freunden aus Furcht, von den Verwandten zwar aufgenommen, aber mit dem böswilligen Hintergedanken, sie vollends zu Grunde zu richten, um sie beerben zu können. Niemand, an den sich zu wenden! Der exilirte Bernardo, welcher wußte, in welchen Händen seine unglückliche Gattin war, schrieb Briefe, die zu Thränen rührten. Alles war taub dagegen, nur das Mutterherz war der Kinder Schutz und Schirm. Die Bedrängnisse nahmen immer zu, überall verdächtigt konnte sie keinen Schritt thun ohne auf Verfolgung zu stoßen, doch sie blieb unerschütterlich in der Sorge für die Rettung ihrer Familie und fuhr fort, unter den

[1] Bernardo Tasso, Rime, Bd. I.

größten Entbehrungen in äußerst zurückgezogener Lebensweise ihre beiden Kinder für das Vaterland zu erziehen.

Welches noch so erhabene Gedicht hätte diese von menschlicher Bosheit so sehr angefeindete Mutterliebe in jenen trostlosen Tagen zu schildern vermocht! Campori schreibt: „Die Sanftmuth und Stärke ihres Charakters, womit sie den Gram über alle Widerwärtigkeiten unterdrückte, welche ihr Leben in der Blütezeit verbitterten, ihre Herzensgüte und Liebe zum Gatten und den Kindern geben ein wahres Musterbild einer vortrefflichen Gattin und Mutter, welcher die Muse des Gatten und des Sohnes ein ihrer würdiges Denkmal geweiht hat."

II.

Die italienische Frau der Renaissance.

Es ist immer von Wichtigkeit, die Eigenschaften der Frauen richtig zu erkennen, um ihr Walten in der Familie, ihre Wirksamkeit in Auferziehung der Kinder entsprechend zu schätzen; um so nothwendiger ist dies für uns, die wir es hier mit einer Persönlichkeit zu thun haben, deren wechselvolle Begebenheiten in der Liebe mit ihrer Poesie und ihrem Charakter immerhin im Einklange stehen.

Die italienische Frau der Renaissance wurde nicht richtig beurtheilt. Die Historiker sahen nur die blendenden Reize der schönen Hofdamen; auch der scharfsinnige Gregorovius verfiel in diesen Fehler, doch behandelt er diesen Gegenstand, in verschiedener Weise als die andern, mit feiner Delicatesse. In der That stellt die Geschichte der Renaissance an die Seite der leichtfertigen

Hofdame das leuchtende reformirende Muster einer Frau, welche in Gemeinschaft mit dem Gatten alle Leiden des Exils überwindet; der Moral einer Lucrezia Borgia und Caterina Sforza hält sie eine Elisabetta Gonzaga und Vittoria Colonna entgegen; die Mütter Raffaello's, Michelangelo's, Ariosto's und Tasso's, überhaupt die Familien der Künstler mit wenig Ausnahmen, sind genügende Beweise dafür, daß den italienischen Frauen weder Sittenstrenge noch innerer moralischer Gehalt abgehe.

Wer zeigt uns übrigens die doppelte Erscheinung der italienischen Frau in jener Zeit, die wir beschreiben, besser und deutlicher als die Kunst? Neben verführerischen Aphroditen und büßenden Magdalenen finden wir liebreiche Mütter und kostbare Darstellungen der heiligen Familie; in den Dichtungen Ariosto's und Tasso's, ja selbst in den Gesängen frivoler Poeten kommen nach „Angelica" und „Armida" eine „Isabella" und „Bradamante", „Erminia" und „Silvia", die „Nencia" und so viele andere. Woher sind die Vorbilder aller dieser Gemälde, welche die Menschheit immer entzücken werden? [1]

[1] Da die italienische Frau so sehr getadelt, dagegen die Frau jenseit der Berge und des Meeres als eine wahre Goldmünze, als eine Bildnerin des modernen Lebens gepriesen wird, so erscheint es angezeigt, einen Auszug aus Macaulay's Geschichtswerk zu citiren, sei es auch nur, um zu lernen, wie ein bedeutender Mann Geschichte geschrieben. Macaulay sagt: „Was die Gemahlin der Grundherren und ihre Töchter anlangt, so bestanden ihre literarischen Vorräthe in der Regel in einem Gebetbuch und einem Receptbuch. Doch verloren sie in der That wenig dadurch, daß sie in ländlicher Abgeschiedenheit lebten. Denn selbst in den höchsten Ständen und in Lagen, welche die größten Hülfsmittel für geistige Ausbildung darboten, waren die englischen Frauen jenes Zeitalters entschieden

Nehmen wir das Buch „Sacre Rappresentazioni" zur Hand, lesen wir die „Santa Uliva", geschrieben von

---

schlechter erzogen, als sie es zu irgendeiner andern Zeit, seit dem Wiederaufleben der Wissenschaft, gewesen sind. In einer frühern Zeit hatten sie die Meisterwerke des antiken Genius studirt. Heutzutage widmen sie den todten Sprachen selten viel Aufmerksamkeit, sind aber vertraut mit der Sprache Pascal's und Molière's, mit der Sprache Dante's und Tasso's, mit der Sprache Goethe's und Schiller's; auch gibt es kein reineres und anmuthigeres Englisch, als das, was gebildete Frauen jetzt sprechen und schreiben. Während des letzten Theiles des 17. Jahrhunderts aber scheint die Bildung des weiblichen Geistes fast gänzlich vernachlässigt worden zu sein. Wenn ein Frauenzimmer die geringste oberflächliche Kenntniß von Literatur hatte, so ward sie als ein Wunder angesehen. Hochgeborene, hohem Stande gemäß erzogene und von Natur leicht fassende Damen waren nicht im Stande, eine Zeile in ihrer Muttersprache ohne Sprachfehler und orthographische Fehler zu schreiben, die zu begehen sich jetzt ein Armenschulmädchen schämen würde.

Die Erklärung ist leicht zu finden. Ungemessene Ausschweifung, die natürliche Wirkung ungemessener Strenge, war jetzt die Mode, und die Ausschweifung hatte ihre natürliche Wirkung hervorgebracht: die sittliche und geistige Erniedrigung der Frauen. Wohl war es Ton, ihrer persönlichen Schönheit rohe und dreiste Huldigungen zu bringen. Aber die Bewunderung und das Verlangen, das sie einflößten, waren selten mit Achtung, mit Zuneigung, oder mit irgendeinem ritterlichen Gefühle gemischt. Die Eigenschaften, die sie geeignet machen, Gefährtinnen, Rathgeberinnen, vertraute Freundinnen zu sein, scheuchten die Wüstlinge von Whitehall mehr ab, statt sie anzuziehen. An diesem Hofe hatte ein Fräulein, das sich in einer Weise kleidete, welche einem weißen Busen volles Recht verschaffte, das beziehungsvoll mit den Augen sprach, das wollüstig tanzte, das sich in keckem Gegenwitz auszeichnete, das sich nicht schämte, mit Kammerjunkern und Gardehauptleuten zu schäkern, lüsterne Verse in lüsterner Weise zu singen, oder

Monna Antonia, Gattin des Bernardo Pulci; wo ist sie zu finden? Unter den Mägden, um häusliche Angelegenheiten zu ordnen: „Komm her, Camilla, mache dieses Stück — und du wirst die andere Arbeit machen: scheint es doch, als wärest du der guten Arbeit fast entwöhnt, seitdem du nicht mehr von Gott dem Herrn sprichst.“[1]

Eher läßt sie sich die Arme abhauen, als der Gewalt blutschänderischer Liebe zu unterliegen; in Ungnade gefallen, irrt sie verbannt umher, denkt nur an ihren Sohn und an ihren undankbaren Mann, jenen erzieht sie in der Liebe zum Vater, für diesen betet sie immer zu Gott. Doch es geschieht Gerechtigkeit und am Schlusse

---

zum Zwecke eines lustigen Streichs die Kleider eines Pagen anzuziehen, mehr Aussicht, Anhänger und Bewunderer zu finden, mehr Aussicht, von königlichen Aufmerksamkeiten beehrt zu werden, mehr Aussicht, einen reichen und hochadeligen Gatten zu gewinnen, als Johanna Grey, oder Lucie Hutchinson gehabt haben würden. Unter solchen Umständen war das Maß weiblicher Vollkommenheit nothwendigerweise niedrig, und es war gefährlicher, über diesem Maße zu stehen, als unter ihm. Aeußerste Unwissenheit und Frivolität wurden bei einer Dame für weniger unschicklich gehalten, als der leichteste Anstrich von Pedanterei. Von den zu gefeierten Frauen, deren Bildnisse wir noch auf den Wänden von Hampton Court bewundern, waren Wenige gewohnt, etwas Werthvolleres zu lesen, als Akrosticha, Spottgedichte und Uebersetzungen der Clelia und des Großen Cyrus.“ (Macaulay, Geschichte Englands, übers. von Bülau, I, 356, 357.) Es hat wol die italienische Frau, in was immer für einer Epoche, ein ebenso beschaffenes Herz gehabt, doch war sie immer decent. Dies zeigt nicht nur einen höhern Grad von Moralität, sondern bestellt auch ein Moment von großer Bedeutung in der Civilisationsgeschichte der Menschheit.

[1] Sacre Rappresentazioni pubblicate per cura di A. D'Ancona (Florenz) III, 252.

der Darstellung triumphirt die Treue einer Familienmutter in öffentlichen Festen. Die „Rappresentazioni“ nehmen den Stoff aus dem Hofleben. Die volksthümliche Phantasie läßt arme Leute aus dem Volke Könige und Fürsten werden, mißt ihnen die schändlichsten Laster bei, doch sie kommen darin nicht zum Falle, wie in den Komödien an den Höfen, denn die Frau stemmt sich dagegen, ihre Tugend überwindet alles und des Sieges Palme ist die unverletzte Bewahrung ihrer Ehre bei verstümmeltem Körper.

Die Verschiedenheit war so deutlich zu erkennen, daß schon zeitgenössische Geschichtschreiber darauf aufmerksam wurden. Der gute Vespasiano da Bisticci, wiewol tiefbetrübt über die allgemeine sittliche Verkommenheit und thierische Verwilderung, wollte doch einen Unterschied gemacht wissen — nicht daß man alles in einen Topf werfe[1]; deshalb unternahm er es — nachdem er die Biographien berühmter Männer seiner Zeit herausgegeben hatte — auch das Leben guter Familienmütter zu beschreiben zur Vertheidigung und Ehrenrettung der ungerecht verleumdeten Frauen. Schade, daß er das begonnene Werk nicht vollendete.[2]

Alessandra Bardi — so schreibt Vespasiano — ist nie unthätig; man sieht sie selten am Fenster oder an der Hausthür müßig stehen; sie ist stolz auf ihre Geschicklichkeit in allen häuslichen Geschäften; sie erzieht selbst ihre vier Kinder und theilt mit ihrem Manne die Leiden des Exils.[3] Aus Liebe zur Familie lebt Caterina Strozzi-Ardinghelli immer in häuslicher Zurückgezogenheit

[1] Vespasiano di Filippo, da Bisticci, Lamento d' Italia (Archivio storico IV, Serie I, 459).

[2] Ebendas., S. 442.

[3] Derselbe, Vita degli uomini illustri del secolo XV, I, 535, 538.

und besorgt in Abwesenheit ihres Gatten auch das, was dem Manne zusteht. Ebenso geschickt war Serafina Acciaioli, und Giovanna Valori-Pandolfini besorgte allein alle Angelegenheiten, sodaß im Hause und in der Familie überall Ordnung und Friede herrschte; sie hat alle ihre Kinder selbst erzogen: die Söhne wie die Töchter, letztere zierlich und voll Grazie, ohne eiteln Putz, die Kleider geschlossen bis an den Hals, sittsam und doch elegant.[1]

Giorgio Vasari befaßt sich in seinen Schriften viel mit dem Familienleben der Künstler, welches er vortrefflich schildert. Wir entnehmen daraus, daß ihre Lebensgewohnheiten und Neigungen jenen des Hoflebens entgegengesetzt waren. Sie gaben sich nie zu Höflingsdiensten her, immer frei und unabhängig, arbeiteten sie viel und verdienten wenig, und selbst von diesem wenigen verwendeten sie den größern Theil — mehr als zu ihren eigenen Ergötzlichkeiten — zum Gedeihen der Kunst; für die Kunst unterzogen sie sich allen Entbehrungen; heroischer Handlungen fähig, bewahrten sie neben der herrschenden Servilität allein Unabhängigkeit und Hochsinn. Wenn sie unter sich Kurzweil trieben, war es künstlerischer Wetteifer, — Neid, Haß, jede Leidenschaft verfliegt bei der Arbeit.

Verrocchio ruht aus, wenn er malt; Sammicheli entsagt zu Gunsten seiner Neffen auf höhere Bezahlung; Vinci lehnt unwillig jede Entlohnung in Geld ab: „Ich bin kein Maler um Geld", pflegt er zu sagen; mit Freigebigkeit steht er jedem seiner Freunde bei, ob arm oder reich, wenn er nur Talent und Geschick besitzt. Andrea del Sarto arbeitet Tag und Nacht, um nur etwas Rechtes zu Stande zu bringen; an geringem Nutzen

[1] Vespasiano da Visticci (Archivio storico, I, 458).

war ihm nichts gelegen. Hoher Kunstsinn achtet nicht auf materiellen Genuß und Gewinn, hebt die persönliche Würde, und diese Menschen, auferzogen unter beschränkten Verhältnissen wie Bramante, „legen das Geld zusammen, um bei mangelnder Arbeit sich wechselseitig unterstützen, ohne fremde Hülfe selbständig erhalten zu können“.[1]

Man betrachte sie im häuslichen Leben: welcher Edelsinn, welches lebhafte Gefühl für die Familie! Jeder sieht in der Mutter ein Ideal; Pellegrino läßt sich tödten, um den Sohn zu retten; der habsüchtige Perugino, der des Geldes wegen jeden schlechten Contract einzugehen fähig war, liebt seine Frau so sehr, daß es ihm das größte Vergnügen macht, sie sowol in als außer dem Hause immer in reizender Toilette zu sehen, und man sagt, daß er an ihren Aufputz oft selbst Hand anlegt; Antonio di Correggio, von der Sorge um seine Familie gedrückt, widmete sich der Kunst mit persönlicher Beschwerlichkeit und unter continuirlichen Anstrengungen; Michelangelo verrichtete als Knabe Wollarbeit und studirte die Grammatik; als Jüngling beschwört er in Briefen seinen Bruder, den Aeltern nicht Verdruß zu machen; im Alter denkt er immer an sie und beweint auf das tiefste die Dahingeschiedenen.

La memoria l' un prima mi dipinge
L' altro vivo scolpisce in mezzo al seno
Nuova pietà che di pallor mi tinge....
Ma qual core è crudel che non piangesse,
Non dovendo veder di qua più mai
Chi gli die' l' esser pria, nudrillo e resse?[2]

Und Rafael, von der Natur mit einem Kunstgenie begabt, daß sie selbst übertroffen ward — gesäugt und

[1] Giorgio Vasari, Vite, II (Florenz 1848).

[2] Michelangelo Buonarotti, Rime (Florenz 1863).

auferzogen von der Mutter, lernt zu Hause die väterlichen Sitten. An der Seite der Aeltern horcht er des Abends am Kaminfeuer den poetischen Erzählungen über das Künstlerleben; des Knaben Abschied vom älterlichen Hause, um zu seinem Lehrer Perugino zu gehen, kostete der zärtlich liebenden Mutter viele Thränen; als er erwachsen war, ging er nicht zu Hof; seine Freuden waren: die Kunst und die Menschenliebe, ihnen widmete er allen Nutzen, alle Muße.

Mächtig angeregt von diesem in der italienischen Künstlerwelt jener Zeit herrschenden Sinn für das Familienleben konnte Torquato Tasso — mit Thucydides — schreiben: „Jene Frau verdient am meisten gepriesen zu werden, deren Lob und guter Name innerhalb der Mauern des eigenen Hauses verbleibt." — Dem fügt er nachstehende, von allgemein bewunderten thatsächlichen Fällen hergeleitete schöne Maxime bei: „Das Glück des Mannes liegt in der Ehe dermaßen, daß alle Handlungen leicht, angenehm und vortrefflich vor sich gehen; weder ist die Wirksamkeit des Mannes eine solche, daß die Gattin nicht dabei betheiligt wäre, noch jene der Frau ihr so eigen, daß der Gatte nicht daran theilnehmen sollte — vorausgesetzt, daß sie nicht blos Bettgenossen sind, sondern wahre Lebensgefährten im Denken und Handeln."[1]

Dann ist ein Galateo ganz genau beschrieben im „Padre di famiglia", ein totales Gegenstück zu den Lebensgewohnheiten eines Höflings, wie ihn Castiglione idealisirt hat. Die Grundsätze zu seinem Frauencodex entnimmt Torquato Tasso aus dem Volke. „Die Frau", sagt er weiter, „soll mit der ihrem Stande angemessenen ge-

[1] Torquato Tasso, Opere, XII, Theil I.

schmackvollen und anmuthigen Zierde ausgestattet sein und ihre natürliche Schönheit nicht durch allerlei künstliche Verschönerungsmittel und Schminken verunstalten; sie besuche nur solche Festivitäten und öffentliche Lustbarkeiten, wo eine anständige ehrbare Gesellschaft sich zu versammeln pflegt, ohne davon Misbrauch zu machen; sie suche nur ihrem Gatten zu gefallen, erziehe und hüte ihre Kinder; ihr steht die Leitung des Hauswesens zu, die Sorge für die Beschaffung von Vorräthen, insbesondere an Flachs, Leinen- und Seidenzeugen; auf diese Weise trifft sie nicht nur die nöthige Vorsorge für die Bedürfnisse und den Anstand des Hauses, sondern sie kann auch einen erklecklichen Gewinn machen. In dieser Kunst muß sie wohl bewandert sein, um ihrem Töchterlein ein reichliches, anständiges Auskommen zu bereiten."[1]

III.

Die „Cortigiana" der Renaissance.

Als Gegenbild zu der Lebensweise und der Haltung der Frauen jenes Kreises, in welchem in der That das Paradies der Schönheit, feine Sitte, moralischer Gehalt und Kunstsinn zu treffen war, wollen wir die „Cortigiana", die leichtlebige, galante Dame, schildern. Man suche sie wo immer, sie lebt und webt in einer andern Welt von Gefühlen, Ideen und Neigungen; ob Mädchen oder Gattin, Hoffräulein oder Prinzessin, ihr ganzes Sinnen und Trachten geht nur dahin, ihre Capricen, ihre Gefallsucht, ihre Jagd nach Vergnügungen und

---

[1] Torquato Tasso, Il Padre di famiglia, Diologo I.

Liebesabenteuern zu befriedigen; sie trägt dabei keinerlei Bedenken, denn nach der unter ihnen gültigen Moral ist es Pflicht und Aufgabe, sich und andern zum Vergnügen zu leben; natürlich und nicht tadelnswerth sind Liebesaffairen, wenn sie nur mit einer gewissen Schicklichkeit durchgeführt werden;[1] üblich und zulässig ist es, neben der unendlichen Liebe zu dem Gatten auch den Liebhaber unendlich zu lieben.[2] Galateo behauptet, „daß eine Frau, um dem Rufe der Unehrbarkeit auszuweichen, gerade nicht so spröde zu sein braucht, daß sie Gesellschaften und Gespräche, die etwas frivol sind, verabscheue";[3] der Philosoph, welcher so manche schöne Dinge als unumstößliche Wahrheiten hinstellt, hält dafür, „daß die Frau, um von ihrem Geliebten gerühmt und gepriesen zu werden, ihm auch in jenem Theile ihrer Liebe zu Gefallen sein kann, in welcher sie sterblich ist wie wir alle".[4]

Ihr Gatte nimmt an nichts Aergerniß, ja er ist stolz und prahlt damit, daß seine Frau alle Männer in Verzweiflung bringt; er treibt allen Aufwand und Verschwendung in Lustbarkeiten, „reicht seine Börse nicht aus, so sind Freunde und Verwandte da, die keinen Mangel eintreten lassen, das ist so üblich heutzutage".[5] Die freie Zeit, welche ihr die Vergnügungen übriglassen, geht nicht unbenutzt vorüber, denn sie eilt, gehörig auf-

---

[1] Raccolta di Novelle italiane (Florenz 1833), Bd. I. Novelle del Doni e del Salucci.

[2] Torquato Tasso, Opere, XI, 203.

[3] Castiglione, Il Cortigiano (Florenz) 174.

[4] Sperone Speroni, Opere: Dialogo dell' Amore (Venedig 1742), I.

[5] Niccolo Machiavelli, Commedie: Clizia. — Ariosto, Satire (Bologna 1875).

geputzt und geschminkt, mit entblößtem Busen vor das Hausthor, um sich sehen zu lassen und zu plaudern. Wovon? von allerlei Schmuck und Zierath, von Gedichten und Geheimnissen, die sie ausforschen oder ausposaunen will, und während sie sich über diese oder jene lustig macht, liebäugelt sie mit einer Goldfliege, die ab und zu an ihr vorübersumst und ihr zu gefallen sucht. Tritt einer bei ihr ein und wäre er der ernsthafteste Mann von der Welt, so fragt sie gleich: „Triumphirt Signor Molza? Oder hat er mit ihr gebrochen? Ist er wirklich verliebt oder treibt er nur Fopperei?“ In der Kirche dieselbe eitle Andächtelei, sie betrachten sich wechselseitig, vom Kopf bis zum Fuß ihre Toiletten musternd; wenn sie den Tempel des Herrn verlassen, sieht ihnen jedermann nach, eine Schar von Anbetern umgibt sie, Funken, Blitze und Pfeile fliegen her und hin wie auf einem Schlachtfelde.[1]

Es vergeht fast kein Tag, ohne daß irgendein „Conte di Barcellona“, welcher sich für einen Juwelier ausgibt, in solche Gesellschaften sich einführen läßt, wo er Mädchen und verheirathete Frauen durch allerlei Geschmeide für sich ganz zu gewinnen weiß;[2] alle rühmen sich dann geheimer Liebesabenteuer, welche in Komödien und Novellen beschrieben werden; Machiavelli und Ariosto[3] geben als nachsichtige Priester die Absolution dazu und überlassen es einem Doni und Salucci, diesem Treiben in eleganten Novellen sittliche Grundsätze zu unterstellen.

---

[1] Annibal Caro, Lettere (Venedig 1591) I, 29, 151.

[2] Raccolta di Novelle italiane (Florenz 1833).

[3] Machiavelli, Clizia, Akt IV, 4. — Ariosto, Orlando furioso, Ges. X, 14.

Das eheliche Verhältniß wurde in diesen Kreisen als eine Last betrachtet und, abgesehen von den Ironien Ariosto's, sagt Varchi, wie uns Speroni mittheilt, „daß die Priester die Schließung von Ehen deshalb nicht wollen, um selbst Liebeleien ohne Verdrießlichkeiten ungestört pflegen zu können."[1] Ehebündnisse werden größtentheils nur des materiellen Vortheils wegen geschlossen, aber den Familien, die daraus hervorgehen, fehlen die sittlichen Bande; wir sehen daher an den Höfen und anderwärts ein erschreckendes Gemenge von legitimen und natürlichen Kindern, von Ehegattinnen und Concubinen, von Gatten und Liebhabern, sodaß es Tasso für eine ganz kluge Maßregel hält,[2] „den Söhnen das Heirathen nicht eher zu gestatten, als bis die Väter in vorgerücktem Alter stehen, damit diese nicht als Rivalen ihrer Söhne in der Liebe auftreten." Ja, man ging so weit, daß der venetianische Gesandte Monolesso den Herzog Alfonso tugendhaft nennt, weil er niemals mit der Gattin eines andern ein intimes Verhältniß hatte und als Witwer an der Liebeslust mit Mädchen sich vergnügte unter Zustimmung der Aeltern, welche ihm ihre Töchter preisgaben, um eine reiche Ausstattung zu ihrer Verehelichung zu erlangen.[3] Und andere Gesandte erzählen von ähnlichem Schacher in Rom, um Töchter anständig ausgestattet verheirathen zu können.

Das Uebel wurde so arg, daß derselbe Herzog Alfonso ein Gesetz erlassen mußte, um den Vormündern solchen

---

[1] Speroni, Opere. Della dignità delle donne, II, 25.

[2] Tasso, Il Padre di famiglia, Dialogo I.

[3] Relazioni degli Ambasciatori veneti, Serie II, Bd. II, 422.

Handel mit ihren Mündeln zu verbieten.[1] — Man suche soviel man will, nur ausnahmsweise wird man in dem Kreise dieser Menschen eine solide Familie finden; das Kind, kaum geboren, ward bekannten Leuten übergeben, die Mutter konnte sich damit nicht befassen, denn es mangelte ihr an Zeit und wäre auch eine Schande gewesen. Savonarola und Tasso[2] verurtheilten scharf diesen schlechten Gebrauch, und Bisticci, darüber erzürnt, vergleicht solche Familien mit einem Convent von Mönchen, welche nur durch strenge Zucht in Ordnung gehalten werden können.[3] Die eheliche Treue war erloschen; zum Beweise, daß es unmöglich war, diese bei dem Manne und bei der Frau zu finden, hat Ariosto zwei Episoden geschrieben. Tasso macht seinem Vetter heftige Vorwürfe, weil dieser, nachdem er sich gleichsam zur Kurzweil eine Gattin genommen, gegen die Ehe schrieb;[4] und ein anderer hat die Sage erdichtet: daß der Teufel, erschrocken, statt zu seiner Gattin zurückzukehren, lieber in die Hölle ging.[5]

Eine solche Schändung der heiligsten Gefühle wirft alle sittlichen Grundsätze über den Haufen, keine Tugend ist ungefährdet; und wenn einerseits Ruggero aus Liebe zu seiner Brandimarte sich taufen läßt, — erzählt uns andererseits Firenzuola, daß eine Frau, welche unentschieden war, einen Nichtchristen zu heirathen, ausgerufen

---

[1] Frizzi, Memorie di Ferrara (Ferrara 1796) IV, 419.

[2] Savonarola, Sermoni. — Tasso, Opere: Dialogo I, Bd. XI.

[3] Bisticci, Vite, I, 102.

[4] Tasso, Opere: Il Matrimonio (Lettera), Bd. X.

[5] Novelle italiane (Novella del Machiavelli) (Florenz 1833) I, Thl. I, 1011.

habe: „Es wäre thöricht von mir, mit mehr Sicherheit auf meine Treue zu bauen als auf die Treue eines andern.“ [1] Papst Pius IV. befahl dem Herzoge von Ferrara, er solle seine Mutter verbannen, weil sie eine Ketzerin sei,[2] und dies geschah bald nachdem der Herzogin Leonora von Aragonien, Gemahlin Hercules' II., bei einem vom Cardinal San-Sisto veranstalteten Gastmahl unter allerlei Zuckerwerk ein nackter Hercules, der Triumph der Venus, der Raub der Nymphen durch die Centauren servirt wurden. — Die Liebe ist die Kunst des Genusses, ihr Ziel ist Gold und Lobgesang.[3] Ueber die Moral der Frau stellt Ariosto folgende Betrachtung an:

> Und von den vielen, die ich heiß geliebt,
> Nicht eine ist mir wirklich treu geblieben;
> Nicht alle schelt' ich treulos, undankbar, —
> An meinem grausamen Geschick allein
> Mag wol die ganze Schuld gelegen sein.[4]

Die geschilderte frivole Leichtlebigkeit ist doch niemals in ihrer Nacktheit aufgetreten. Die Kunst, welche die Gefühle und Neigungen des Volkes in unsterblichen Werken idealisirte, hat auf die Sitten der Reichen einen corrigirenden, ja nicht selten dominirenden Einfluß genommen, daher kam es, daß unsere leichte, galante Dame, obschon sie im Punkte der Moral nicht eben scrupulös war, doch in der Regel auf Beobachtung der weiblichen Würde, des Decorums und eines feinen Benehmens be-

---

[1] Firenzuola, Novelle (Florenz 1733).

[2] Frizzi, a. a. O., IV, 357.

[3] Pigna, Storia dei principi d' Este (Ferrara 1570) I, 628. — Sperone Speroni, Opere (L'Amore), Bd. I.

[4] Ariosto, Orlando furioso, Ges. XXVII.

sonders gehalten hat, und daß sie eifrig bemüht war, sich durch ernste Studien zur Ausbildung ihrer meistens hervorragenden Talente bestens zu unterrichten, um in ihrer Haltung, in ihren zierlichen Reden nicht nur nobeln Anstand zu manifestiren, sondern auch als ein gleich andern gebildetes, geistreiches Wesen, als der Typus einer Schönheit ohne Makel zu erscheinen, was allerdings ihren Charakter gehoben hat und wodurch sie alle, die Freunde der Antike wie des Modernen, zu entzücken wußte. Diese Repräsentantinnen der Schönheit waren am besten geeignet, den aus dem Volke hervorgegangenen Künstlern die Modelle schöner, interessanter Gestalten zu liefern, in Gemeinschaft mit ihnen die Blumen vom freien Felde in die Ziergärten zu verpflanzen.

IV.

Die Familie Tasso.

Diese Gesellschaft lernte Torquato sehr spät kennen. Er genoß eine ganz häusliche Erziehung, das Werk des Vaters Bernardo und der Mutter Porzia, dann des guten Angeluzzo, seines Lehrers, welcher wie geschaffen war, Einfachheit und natürliches Wesen zur Geltung zu bringen. Der älterlichen Liebe erblühte zuerst ein reizendes Blümlein, welches in der Taufe den Namen Cornelia erhielt; ein zweites kam todt zur Welt. Vater Bernardo verlebte in dem kleinen Kreise der Seinigen angenehme, zufriedene Tage, wie er sie nie genossen; an dem Töchterlein sich ergötzend, vergaß er den Minister, der sich in den prachtvollen Hoffalons misvergnügt und aufgeregt herumtrieb. Neue Träume durchkreuzten die

Phantasie des Gatten, des Vaters, des Menschen! Später einmal schrieb er an seine Tochter: „Angenehm und ruhig wird mein Greisenalter dahinfließen, wenn ich, was Gott wolle, in Deinen Kindern mich fortleben, mein Ebenbild bei ihrem Anblicke wiedergegeben sehe; und minder beschwerlich wird mir der Tod sein, wenn Du, geehrt und beglückt mit der Liebe Deines Gatten und der Freude an Deinen Kindern, mit bleicher Hand mir die Augen schließen wirst; ich bin sicher Deiner letzten Küsse, Deiner letzten Thränen und jeder andern frommen und dankbaren Pflichterfüllung eines gehorsamen, liebreichen Kindes.“ [1]

Auch ein zurückgezogenes glückliches Leben ist Gegenstand des Neides teuflischer Gemüther; die Höflinge fingen an Intriguen zu spinnen, und zwar derart, daß Bernardo Tasso mit dem Fürsten Sanseverino in Zwiespalt gerieth, doch die Intrigue erreichte diesmal nicht ihren Zweck. Der Fürst, sein Unrecht einsehend, gewährte seinem Getreuen eine Gehaltsaufbesserung und, um ihm überdies etwas Angenehmes zu erweisen, entlastete er ihn von der Sorge um die Politik und überließ ihn ganz dem Cultus der Familie und den Musen. Sorrent ist der Ort seiner Wonne, hier weilt er am liebsten in den milden Lüften, unter dem klaren, tiefblauen Himmel, auf den Anhöhen, die Felsenriffen gleichen, umrahmt von blumenreichen Wiesen, umflossen vom Silberglanze des Meeres. Die Alten hatten wol recht, sagt er sich, den Wohnsitz der Sirenen hierher zu verlegen. Welch paradiesische Ruhe! Die Familie mit Küssen zu überhäufen beim köstlichen Symposion, am Schreibtische „L' Amadigi“ zu dichten, im

[1] Bernardo Tasso, Lettere.

Orangenhaine am Meeresufer zu wandeln, oder mit dem Kinde im Arm, vom Fenster des Wohnzimmers, die poetische Landschaft, den gestirnten Himmel zu betrachten, zu lauschen dem Geflüster der sich kräuselnden Meereswellen, die immerfort treiben im unendlichen Raume: es schwillt das Herz vor Entzücken, in süßen Träumen wiegt sich die Phantasie! Es kommt der Frühling, in der allumfassenden Erregung der schönen Erde keimt neues Leben, und während die schaffende Natur ihre Hochzeitsfeier beging, wurde Porzia zum dritten mal Mutter: am 11. März 1544 trat — die Blütenknospe der schönsten Blume neuer Dichtung — Torquato Tasso ans Tageslicht.

In den Windeln wird er wie alle Kinder gewesen sein; verwundert über den Anblick der Welt, mag er diese mit Erstaunen betrachtet und die Küsse, all die tausend zärtlichen Liebkosungen der Mutter und des Vaters mit jenen kindlichen, so bedeutungsvoll zu den Herzen der Aeltern sprechenden Bewegungen erwidert haben. Porzia säugte das Kind selbst, und mit ihrem liebevollen Lächeln lehrte sie es die unaussprechliche Melodie herzinnigen Affects verstehen. Alles ging soweit gut von statten ohne irgendeine Störung, Vater und Mutter waren zufrieden; Torquatillo wuchs heran in einer Familie von Engeln; das Glück lächelte ihn an, als er es noch nicht fassen konnte; doch mit reißender Schnelligkeit eilten sie vorüber die stillen, seligen Tage; Vater Bernardo mußte mit seinem Herrn verreisen; die Lage war sehr ernst im Kampfe der Pflichten des Familienvaters mit jenen des Untergebenen, doch Ehrgeiz und Subsistenzrücksichten bestimmten den Schwankenden zur Abreise. Unendlich schwer war der Abschied von der Familie, trübe Ahnungen beschlichen Vater und Mutter, letztere

begab sich nach Neapel, um den Verwandten näher zu sein; ein verhängnißvoller Schritt, den sie später sehr bereut hat.

Die düstern Ahnungen erfüllten sich nur zu bald.

Die Angelegenheiten Sanseverino's nahmen einen sehr ungünstigen Verlauf; Bernardo Tasso wurde exilirt, seine Güter confiscirt. Porzia in der Stadt allein mit ihrem Kinde und ihrem Unglück, umgeben von böswilligen Verwandten, welche sich aus purem Eigennutz abwenden, sobald ihre Hülfe benöthigt wird; das Vermögen des Gatten verschwunden und auch die Mitgift wird ihr von den nächsten Angehörigen streitig gemacht, welche überdies behaupten, der Verbannungsbefehl treffe auch Torquatillo. „Denken Sie sich, mein Herr!" — schreibt Bernardo an Sanseverino —, „in welcher schrecklichen Lage sich meine arme unglückliche Frau befindet, ohne Hab und Gut, ohne Freunde, ohne hülfreiche Verwandte; sie findet niemand, der ihr Gerechtigkeit und die Verabfolgung ihrer Mitgift verschaffen wollte; die Brüder sind nicht Brüder, sondern Todfeinde, keine Menschen, sondern grausame, wilde Bestien, und ihre Mutter, die es mit den Söhnen hält, auch ihre Todfeindin, kein Weib, sondern eine höllische Furie."[1] Ueber diese bejammernswerthen Verhältnisse schrieb die tiefbekümmerte Frau ergreifende Briefe an ihren verbannten Gatten, doch blieb sie unerschütterlich in der gewissenhaften Erfüllung ihrer Mutterpflichten.

---

[1] Bernardo Tasso, Lettere (1. August 1553 und 15. Februar 1556), II, 119, 157.

V.

Torquato's Kindheit, Erziehung und Unterricht.

Zur Zeit, als das Geschick der Aeltern diese unglückliche Wendung genommen, war Torquatillo — so liebte ihn der Vater zu nennen — etwa acht Jahre alt, er hing mit ganzer Seele an der Mutter und am Schwesterchen. Kein Freund lärmender Zerstreuungen, war er den Eindrücken aller Dinge, welche seine Aufmerksamkeit erregten, leicht zugänglich und vertiefte sich darüber in stille Betrachtungen; es lag ihm weniger daran, eine Sache, die ihn interessirte, zu besitzen, er wollte sie kennen lernen. Mama, warum ist dies so gemacht? war immer seine erste Frage. Ueber eine unbefriedigte Antwort konnte er höchlich erzürnt auffahren, eine befriedigende regt ihn zu weiterm Nachdenken an, er liest, liest wieder und liest von neuem, hingerissen von gefühlvoller Auffassung und Bewunderung aller Schönheiten, welche sich ihm in der Natur der Dinge enthüllten und schnell vorübereilten, ohne daß er sie festhalten konnte. Die Schule war seine Leidenschaft, er wollte immer dort sein und selbst bei Nacht träumt er von ihr. Die Wißbegierde, die ihn quält, die Natur, die Mutter, die Schule — lauter Anreizungen zu neuen Wünschen — erregen in der Phantasie dieses Knaben eine unbeschreibliche Unruhe, ein immerwährendes Entzücken und Nachsinnen über alles Geheimnißvolle an den von ihm bewunderten Schönheiten; daher kam es, daß der wol lebhafte, aufgeweckte Knabe es vorzog, sich mit dem Spiele seiner Phantasie, als mit den Spielereien, die er besaß, zu befassen; seine kindlichen Aeußerungen — durchdrungen

von einem Zuge milder Schwermuth — waren in den Augen seiner Umgebung lebensvolle, farbenreiche Bilder von unschätzbarem Werthe; man überhäuft den Knaben mit Liebkosungen, Belobungen und Geschenken, man reißt sich förmlich um ihn, alle wiederholen seine ergötzlichen Ausrufe und Bemerkungen, die Aeltern sind entzückt, die Mutter streichelt und küßt ihn zärtlich und kann sich nicht enthalten, ihn voll Freude ans Herz zu drücken. Des Knaben weiches Gemüth frohlockt nicht wenig darüber, er wird durch all diesen Beifall, durch alle Liebkosungen erst recht aufmerksam auf seine Aeußerungen, die er so unversehens von sich gegeben, er wiederholt sie und hört nicht auf, bis er den unendlichen Applaus und das Bravo der Seinigen vernommen. So wurden die natürlichen Anlagen des Knaben und seine poetische Ader durch die Macht des Gefühls wachgerufen, aber auch der Ehrgeiz; seine Einbildungskraft schafft sich eine eigene Gedankenwelt. Es macht ihm zwar große Freude, sich als Liebling von allen geherzt und gefeiert zu sehen, doch wird er immer unruhiger und nachdenklicher, denn er mag es wol gefühlt haben, daß in dem Guten, welches man an ihm bewundert, etwas Besseres, Höheres liegen möge, was er sich noch nicht zu erklären wußte.

Mit der lebhaften Lernbegierde hielt die vorzeitige Entwickelung seiner Fähigkeiten gleichen Schritt in einer Weise, die unglaublich erschiene, hätten wir nicht nebst den von Manso aus dem Munde der Zeitgenossen gesammelten Notizen das Zeugniß des Vaters, der sich darüber wundert, daß sein Torquatillo im Alter von vier Jahren Grammatik lernte, und daß er, nur sieben Jahre alt, an der Jesuitenschule in Neapel einer der Vorzüglichsten in der Rhetorik war. Wenn sein durch-

dringender Verstand sich zum Studium der Grammatik hingezogen fühlte, welch tiefen Eindruck mögen die Kümmernisse, die Thränen der Mutter auf sein empfindsames Herz gemacht, wie schmerzlich mag er die bitter beklagten Widerwärtigkeiten des Vaters, die Unbilden von seiten der entarteten Oheime und das Verlassensein der Aeltern von aller Welt mitempfunden haben. Die arme Porzia, in der Umarmung der Kinder Trost suchend, brach immer in Thränen aus bei dem Gedanken, in welcher schweren Gefahr beide schwebten. Der gute Maestro Angeluzzo gab sich alle Mühe, bei aller Niedergeschlagenheit doch möglichst heiter zu erscheinen, zur Beruhigung der Familie, und tröstete mit dem Vertrauen auf Gott, was in die Gemüther der Kleinen, deren Stimmung sich nach den Mienen der Mutter richtete, einen Strahl von Hoffnung leuchten ließ. Nur die festen Bande inniger Liebe halfen in diesem Familienkreise alle Leiden mit stiller Duldung ertragen; nicht so die Schule, welche, statt die freie häusliche Erziehung mit gleichmäßiger rücksichtsvoller Pflege zu unterstützen, ihr entgegenwirkte, indem sie mit künstlicher Härte die geistigen Anlagen fesselte. Wir wollen hier kein Urtheil fällen über die historischen Ursachen der Entstehung des Jesuitismus — sein Unterrichtssystem war verwerflich; wo immer dasselbe platzgegriffen, verdarb es die Charaktere, die kleinen richtete es zu Grunde, die großen lähmte es. Einen triftigen Beweis dafür liefert Torquato Tasso.

Schon in seiner Kindheit zeigt er einen natürlichen Hang, seine Blicke, seine Gedanken auf einen und denselben Gegenstand unverwandt längere Zeit zu heften und immer wieder darauf zurückzukommen, wodurch der Grund zu fixen Ideen gelegt werden konnte. Solchem

Uebel vorzubeugen wäre das geeignetste Mittel, allen geistigen Fähigkeiten und der unersättlichen Wißbegierde freie Entwickelung zu gönnen; auf diese Weise ließ die kluge Mutter sein Gefühlsleben, den Antrieb seines Herzens sich frei herausbilden. Dem entgegen begann die jesuitische Erziehungs- und Unterrichtsmethode in schlauer Weise damit, dem Knaben Mistrauen in seine geistigen Fähigkeiten einzuflößen, um sie abzuschwächen und endlich ganz zu unterdrücken. An die Stelle der Vernunft- trat die Gedächtnißübung, an die Stelle des Prüfens der Autoritätsglaube; seine in der Kindheit an den Tag gelegte Gewohnheit, dem Warum, den Ursachen der Dinge nachzuforschen, wurde in den Hintergrund gedrängt, der Knabe mußte sich mit den erhaltenen Erklärungen begnügen und ward in der Kunst abgerichtet, alles zu vertheidigen, was ihm in dogmatischer Weise als undiscutirbar dargelegt wurde.

Dies machte ihn mistrauisch gegen seine eigenen Gedanken, gegen alles Neue, was ihm aufstieß. — Grammatik, Geschichte und Philosophie wurden nur im allgemeinen als Recepte für alle möglichen Gelegenheiten in den Lectionsplan aufgenommen; alles ging nach den Taktschlägen des Lehrers, jede Bewegung, jedes Wort, jeder Gedanke, die sittliche und die physische Pflege. Die Schule sei das Leben, hieß es, die Bestimmung eines jeden sei das Aufsteigen in den Klassen, um höchstens Correpetitor zu werden; von freier Selbstbestimmung war keine Rede. Egoismus und Kastengeist wurden untereinandergemengt; der Mensch sei um so besser, je mehr er sich anschicke, ein intelligentes, fanatisches Werkzeug zu sein; dies war der Zweck und das Ende der Moral, unbedingter Gehorsam das Mittel.

Man kann sich vorstellen, mit welchem Eifer die kurz zuvor in Wirksamkeit getretenen Jesuiten sich angelegen sein ließen, einen so guten Zögling wie Torquato Tasso in ihrem Sinne und für ihren Zweck bestens zu instruiren. Die Wirkungen dieser Erziehungsmethode waren sofort wahrzunehmen. Unter jesuitischer Zucht wird er ein ängstlicher Zweifler, haftet an fixen Ideen, von welchen er sich nicht losmachen kann; oft erwacht er in der Nacht, die Familie muß ihn bei Fackelschein in die Schule führen lassen, denn er fürchtet, zu spät zu kommen; übereifrig vertieft er sich in alle Arten von Regeln und eignet sich schnell das Lateinische und Griechische an, der zarte Verstand übt sich in der Kunst von Syllogismen und sein Genie müht sich ab mit der Combination von Redefiguren; aller Beifall, den er einerntete, galt nur den wörtlichen Wiederholungen und den Disputationen über kleinliche, nichtssagende Dinge; der Ausbildung natürlicher Urtheilskraft wurde weder Raum noch Zeit gegeben, sein tiefes Gefühl, seine glühende Phantasie lediglich für äußere Glaubenspraxis, für das Ceremonienwesen ausgenutzt. Ausnahmweise wurde Torquatillo — noch ein Kind — zum heiligen Abendmahle zugelassen; in der Kirche, wo alle Blicke der versammelten Menschenmenge ob des ungewöhnlichen Falles auf ihn gerichtet waren, glänzt er vor Freude und fragt nach der Bedeutung des feierlichen Actes, von dem er nichts versteht; die empfangenen Erklärungen befriedigen ihn zwar nicht, doch schmeicheln sie seinem Ehrgeize und er fällt auf die Knie, durchdrungen von einer ihm selbst nicht erklärlichen Verwunderung über das neue außerordentliche Mysterium.[1]

[1] Torquato Tasso, Lettere, II, 90.

Solchergestalt ist Torquato Tasso — neben der wohlwollenden und sorgenvollen mütterlichen Erziehung — in strenger Zucht und Gehorsam gehalten worden. Der gute Gott der Mutter flößt ihm Vertrauen ein, der Gott der Jesuiten stimmt ihn zu einer — er weiß nicht welchen — geheimnißvollen Andächtigkeit. Die Vernunft schweigt noch, die erhaltenen Auszeichnungen weisen den harmlosen Knaben auf den Weg, sich neue leicht und schnell zu erwerben. Doch trotz des künstlichen Triebwerks haben sein ernster, edler Sinn, sein lebhaftes, redliches Pflichtgefühl, sein geniales Streben nach richtiger Erkenntniß der Dinge in dem Grunde seiner schönen, großen Seele immer tiefer Wurzel gefaßt.

VI.

Porzia's Tod.

Das Schicksal der Familie gestaltete sich immer schlimmer; die Verfolgungen von seiten der Regierung wurden so hartnäckig betrieben, daß selbst der kaiserliche Hof seine Misbilligung zu erkennen gab. Porzia wußte sich nicht zu helfen, sie schrieb und schrieb wieder und beschwor Bernardo, sie zu erlösen; seine Lage war nicht minder hart, denn wenn er seine Stellung selbst aufgab, woher die Mittel zur Subsistenz nehmen? an wen sollte er sich halten, um unter den politischen Stürmen nicht gänzlich Schiffbruch zu leiden? Die unglückliche Frau erkrankte, dies bestimmte ihn zu dem Entschlusse, durch Vermittelung Americo Sanseverino's zu erwirken, daß ihm gestattet werde, seinen Aufenthalt an einem Orte nehmen zu dürfen, wo er mit seiner Familie leben, seinen Pflichten

als Familienvater nachkommen könne, wie es Gott und seine Ehre gebieten. Bernardo erlangte bald die erbetene Gnade und Anfang Februar 1554 trifft er in Rom ein, mit einem jährlichen Subsistenzstipendium von 300 Scudi in Gold.[1] Kaum daselbst angelangt, bietet er alles auf, um seine Familie dahin kommen zu lassen; doch unglaublich — die Brüder Porzia's widersetzten sich und intriguirten dagegen in einer Weise, sodaß ihr Abgang von Neapel den Verlust ihrer Mitgift nach sich gezogen hätte. Umsonst verwendeten sich hochgestellte Persönlichkeiten, es war nichts zu erreichen.

Während Bernardo den Ausspruch der Gerechtigkeit erwartet, war er auf die zwischenzeitige Unterbringung seiner Kinder bedacht, indem er durch Giovanna von Aragonien ihre Aufnahme in das Kloster San=Festo nachsuchte und erwirkte. Aber wenn einmal das Unglück sich einem an die Fersen heftet, so läßt es ihn nicht mehr aus, denn nachdem schon alles abgemacht war, taucht plötzlich der Anstand auf, daß die Klosterregeln den Aufenthalt von Personen männlichen Geschlechts nicht gestatten. Der Vater nahm den Knaben zu sich nach Rom. Torquato war zehn Jahre alt, als er sich von der Mutter trennen mußte; dies war der erste Schlag, der das kindliche Herz getroffen; bisjetzt hat er alles Leid mit den Seinigen getheilt, wie oft hat er theilnahmsvoll fragend: Liebe Mutter, was fehlt Dir? durch herzinnige Umarmungen und Küsse den herben Kummer von ihrem Antlitz verscheucht, ihre Thränen getrocknet; nun merkt und fühlt er, daß die Seufzer, die Thränen der Mutter seinem Herzen anvertraut sind für

[1] Seraſſi, Vita (Lettere di Bernardo), I, 79, 80.

den entfernten Vater; sie hängt an seinem Halse, er sagt ihr Lebewohl und kann doch nicht von ihr lassen, zitternd vernimmt er ihre Abschiedsworte: „Ich werde dich nicht wiedersehen!" — Und als er nach 24 Jahren in dem trostlosesten Moment seines Lebens als ein Flüchtling vor der Gehässigkeit der Menschen herumirrt, da taucht in dem von aller Welt Verlassenen die Erinnerung auf an die schmerzlichste aller Trennungen, an das Scheiden auf Nimmerwiedersehen eines gefühlvollen, edeln Sohnes von der liebenden und geliebten Mutter; ihr wehmüthiger Schatten war der einzige tröstende Begleiter auf seinem dornenvollen Lebenswege:

Me dal sen della madre empia fortuna
Pargoletto divelse. Ah! di quei baci
Ch' ella bagnò di lagrime dolenti,
Con sospir mi rimembra, e degli ardenti
Preghi, che sen portar l' aure fugaci,
Ch' io giunger più non dovea volto a volto
Fra quelle braccia accolto
Con nodi così stretti e sì tenaci.[1]

Mit dem Bilde der leidenden Mutter im Herzen, gelangt der Knabe nach einer mehrtägigen Wanderung durch einsame Gegenden nach Rom und findet den Vater auf dem Krankenlager. Die Freude, den geliebten Sohn wiederzusehen, bewirkt, daß der arme Alte sich bald erholt und den lieben Jungen mit endlosen Fragen bestürmt,[2] worauf dieser den namenlosen Kummer, alle erlittenen Unfälle der Mutter im Drange der schmerzlichsten Gefühle weinend schildert und so einer mit Thau-

[1] Torquato Tasso, Opere, VI, 100.
[2] Serassi, Vita, I, 84.

tropfen benetzten, im Dornenstrauche blühenden Rose gleicht, denn auch die Leiden des Vaters nehmen kein Ende; ein Unglück zieht das andere nach, kaum zeigt sich ihm ein Hoffnungsstrahl, so folgt bald die Enttäuschung. Sein ganzes Streben ging nur dahin, seiner Porzia zu helfen, doch quält ihn unaufhörlich die Besorgniß, nicht rechtzeitig an das Ziel zu gelangen; sein geängstigtes Gemüth hat ihm die Wahrheit angekündigt.

Die Menschen preisen immer im Gedanken die Tugend, sprechen und schreiben auch sehr viel über sie, doch selten wird sie von ihnen werkthätig geübt, fast niemals gepflegt; statt die Apostel der Tugend in ihrem Wirken zu unterstützen, ihnen nachzuahmen, womit manches Ungemach verbunden und vor allem der Egoismus beiseitezusetzen wäre, begnügt man sich damit, ihre Märtyrer in den Himmel zu erheben, was gern geschieht und keine Ungelegenheit verursacht; denn die Tugend fordert allerdings mehr Opfer, als sie Glückliche macht, ja sie quält zu Tode und ist doch immer groß.

Porzia, deren Seele doch so stark war in der Tugend, mußte selbst des Trostes ihrer Lieben entbehren, getrennt von dem Gatten und dem Sohne, ohne Aussicht auf Wiedervereinigung mit ihrer Familie, bitter gekränkt und tief gebeugt durch die Brutalitäten einer treulosen Mutter und gleichgesinnter Verwandten, unter denen der Abate delle Fosse — ein cynischer Mensch oder wie man ihn sonst bezeichnen will — noch der beste war, wiewol er in der Maske eines Beschützers sie verrieth. Diese tugendhafte, unglückliche Frau starb infolge eines heftigen Krankheitsanfalles binnen 24 Stunden am 3. Februar 1556, 12 Jahre nach Torquato's Geburt. Was führte diesen jähen Tod herbei? Wol mag der Gram ihr das Herz

gebrochen haben; aber der trostlose Gatte hielt den Verdacht einer Vergiftung seitens der Brüder, welche einer solchen Schandthat immerhin fähig erschienen, keineswegs für ausgeschlossen, zumal diese, maßlos gierig nach der Mitgift der Verblichenen, die Tochter Cornelia dem Vater durchaus nicht zurückstellen wollten, und sogar den Knaben Torquato der Auflehnung beschuldigten, weil er dem Vater in die Verbannung folgte.[1]

Dieser arge Schlag brachte den ohnehin erschütterten alten Mann vollends in Verzweiflung; seine weitern Lebenstage waren nur der Erinnerung an die Tugenden der verstorbenen Gattin und Mutter gewidmet: „Ich beweine", so schreibt er, „den Verlust meiner theuern Porzia, die ich nicht so geliebt habe wie ich sollte — ich beweine ihre vortrefflichen Eigenschaften; ich beweine das Geschick meiner Cornelia, die zu ihrem Unglücke am Leben blieb, — ich beweine mich selbst, der ich die Ursache ihres Todes war. Wenn alle meine Kümmernisse kein Mitleid bei demjenigen erregen, der in gewisser Beziehung meine Calamität verursacht hat, dann muß ich sagen, daß der Mensch auf dieser Welt weder Erbarmen noch Dankbarkeit kennt."[2]

Wenn er einer theilnehmenden Seele begegnet, gewährt es ihm Erleichterung, von der Liebe seiner Porzia zu sprechen und auf die Aehnlichkeit der Kinder mit der Mutter hinzuweisen. Seine wehmüthigen Gefühle äußert er in folgendem Nachruf:

Früh hat dich Gott — seinen Liebling — emporgehoben zum Himmel,
Dort, wo die Thräne versiegt, wo jeder Seufzer verstummt.

[1] Bernardo Tasso, Lettere, II, 142, 158; III, 84.
[2] Ebendas., II, 158, 171, 393.

Eine Heilige selbst, theilst du mit geheiligten Seelen
Ewiger Freuden Genuß, — blicke auch segnend auf mich,
Der dich so innig geliebt im Leben, und bitter beweinet
Deinen erlösenden Tod; — bleibe mein schützender Geist!
Immer so liebreich wie du mir im Leben zur Seite gestanden,
Rufst du von oben herab: Weine nicht! Baue auf Gott! —
Ach! wie selig war ich, als du noch ziertest die Erde;
Freude und Trost warst du mir! All mein Denken galt dir! — [1]

So beruhigt er sich, wenn er sie im Geiste vor sich sieht, an ihre Tugenden, an ihre erprobte Liebe denkt, und mit Zuversicht hofft, daß unter ihrem Schutze die gütige Hand Gottes ihm Hülfe bringen werde. Die widrigen äußern Verhältnisse unterdrückten jedoch allmählich diese aufrichtende Gemüthsstimmung; die Nothlage war so groß, daß er sich gezwungen sah, das Bett zu hüten, um sich die Strümpfe auszubessern und seine wenigen Habseligkeiten zu verpfänden; auch muß er erleben, daß um seine Tochter förmlich gefeilscht, endlich die Landesverweisung auf seinen Sohn ausgedehnt wird. Der Fürst und der Papst, an die er sich Hülfe suchend wendet, lassen seine Bitten unbeachtet. Diese Hoffnungslosigkeit hält ihn in beständiger Aufregung, fieberhafte Gedanken jagen einander, zuletzt macht er sich den Vorwurf, die Ursache des Todes seiner geliebten Porzia zu sein, insofern sie dem Kummer über die ihm widerfahrene undankbare Behandlung unterlegen ist. [2] Mit den schwindenden Kräften wächst der Druck der düstern Gegenwart, es bleibt ihm nichts übrig als stumme Ergebenheit in den

---

[1] Bernardo Tasso, Rime (Bergamo 1749) I, 300, 304, 308.

[2] Derselbe, Curiosità ec., dispensa CIII. — Seraffi, Vita, I, 94. — Torquato Tasso, Lettere, I, 7, 101.

Willen Gottes, das Bewußtsein eines reinen Gewissens und die Erinnerung an das verlorene Familienglück.

VII.

Torquato Tasso in Rom und Bergamo.

Die traurige Lage des Vaters hat den edeln gefühlvollen Sohn zu sehr ergriffen, als daß er dabei unthätig bleiben konnte; vertrauensvoll wendet er sich brieflich an Vittoria Colonna[1] und beschwört sie, seinem Vater und der Schwester zu helfen: „Ihr edler Sinn, Ihre Großmuth — hochverehrte Frau! — wird es sich zur Pflicht machen, zur Rettung der Ehre eines armen, ohne sein Verschulden verunglückten Edelmannes mitzuwirken, denn wenn Ihr günstiger Einfluß all dem Jammer nicht abzuhelfen vermag, grämt sich mein guter Vater zu Tode und Sie verlieren einen anhänglichen, treuergebenen Diener. Möge Ihr Hochsinn der Bosheit seines Misgeschicks muthig entgegentreten und nicht zugeben, daß ein ehrenwerther Familienvater der gewissenlosen Habgier ruchloser Menschen zum Opfer falle.“ — „Der Vater hat niemand als mich und Cornelia“, schreibt er weiter, „man nehme ihm sein Hab und Gut, aber nicht das Blut; der Schmerz über den Verlust des Vermögens ist groß, aber den größten — hochverehrte Frau — verursacht der Verlust des Blutes, der würde ihn tödten!..... Mein Gemüth ist zerrüttet — diese Briefe erscheinen verworren, weil ich mich nicht so auszusprechen vermag, wie es mir Bedürf-

---

[1] Diese Vittoria Colonna, an welche Tasso schrieb, ist nicht dieselbe, welche Michel Angelo begeisterte.

niß ist. Sie, edle Frau! werden die Größe des Jammers ermessen können.“ [1]

So war der Abschluß der Kindheit Torquato's und das Vorspiel seiner ernsten Lebenszeit beschaffen. Der Jüngling war eingedrungen in das Herz des Vaters und hat sein Leid begriffen.

Wenn einerseits der Verstand gleich dem Herzen in den Widerwärtigkeiten des Lebens das Walten einer fatalistischen Macht sieht und diese „das böse Geschick“ nennt, welches häufig die würdigsten Menschen trifft, so ruft uns andererseits eine innere Stimme zu: Es kann nicht triumphiren, weil sich dem menschlichen Gewissen ein Höheres offenbart, eine ausgleichende Gerechtigkeit. Torquato glaubt daran, möchte sich darüber aussprechen, aber findet keine Worte. — Unter allen diesen Betrübnissen gewährt ihm nur seine unersättliche Lernbegierde Zerstreuung; bewandert im Latein und Griechischen bringt er seine Mußestunden damit zu, den Homer und Virgil mit dem Vater zu lesen. Zum Glück schickten Verwandte den jungen Christoforo nach Rom, damit er unter der Leitung des Oheims Bernardo entsprechenden Fortgang in den Studien mache. Der Junge, von Natur aus lebhaft, ja muthwillig, hatte einen harten Kopf und wenig Lust zum Lernen. Um ihn dazu anzuhalten, wurde Torquato von dem Vater dem Neffen zur Nachhülfe beigegeben. Sie schlossen sich gleich aneinander und haben sich nach wechselseitigen Concessionen bestens vertragen. Die Lectionen durften zwar nicht vernachlässigt werden, aber sie wurden mit fieberhafter Eile abgethan. Die grammatikalischen Regeln und manche

[1] Torquato Tasso, Lettere, I, 6, 7.

unverdauliche harte Nuß wurden kurzweg verschlungen, um nur bald zu den Schäkereien zu kommen. Blieb Christoforo zurück, so wußte ihn der andere anzutreiben und in kürzester Zeit vorwärts zu bringen; kaum waren die Lectionen beendet, ging es fort ins Freie, um herumzustreichen, sodaß der gute Bernardo immer seine liebe Noth hatte mit ihrer zerrissenen Fußbekleidung.

Des Schulzwanges ledig mußte Torquato's Geist sich freier fühlen, zumal unter einem Instructor, der in classischen Sprachen ein Gelehrter war: „Er hat die beste und kürzeste Lehrmethode von allen, welche bisjetzt in Anwendung stehen, ein Edelmann im Benehmen und Sitten, dabei durchaus nicht pedantisch.“ [1]

Es ist nicht bekannt, wer dieser brave Mann war, wahrscheinlich einer von den Philologen, die aus der Schule des Valla und des Poliziano hervorgingen, welche Schule zur Zeit noch in einem Castelvetro und Salviati blühte; jedenfalls war es ein Mann, der sich darauf verstand, die classischen Sprachen kritisch auf Grund einer historisch vergleichenden Grammatik zu lehren. Dem Vater Bernardo war daran gelegen, daß der Lehrer kein Pedant sei, und aus seiner lobenden Betonung der kurzen trefflichen Lehrmethode des Meisters geht hervor, daß es ihm hauptsächlich darum zu thun war, der freien, selbstständigen Beurtheilungsgabe des Schülers allen Vorschub zu leisten und sie auszubilden; mit dem blos mechanischen Unterrichte hatte es ein Ende. Torquato's Geist, das Wiederaufleben seines Erkenntnißtriebes fühlend, übte sich in der Kritik der früher nur memorirten Regeln und Formen und fand sich schnell in die neue Schule hinein,

[1] Bernardo Tasso, Lettere (6. December 1554), III, 71.

wurde auch bald der gewandte Lehrer seines Vetters. Der in Neapel halb verkümmerte Knabe erholte sich zusehends in der Luft zu Rom bei wenig Zucht und viel Freiheit, sodaß er nicht nur mit dem Vetter Christoforo tolles Zeug treiben, sondern auch seinen Gefühlen und dem Ringen nach Gerechtigkeit zum Besten der Seinigen, nicht minder seinem geistigen Streben, die classischen Schönheiten kennen zu lernen und zu lehren, freien Lauf lassen konnte; die Andachtsübungen wurden zu ihrer Zeit verrichtet, außerdem war er durchaus vorurtheilsfrei, denn der Vater lehrte ihn: „Die Kirche sei die Zuflucht schwacher Geister, welche unfähig seien, die Wissenschaften zu pflegen; sich dem Priesterstande widmen sei ein einträgliches Geschäft, weil die Tonsuren das Ansehen und die Wohlhabenheit der Familien heben.“ [1]

Torquato, nachdem er die Wirkungen der mittelalterlichen Denk- und Lebensweise innerhalb der Klostermauern hinlänglich verkostet hatte, findet sich nun unvermerkt in die Welt der Kritik und durch diese in eine classische Umgebung versetzt.

Das Zerwürfniß zwischen Philipp II. und Paul IV. verwickelte Rom in einen Krieg, was Bernardo nöthigte, seinen Sohn und den Neffen wegen drohender Gefahr einer Belagerung von dort zu entfernen.

Torquato und Christoforo mit dem guten Maestro Angeluzzo verließen Rom und gingen nach Bergamo, wo sie im September 1556 anlangten. In schöner Jahreszeit und in heiterer Gesellschaft durch Mittel- und Oberitalien zu ziehen war eine sehr angenehme Erholung, noch entzückender aber war für Torquato das Wieder-

[1] Bernardo Tasso, Lettere (19. März 1556), III, 87.

sehen der lieben Tante Affra, in welcher er gleichsam die verlorene Mutter wieder erblickte, und das Zusammentreffen mit ihrer Familie, in deren Mitte er glückliche Tage der Kindheit verlebte. Alle beeilten sich, den Jüngling, über den sie so viel Gutes und Schönes vernommen, herzlich, ja festlich zu bewillkommnen, die Verwandten sowie die Freunde des Hauses, darunter der nachmalige Cardinal Cavaliere Girolamo Albano. Zum ersten mal fühlte sich Torquato freudig ergriffen von der allgemeinen Zuneigung und Bewunderung, die man ihm zollte; in der Gesellschaft zeigt er ein offenes Gemüth und einen aufgeweckten Geist, Ungezwungenheit und Klarheit im Gespräche; durch die Unterredungen über wissenschaftliche Fragen und Probleme wußte er sein Wissen zu ordnen und fand dabei Stoff zum Nachdenken.

Auch des Vaters Lage besserte sich, der Herzog Guidobaldo berief ihn nach Urbino mit einem anständigen Gehalte. Da es immer Bernardo's Wunsch war, seinen Torquato bei sich unter den Augen zu haben, so strebte er jetzt um so mehr danach, als er an diesem Hofe die Gelegenheit und die Mittel zur weitern Ausbildung des Sohnes vorfand, was in Bergamo nicht der Fall war. Zum großen Bedauern und begrüßt von Verwandten und Freunden verläßt Torquato das Haus seiner Tante und langt Anfang April 1557 — 13 Jahre alt — in Pesaro an.

VIII.

Torquato Tasso am Hofe zu Urbino.

Dieser Hof ist der erste, den Tasso besuchte. Der herzogliche Palast steht mitten in einem schönen Garten;

das Lächeln der Natur verscheucht jeden trüben Gedanken; die ringsherum herrschende Anmuth wirkt bezaubernd auf die Gemüther, begeistert zu ausgezeichneten Werken — beim schäumenden Wein, bei Sang und Klang unterhalten sich Damen und Ritter mit Erzählungen von ritterlichen Abenteuern, der Tapferkeit und der Liebe.[1]

Der kränkliche Herzog Guidobaldo pflegt seine Gesundheit mit aller üppigen und behäbigen Muße. Aus allen Gegenden sind hier die Celebritäten der Wissenschaft und Kunst versammelt, welche sich in Gesellschaft der Elisabetta Gonzaga an allem ergötzen, was nur immer in den Sinn kommen kann. Dieser herzogliche Hof sollte allen andern Fürsten der Welt zum Muster dienen, es koste was es wolle.[2] An Geld fehlt es nicht, das Land ist reich, alles ist zufrieden; was will man mehr als den Genuß der Annehmlichkeiten des Reichthums in Gesellschaft auserwählter Talente. Wer immer erscheint, ist herzlich willkommen und wird gnädig aufgenommen und mit allem, was gut und theuer ist, überhäuft; es herrscht ein solcher Ueberfluß, daß jeder Prinz einen eigenen Hofstaat und mehrere Edelleute zugewiesen erhielt; zudem dieselbe Leutseligkeit wie unter dem alten Herzog Federigo, den man auf der Straße ungenirt ansprechen und jederzeit besuchen konnte, auch wenn er speiste. Der Verkehr am Hofe war also nicht steif und hochmüthig, doch mußten die Edelleute ein höfliches, gefälliges Benehmen beobachten, Bildung und Ehrenhaftigkeit des Charakters besitzen und in den ritterlichen

---

[1] Torquato Tasso, Opere, Bd. I. (Rinaldo, Ges. VII, IX.)

[2] Relazioni degli Ambasciatori veneti, Serie II, Bd. II, S. 98, 101.

Uebungen Muth und Gewandtheit zeigen; Gymnastik, militärische Exercitien, Mathematik und Strategie wurden eifrig betrieben. Bei den Mahlzeiten, beim Unterrichte, bei den geselligen Zusammenkünften befaßte man sich mit Lektüre der heiligen Väter und des Titus Livius, mit philosophischen Disputationen, mit Andachtsübungen und Gesang von Liebesliedern.[1] Dieses schöne, vergnügte Leben verlor sich jedoch allmählich. Der venetianische Gesandte Mocenigo bemerkt bereits im Jahre 1570, daß der Prinz Francesco Maria spanischen Stolz und Hochmuth angenommen habe, und fünf Jahre später deutet Zane an, daß das Herzogthum wegen beständiger Abnahme seiner Einkünfte, bei zunehmender allgemeiner Unzufriedenheit dem Ruin entgegeneile.[2]

Obgleich uns dieser Hof von den Schriftstellern als ein Musterbild guter Sitte geschildert wird, was zur Zeit des Herzogs Guidobaldo größtentheils wol der Fall gewesen sein mag, so würde man doch vergebens im Innern der Familien reelle Sittlichkeit gesucht haben. Söhne und Töchter lebten abgesondert von den Aeltern, solange sie klein waren unter der Obhut der Erzieher, die erwachsenen in eigener Wohnung, dadurch den Aeltern entfremdet und an ein ungebundenes Leben gewöhnt; die Ehen, vorwiegend nur aus Interesse geschlossen, lösten sich wie schlecht ausgefallene Contracte nach Belieben wieder auf, daher ein Gemenge von legitimen und natürlichen Kindern. Dies hindert nicht, daß Zane jene Fürsten glück-

---

[1] Vespasiana da Bisticci, Vite, I, 102. — Relazioni degli Ambasciatori veneti, Serie II, Bd. II: Rel. Mocenigo, S. 97 und Rel. Zane, S. 313.

[2] Ebendas., S. 105, 320.

lich preist, welche ein an diesem Hofe erzogenes Mädchen zur Gemahlin erhalten sollten. Dagegen ist auf das Urtheil des scharfsinnigen Gesandten Mocenigo das größte Gewicht zu legen, zumal wenn man die Zustände anderer Höfe berücksichtigt.

Als Torquato Tasso am Hofe zu Urbino eintraf, war Francesco Maria, der Sohn des Herzogs Guidobaldo, in der Blüte seiner Jahre, schmächtig und hoch gewachsen, lebhaften Temperaments, einnehmend durch feinen Anstand und ungezwungene Heiterkeit, ein Freund von Vergnügungen, der Fechtkunst und längerer Ausflüge zu Fuß und zu Pferde. Man konnte mit ihm in der zutraulichsten Weise verkehren: zum Zeitvertreib studiren, in Gesellschaft mit ihm den Damen den Hof machen, beim Gesange von Madrigalen kokettiren und schmachten. Herzog Guidobaldo, um dem Sohne eine ernstere Haltung beizubringen, wies ihm Tasso als Gesellschafter zu. Dieser, der nie von der Mutter und Angeluzzo's Seite wegkam, war, wenngleich von Christoforo etwas aufgemuntert, doch ein schüchterner Jüngling, an das galante Hofleben und das muntere Treiben nicht gewöhnt, fand sich daher in eine ihm ganz neue Welt versetzt, wurde aber bald darin heimisch und verständigte sich bestens mit dem jungen Herzog, sodaß sie sich innig aneinanderschlossen; sie verbrachten die heitersten Tage mit angenehmen Spaziergängen, köstlichen Mahlzeiten, mit Anhören belletristischer und wissenschaftlicher Disputationen, mit gymnastischen Uebungen, um in den Salons und auf dem Balle den eleganten Damen von ihrer Gewandtheit und Kraft zu erzählen. — Aus Torquato's feurigen, ausdrucksvollen Augen sprach tiefes Gefühl und eine überaus anziehende sinnige Schwärmerei; um die Wette warfen ihm die

reizenden Hofdamen zärtliche Blicke zu, er erwiderte sie mit gleicher Artigkeit gegen alle, doch anfänglich etwas scheu und zurückhaltend, und dennoch bildete sich jede, mit welcher er conversirte, viel mehr ein als er sagte, bis eine ihn fesselt und er oft für sich in aller Stille den auflodernden Affect besingt.

Es war ein gottbegnadetes Leben an diesem Hofe, in das sich Tasso ganz versenkte; das reine Herz des arglosen Jünglings sah nur die Lichtstrahlen und keinen Schatten; er pflückt Blumen so viele als er nur konnte, windet Kränze von weißen Camellien, Veilchen und Maiblumen; Moosrosen, umgeben von Vanille, trägt er auf der Brust, an der Harmonie der Farben und dem Wohlgeruche sich ergötzend. Entzückt über diese bezaubernde Welt, will er sie ganz besitzen, alle seine Neigungen befriedigen und auch seinen Ergeiz, betreibt Gymnastik, Fecht- und Reitkunst, studirt Mathematik und Strategie, kleidet sich elegant und mit Geschmack, kurz, er will alle übertreffen und allein bewundert sein; was gäbe er darum, wenn man von ihm sagen würde: Seht, das Muster eines echten Cavaliers!

Während die Phantasie sich in diesen Träumereien wiegt und sein Streben nach Erfüllung fürstlicher Wünsche gerichtet ist, beginnt der etwas erschlaffte Geist sich in die schwierigsten mathematischen Probleme zu vertiefen. Federigo Comandino unterrichtete ihn, ein Mann, der von praktischer Nützlichkeit nichts wissen will und nur für ein freies Leben und philosophische Speculationen über die Gesetze des Universums eingenommen ist. Die Autorität galt ihm nichts, er verwirft die arabischen Traditionen; es gab ein Volk, welches dachte, ohne sich mit Sophistik zu befassen, an dieses Volk muß man sich

halten; er liest die Schriften der Griechen, übersetzt und erläutert sie von einem ganz neuen Standpunkte durch neue Ansichten, die er unter das auf Irrwege gerathene Volk wirft; [1] die Wissenschaft ist das Ideal dieses Mannes, er hört und sieht nur diese und spricht von nichts anderm, er schildert sie als die Schöpferin, als den Hort der Glückseligkeit.

Bisher hatte Tasso nur Lehrer, jetzt unterrichtet ihn ein wahrer Gelehrter, welcher die Erkenntniß als die einzige Führerin durch das Leben, die Traditionen als Erfindungen darstellt, dem Verständnisse des Jünglings das Erhabene der Weltordnung enthüllt, und es dem freien Fluge seiner Begeisterung überläßt, sich weiter Licht zu schaffen in dem Dunkel, das ihn quält. Archimedes und Euklides stehen ihm zur Seite; Comandino hatte selbst über andere Dinge nachzudenken, Torquato mußte daher das, was ihm problematisch erschien, selbstständig zu lösen, seine Arbeit zu vertreten suchen.

Nebenbei besuchte Tasso die akademischen Zusammenkünfte, bei welchen Atanagi, Comandino, Capello und sein Vater über epische und romantische Dichtung, unter dem Vorsitze des Herzogs Guidobaldo, disputirten. Die Debatten waren sehr hitzig, der eine erhebt Homer in den Himmel und tadelt Ariosto, der andere, der Phantasie Orlando's folgend, steinigt Achilles und Ulysses; heftig entbrannten die Leidenschaften, auf kritische Zergliederungen und tödliche Verwundungen folgten Lobreden und Zärtlichkeiten, doch wollte keine Partei nachgeben, eine Vermittelung wurde nicht zugelassen, entweder episch oder romantisch,

[1] Libri, Histoire des sciences mathématiques, III, 118.

Heldengedicht oder Romanze. Mit großer Aufmerksamkeit folgt Torquato diesen Debatten, er spricht nicht, aber er denkt; so kategorisch absprechende Beschlüsse gefallen ihm nicht, denn er hält sich keineswegs für überzeugt, daß da nicht ein Mittelweg sein sollte; er begibt sich nach Hause, liest und liest wieder Ariosto, Homer und Virgil, er findet sie verschieden, aber alle sehr schön, doch fühlt er, daß man, um sie nachzuahmen, genial sein müsse. Dieser Wettstreit der Dichter enthusiasmirt ihn für ein Ideal der Dichtkunst und er stellt sich die Frage: ob nicht eine neue Art geschaffen werden könne? Den Gedanken verfolgend und ausbildend wird der Kritiker zum Dichter, welcher den „Rinaldo" entwirft und singt.

Die Dinge konnten nicht besser gehen. Torquato macht ausgezeichnete Fortschritte und Vater Bernardo erholt sich von so manchem Ungemach, das ihn getroffen, aber man glaube nicht, daß er aller Sorgen ledig war; sein Gedicht „Amadigi" war vollendet und zum Drucke vorbereitet, und es handelte sich nur noch darum, wem er es widmen soll? Ein leichter Sinn hätte an den nächsten Besten gedacht, nicht so Bernardo, dem das Worthalten über alles ging. In glücklichen Tagen hat er dem Herzog von Sanseverino versprochen, das Werk dem König von Frankreich zu dediciren; daß er von ersterm verlassen wurde, schien dem scrupulösen Manne nicht Grund genug, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Andererseits, wenn der Herzog Guidobaldo ihn nicht unterstützt hätte, würde das Werk schwerlich vollendet worden sein; was war also da zu thun? Der Gedanke, wortbrüchig zu werden, betrübt ihn; er überlegt lange, endlich beschließt er, dem gegebenen Worte treu zu bleiben, auf die Gefahr hin, das Misfallen des neuen Protectors zu

erregen. Doch nun entstand die weitere Frage: wer soll das Gedicht in Druck legen lassen. Der Verfasser hatte keine Mittel und fand keinen andern Ausweg, als sich, nicht nur herkömmlicherweise, sondern auch, man kann wohl sagen, von Rechts wegen an jene Persönlichkeit zu wenden, welcher er die Widmung zugedacht hat, zumal diese ein Regent war; sein Ansinnen blieb leider erfolglos, denn statt mit Geld wurde er mit unfreundlichen Worten abgefertigt; doch Bernardo läßt sich nicht abschrecken, und obwol dieses Vorgehen dem Herzog Guidobaldo gegenüber, der ihn mit Gefälligkeiten überhäufte, eigentlich eine Grobheit war, setzt er dennoch seine Bemühungen am französischen Hofe fort, aber immer vergeblich. Durch lange Zeit war Torquato Zeuge des harten Conflicts von Ehrenpflicht und Vortheil in der Seele des Vaters, welcher diesen Kampf erst dann aufzugeben fand, nachdem sich seine beleidigte Manneswürde gegen den abstoßenden Fürsten empörte. Dem Wunsche des Herzogs Guidobaldo beipflichtend, entschließt er sich, sein Gedicht „Amadigi" dem König von Spanien zu widmen, wovon er sich goldene Berge verspricht, die aber nicht einmal Mäuse, sondern nur Mücken gebären.

Unter Mitwirkung Atanagi's wird „L' Amadigi" revidirt und corrigirt; Bernardo begibt sich damit zur Ueberwachung des Druckes nach Venedig, wobei er Torquato entbehrlich hält; doch läßt er ihn Anfang Mai 1559 ebenfalls dahin kommen, nachdem sich zeigte, daß seine Beihülfe nützlich wäre.

IX.

Torquato Tasso in Venedig.

Die Lagunenstadt muß unserm Jüngling wie ein weitläufiges akademisches Institut vorgekommen sein, in welchem der große politische Areopag, wenn er von den Staatssorgen ausruhte, Disputationen über Philosophie, Kunst und Geschichte abhielt. Venedig wollte in Nichts zurückstehen, gründete eine Akademie und schätzte sich glücklich, Bernardo Tasso zu ihrem Secretär wählen zu können. Auch Torquato besuchte die Versammlungen der Gelehrten, die alle nach kurzer Bekanntschaft für ihn eingenommen waren, sie nannten ihn scherzend „il Tassino“; wenn er erschien, flüsterte man sich, auf ihn weisend, die Bemerkung zu: „In dem liegt Stoff zu einem großen Manne.“[1] Dadurch nicht wenig geschmeichelt und angeeifert, macht es ihm große Freude, unter dem Beifall hochgeachteter Männer, wie Molino, Veniero, Grandenigo, Mocenigo, Manuzio und des Dogen selbst, seine Meinung sagen zu können. Jeder wollte ihn an seiner Seite haben, und er, vergnügt und zufrieden, suchte alle auf, um sich bekannt zu machen und von ihnen zu lernen; dies gewährt ihm Aufmunterung und Antrieb zum Fortschreiten; sein geistiges Streben gewinnt Selbständigkeit, bei den Disputationen behauptet er seinen eigenen Standpunkt, kühn setzt er seine Ideen auseinander, die dahin zielten, aus den widersprechenden Meinungen einen neuen Gedanken herauszubilden. Die griechische Philosophie hatte er gründlich inne, über Ari-

[1] Bernardo Tasso, Lettere, II, 482.

stoteles und Plato raisonnirt er meisterhaft, sowie von ihren Commentatoren und den vorzüglichsten Dichtern, aus deren Werken er ganze Stellen zu citiren und Vergleichungen mit einer merkwürdigen Leichtigkeit anzustellen weiß; nebstdem betreibt er mit allem Eifer das Studium der italienischen Literatur und beginnt seine literarische Laufbahn mit einem kritisch-ästhetischen Commentar der „Divina Commedia". Bisjetzt waren die Anhänger der nationalen Dante-Schule vollständig getrennt von den Gelehrten, ja es kam zwischen ihnen nicht selten zu offenen Feindseligkeiten; in dieser Zeit war die italienische Literatur mehr geachtet, aber Dante Allighieri galt immer für einen schroffen Scholastiker; seine stolzen Ideen, sein strenges Urtheil, die lebhafte einschneidende Ausdrucksweise waren nicht nach dem Geschmacke jener Männer, die weit mehr für die Kunst als für das tiefe Denken eingenommen waren; was sollten die Sonettendichter aus der „Divina Commedia" lernen?

Tasso's Sittlichkeitsgefühl und intellectuelle Begabung riefen Bedürfnisse hervor, die von andern nicht empfunden werden; ein natürlicher Sinn für die Erforschung der Harmonien trieb ihn an, in das Studium der Antiken und der Modernen sich zu vertiefen; die ideale Auffassung des „Sacro Poema" reizt ihn mehr als alles andere; ein Commentar über Dante folgt — frei von jedem rhetorischen Schwulst — jenem über Homer und Virgil. Seine Randbemerkungen sagen uns, was er in der heiligen Dichtung suchte; er hat sich Dante's Gedanken angeeignet und macht zu manchen Stellen anderer Commentatoren Randglossen, als: „Nicht richtig aufgefaßt", oder „Diese Eintheilung der Tugenden entspricht nicht jener des Aristoteles und vielleicht auch nicht

dem Geiste Dante's". Aus dem Citat eines speciellen Falles schließt er mit Grund, daß Dante mit den Homerischen Gesängen vertraut war; oft corrigirt er die Fehler der Legenden und der Texte, bemerkt die stufenweise Steigerung der Schande, je nach Beschaffenheit der Sünden, sowie die Regungen des Mitleides und der Verachtung in Dante's Seele; mit tiefer Einsicht kann er nicht unbemerkt lassen, „daß das «Sacro Poema» Heiliges und Heidnisches vermenge, vielleicht um zu zeigen, daß solche Sünden nicht nur der Religion, sondern auch der Civilisation zuwiderlaufen".[1] Seine Kritik ist größtentheils objectiv, und er hebt besonders die Schönheit und den Ausdruck der Affecte hervor; zu dem wiederholten Refrain mit dem Namen Christus schreibt er: „Seht die Tiefe des religiösen Gefühls in Dante"[2] — ohne je in eine dogmatische Frage einzugehen. Solchergestalt erstarkte und bildete sich Tasso's Geist und die natürliche Reinheit seines Herzens durch genaues Eindringen in die erhabenen Gedanken unsers größten Dichters, während mancher andere, der Sinnenlust ergeben, durch frivolen Gesang die Sittlichkeit zu befördern meint.[3]

X.

Torquato geht zur Vollendung der Studien nach Padua.

Vater Bernardo, dem daran gelegen war, seinem Sohne eine besser gesicherte Subsistenz zu verschaffen, als

---

[1] Torquato Tasso, Opere, XXX, 25, 32, 70.
[2] Ebendas., S. 93.
[3] Marino, Lettere, Bd. I.

ihm die Wissenschaften gewähren konnten, beschloß, ihn nach Padua zu schicken, damit er dort die Rechtsstudien betreibe.[1] Es ist, wie Serassi sagt, wirklich sonderbar, daß alle Aeltern unserer großen Dichter den unglücklichen Gedanken hatten, ihre Söhne zu Männern der Toga bilden zu wollen. Torquato traf im November 1560 in Padua ein, und hörte dort unter der Leitung eines intimen Freundes seines Vaters, des Sperone Speroni, die Vorträge über Civilrecht des damals berühmten Lehrers der juridischen Disciplinen Guido Panciroli, doch vernachlässigte er dabei keineswegs die humanistischen Studien und nahm lebhaften Antheil an Sigonio's und Robertello's Disputationen über Poesie, wie nicht minder an den philosophischen Controversen des Alessandro Piccolomini und des Federigo Pendasio.

Torquato, welcher mit dem Prinzen Francesco Maria und den Vettern durch einige Jahre ein recht freies Leben führte, den Vergnügungen nachging und nur das studirte, was ihm beliebte, kam, noch ein Jüngling, an die Paduaner Universität, wo freie Geister über die schwierigsten Principien der Kunst und des Gewissens disputirten, und furchtlos über Doctrinen Beschlüsse faßten, welche einen Bruch des Glaubens mit der Philosophie, der Autorität mit der Vernunft herbeiführen mußten; alles ist Gegenstand der Discussion, weil alles Anlaß zu Zweifeln gibt; einerseits fügt man sich der Autorität des Textes, andererseits prüft und bekämpft man dieselbe Autorität und entscheidet logisch nach der eigenen Urtheilskraft; da gibt es keine Harmonie der Gedanken mehr, Robertello macht über denselben Gegenstand entgegen-

[1] Torquato Tasso, Opere, I, 2.

gesetzte Schlußfolgerungen wie Sigonio, und Piccolomini behauptet mit Aristoteles in der Hand die Unsterblichkeit der Seele, welche Pendasio absolut leugnet.

Torquato, noch nicht gewandt in der Schule des Zweifelns, befindet sich mitten darin, ohne sich dessen bewußt zu sein; sein Streben nach Aufklärung drängt ihn, sich an diesen Disputationen zu betheiligen, an welchen alle theilnehmen; es bilden sich Parteien und erhitzte Streiter, welche oft von der Aula auf die Straße herabsteigen, um die Grundhaltigkeit ihrer Lehrsätze handgreiflich zu beweisen. Torquato, der in allem das Gute anstrebt, sucht Frieden herzustellen und zu dem Ende Uebereinstimmung in einem neuen Gedanken zu vermitteln. Um dies zu bewirken, hält er sich an die Kritik der kühnen Ausleger des Aristoteles, und siehe da! er findet sich bemüßigt, an jenen Wahrheiten zu zweifeln, deren Undiscutirbarkeit man ihn gelehrt hat. Doch das schreckt ihn nicht ab, im Gegentheil, es reizt ihn, den neuen Weg, vor den er sich gestellt sieht, zurückzulegen, ängstlich folgt er demjenigen, der ihn führt; von der Prüfung der Zweifel anderer ausgehend, kommt er allmählich dahin, an den großen Mysterien des Glaubens, der Schöpfung und der Unsterblichkeit der Seele selbst zu zweifeln; da hält er erschrocken nachsinnend inne!

Wenn durch das Eintreten der Vernunft die Ruhe des Gewissens gestört wird, so ist die Autorität ohnmächtig, sie wiederherzustellen. Torquato Tasso, wiewol aufgeweckten Geistes, aber einer gereiften Reflexion über so hohe Probleme noch nicht gewachsen, hatte einen schweren Stand gegenüber zwei in der Vertheidigungsart ihrer Lehrsätze sehr ungleichen Gelehrten. Piccolomini beschränkte sich auf einfache Auslegung des Aristoteles,

nimmt an, die Materie ist amorph, indifferent in Bezug auf die Annahme jedweder Gestaltung, und geht dann über auf die universale Natur, den allmächtigen Gott, der alle Einzelwesen in der Natur gestaltet, unterweiset und leitet.[1]

Pendasio's Argumente gegen einen so deutlichen Dualismus waren schlagend und seine Beredsamkeit überzeugend.

Torquato fand sich angetrieben, diesem Philosophen zu folgen, sei es ob der Neuheit des Systems, sei es überwältigt von seinen Beweggründen, gleichwie infolge eines natürlichen Mistrauens, welches sich dem Menschen in der Regel gegen alles aufdringt, was er nicht klar zu erkennen vermag, oder worüber er sich in Irrthum geführt sieht. — Pendasio begründete sein System hauptsächlich mit der Darstellung der Widersprüche, in welche seine Gegner verfielen, und gewann dadurch die Zuhörer für seine Ansichten und seine Lehre, in welcher er den von den hervorragendsten paduaner Gelehrten acceptirten Materialismus entwickelte; doch Piccolomini wurde den Gegensatz nicht gewahr, der zwischen dem Aristotelischen Dualismus und den Grundlehren des Christenthums besteht, er geht darüber hinaus, als ob ein solcher nicht bestände, während Pendasio, der zum Schlusse gelangt: „daß die Seele nicht unsterblich sei",[2] eine Wahrheit des Evangeliums, die zum Dogma der Kirche wurde, direct leugnet; seine scharfsinnig erkünstelten Distinctionen und Auseinandersetzungen konnten aber weder auf den Autor

---

[1] Alessandro Piccolomini, L'instrumento della filosofia (Venedig 1560).

[2] Torquato Tasso, Lettere, II, 15 fg.

noch auf den Zuhörer überzeugend wirken; für ihn war es eine Frage der Logik — nicht so für unsern Torquato, dem von der Natur und von der Mutter eine tiefe, von der Religion unzertrennliche Verehrung für die Gewissensfreiheit eingeimpft war. Gewaltig regte sich daher in dem sechzehnjährigen Jüngling jener innere Conflict, welcher einen Pietro Pomponazzi quälte und edle Seelen immer beunruhigt und ins Schwanken bringt zwischen den natürlichen Gefühlen, der ererbten heißen Sehnsucht, dem Antrieb zu Glauben, und der übermächtigen Gewalt der Vernunftschlüsse. Nun überfällt ihn eine fortwährend zunehmende Bangigkeit; nach dem Beispiele der Lehrer hält er dafür, daß die Vernunft alles ausgleiche, und er denkt von Gott nicht anders, als er von den Ideen des Plato, den Atomen des Demokrit und dem Geiste des Anaxagoras zu denken pflegte; Aristoteles erregt in ihm Zweifel über die Glaubenswahrheit; die Schöpfung, die Natur der Seele und der Ordnung der Dinge sind zweifelhafte, unsichere Probleme. Sein Herz steht still bei dem Anprall so vieler Negationen. Torquato wird in sich gekehrt, eine gewisse knechtische Furcht vor den Höllenstrafen erschüttert ihn, mit Schrecken glaubt er die Posaunen der Engel am Tage des Jüngsten Gerichts zu vernehmen, Gott zu sehen über den Wolken und seine Worte zu hören: „Geht, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer!" — Erschrocken nimmt er oft zu einem Freunde Zuflucht, noch öfter zu einem Priester; aber (was bemerkt zu werden verdient) kaum liegt er vor diesem auf den Knien, so bemächtigen sich seiner Scham und Furcht und er bringt es nicht über sich, die ganze Wahrheit zu gestehen; es packt ihn die Angst, eine Profanation des Heiligsten be-

gangen zu haben, nur der Gedanke beruhigt ihn: „daß Gott auch jenen, die nicht an ihn geglaubt haben, Vergebung werde angedeihen lassen, wenn nur der Grund ihrer Ungläubigkeit nicht in Verstocktheit oder Böswilligkeit lag“ — „daran glaubt er fester an alles andere“.[1]

So hat der philosophische Unterricht die falsche religiöse Erziehung zersetzt; sein Geist vermochte sich nicht durch selbsteigene, unbefangene Prüfung über beide zu erheben.

Wie hitzig es auch bei den Disputationen über Poesie herging, der junge Torquato war ruhiger und mehr befähigt einen Entschluß zu fassen. Während die Kritik die Schwächen der strengen Aristotelianer ebenso enthüllte wie jene der leidenschaftlichen Anhänger Ariosto's, arbeitete er an einer im Geiste ersonnenen Dichtung; sein poetisches Genie findet einen Ausgangspunkt für eine neue Richtung, bei deren Klarstellung er weder nach den Ansichten der Anhänger des Aristoteles, welche das vollendete Muster Homer's und Virgil's vor Augen haben, noch nach jenen der übereifrigen Parteigänger Ariosto's beurtheilt zu werden wünschte, weil er, ohne der einen oder der andern Anschauungsweise zu folgen, ein poetisches Werk schaffen wollte, welches, gleich dem menschlichen Körper, die verschiedenartigen Glieder durch die Einheit der Idee verbindet.[2]

In der That ist „Rinaldo“ der erste Sprößling der neuen von Tasso durch sein ganzes Leben gepflegten Poesie, da duftet uns schon die Blume entgegen, deren Knospe sich beim herannahenden Morgen öffnet, noch

[1] Torquato Tasso, Lettere, II, 15 fg.

[2] Derselbe, Opere, I, 5 (Vorwort zu „Rinaldo“).

sind die Blätter halb geschlossen, noch ist die Blumenkrone verhüllt und ihr Farbenreichthum ungewiß.

Die neuen Gestalten: der Ritter und die Dame, erscheinen zusammen, und mit ihnen eine neue Wechselfolge von Begebenheiten. Rinaldo ist ein Mann, der mit dem Anstande eines Höflings die edle Sittenreinheit unsers Dichters verbindet, doch ist er nicht kalt, wie die umgearbeitete Copie eines Helden, noch wuthschnaubend nach Art phantastischer Persönlichkeiten, die zum Lachen geschaffen sind.

Ruhmbegierde ist es, die ihn zu allen Unternehmungen bewegt, ihr Sporn ist die Liebe zu der schönen Clarisse, ein Wesen von edler, feingeformter Gestalt, in jugendlicher Anmuth blühend; aus ihrem Blicke strahlt eine Grazie, die jedes betrübte Gemüth erheitert, eine züchtige Röthe im Antlitz erhöht ihre Schönheit; Rinaldo nähert sich ihr, „gesteht ihr seine Liebe und fleht ganz still um Erwiderung". Die gegenseitige Liebe führt zur Ehe. Neu sind in diesem Gesange die Auffassung der Moral und die poetische Schilderung der Natur:

Già svegliata l' Aurora al dolce canto
De' lascivetti augei vaga sorgea,
E colle rosee mani il fosco manto
Della notte squarciava e dissolvea;
I suoi tesori vagheggiando intanto,
L' aria, l' acqua, il terren 'lieto ridea,
E giù versava dal bel volto il cielo
Formato in perle il mattutino gelo.[1]

Wie tief er in das menschliche Herz eingedrungen, geht aus dem neunten Gesange hervor, und wenn er,

[1] Torquato Tasso, Opere, I (Rinaldo, Ges. I, VIII und XII).

wie Camoens, die bürgerliche Gesellschaft betrachtet, findet er sie zu seiner Betrübniß durchaus nicht in Uebereinstimmung mit dem Ideal, das er in der Seele trägt.

Deh! come in tutto or è l'antica norma,
 E quel buon uso e que' bei modi spenti!
 Com' or nel guerreggiar diversa forma
 Si serba (oimè!) tra le Cristiane genti!
 Or chi celebri Bacco, o inutil dorma,
 Chi tutti aggia i pensieri al giuoco intenti,
 Chi ne' piacer venerei impieghi e spenda
 Le forze, è sol de' campi in ogni tenda.
Che meraviglia è poi se 'l rio serpente,
 Sotto cui Grecia omai languendo muore,
 Orgoglioso minaccia all' Occidente,
 E par che 'l prema già, che già il divore?[1]

Es ist bemerkenswerth, daß diese Dichtung — von Tasso aus freiem Antrieb ganz allein und insgeheim in seinem Kämmerlein geschrieben — einen durchaus profanen Charakter hat; sie manifestirt seinen moralischen Gehalt, aber nicht seine religiösen Affecte, von welchen ihn die paduaner Schule abgezogen, und die nur wieder auftauchen, wenn philosophische, irgendwie entschieden verneinende Meditationen sein Gewissen erschüttern. Durchdrungen von classischer Bildung schöpft er Anlage und Farbenschmuck zu seinem „Rinaldo" ganz aus Virgil, aber sein Genie zeigt sich in neuen Ideen; den Stoff entnimmt er größtentheils von antiken Schriftstellern; die Schule beeinflußt ihn mehr als das wirkliche Leben. Die virgilianischen Bilder, die Verse der Aeneis und die Historien des Livius beleben die Gefühle

[1] Torquato Tasso, Opere, I (Rinaldo, Ges. VI).

des Sohnes der Porzia; sie entlocken ihm aber nicht, wie Quinet sagt: „ein süßliches, die Klagen der Todten einschläferndes Geflüster“ über dem Grabe des Vaterlandes,[1] sondern den Gruß eines Römers:

Salve, d' illustri palme e di trofei
Provincia adorna e d' opre alte e leggiadre,
Salve, d' invitti eroi, di semidei,
D' arme e d' ingegni ancor feconda madre,
Che stendesti agli Esperj, ai Nabatéi
L' altere insegne e le vittrici squadre,
E d' ogni forza ostil spezzando il pondo,
E giusta e forte desti legge al mondo.[2]

Dem sei nun wie ihm wolle, „Rinaldo“ erregte großen Enthusiasmus unter den venetianischen Gelehrten, sodaß der Vater, nicht ohne Widerstreben, dem allgemeinen Wunsche nachgeben und die Veröffentlichung erlauben mußte. In der That war die Drucklegung unter der Protection des Cardinals Luigi d'Este, an dessen Seite Bernardo seinen Sohn versorgen wollte, bald beendet. Dieser glückliche Erfolg bewog Torquato, die Rechtsstudien aufzugeben und sich ganz der Kunst und der Philosophie zu widmen.

Schüchtern tritt er in die Oeffentlichkeit, doch kaum hat er den allgemeinen Beifall vernommen, so hält er es für seine Aufgabe, sich der Entwickelung und Fortbildung jener Ideen, die er bestimmt sah, eine neue Bahn zu brechen, ganz hinzugeben. Von nun an nimmt daher sein Denken und Schaffen eine andere Richtung an, denn war er bisjetzt nur bedacht, sich selbst zu bilden, nunmehr

---

[1] Quinet, Oeuvres, IV (Révolutions d'Italie, Paris 1857).
[2] Torquato Tasso, Opere, I (Rinaldo, Ges. VI).

zielt er mit seinen Arbeiten auf die Belehrung anderer hin. Sein Erstlingswerk trat zwar den gewöhnlichen Ansichten und Gefühlen, wenngleich in etwas verhüllter Weise, entgegen, doch schützte ihn das jugendliche Alter, die wissenschaftliche Natur des Gegenstandes und der Ruf eines vielversprechenden Talents. Der Zukunft war es vorbehalten, den Widerstreit deutlich herauszustellen und in einen offenen Conflict zu verwandeln.

XI.

Tasso's Uebertritt von der Universität Padua an die Universität Bologna.

In Padua war Torquato ohne alle Aufsicht. Das herrliche Universitätsleben erheischt aber eine volle Börse und Gewandtheit, sonst kommt man übel an. Neben der Schule herrscht Verschwendungssucht unter Führung von Leuten, die sich durch allerlei Ausschreitungen hervorthun; ein gedankenloses junges Völklein, gestern noch Mündel, heute freie Bürger, jagt den sonderbarsten Gelüsten nach und will durch lärmendes Betragen den Thaten legendarischer Helden nacheifern; wer es am besten trifft, wird das Haupt; wer aber den Studien obliegt, ein zurückgezogenes Leben führt, ist ein Zopf, die Zielscheibe des Spottes, und ehe ein Jahr vergeht wird er überdies „Spion“ gescholten. Tüchtiges Prassen verschaffte Ansehen und Geltung unter den Collegen, doch blieben die höhern Stellen unter ihnen jenen vorbehalten, welche mit heiterm Charakter und Lebenslust Talent und Kenntnisse verbanden. Studenten ertragen

wol Entbehrungen, wenn es sein muß, aber sie preisen dieselben nicht, so sehr auch die Bedürfnißlosigkeit im Geiste des Sokrates liegen mag.

Torquato, als der Sohn einer hochgestellten Persönlichkeit, dem ein guter Ruf voranging, stand mit seinen fürstlichen Ansichten und seinem knappen Einkommen so ziemlich isolirt in dem bewegten Leben und Treiben einer großen Universitätsstadt. Bisher fühlte er die Härten der Dürftigkeit nur durch die kummervollen Mienen der Aeltern, oder höchstens durch die erhaltenen Vorwürfe, wenn er mit zerrissenem Rocke nach Hause kam; jetzt aber war es für ihn, der, von einem Hofe kommend, selbst auf äußeres Ansehen hielt, eine recht bittere Sache, inmitten aller Herrlichkeiten, unter verschwenderischen jungen Leuten, welche das Talent größtentheils nach der Tasche abschätzten, zurückstehen zu müssen. Dies verminderte nicht wenig seine Freude über den durch die Proben seines Genies errungenen Erfolg, er konnte sich nicht jener vollen Befriedigung hingeben, die immerhin geeignet gewesen wäre, den schwermüthigen Zug seines Charakters zu verscheuchen, wiewol dieser seinem poetischen Aufschwunge zu Grunde lag.

Sein Ruf nahm von Tag zu Tag zu, sodaß Cardinal Cesi, der von Pius IV. abgeschickt war, um im Interesse des Ansehens und der Würde der Universität Bologna entsprechende Vorkehrungen zu treffen, auf Anregung des Monsignore Papio den jungen Tasso an diese berühmte Universität berief, indem er ihm zugleich ein anständiges Einkommen anbot. Tasso ging darauf ein, weniger aus Interesse, als von dem Wunsche geleitet, den gelehrten Männern, die ihm bereits dahin vorausgegangen waren, folgen zu können. Im November 1562

langt er in Bologna an und wird daselbst gut aufgenommen. Hier tritt er nicht mehr als Zögling, sondern als Mann auf, welcher seine befestigten Grundsätze und Ansichten gegen jedermann, der ihnen in einer oder der andern Weise entgegentritt, mit jugendlicher Kühnheit zu vertheidigen weiß. Er achtet nicht auf die Beschaffenheit der Person seiner Gegner, ihm genügt es, Dinge zu vernehmen, die nicht nach seinem Sinne waren, um sie mit Vernunftgründen oder auch mit Sarkasmus, je nach Umständen, zu bekämpfen. Sein lebhaftes Interesse für die nationale Literatur setzt ihn gleich in Opposition mit den Pedanten, welche ihn vielleicht nicht ohne Grund bekriegten. Im Hause des Cardinals Cesi hörte er einmal ein Sonett eines gewissen Coppetta in den Himmel erheben, und als das schönste der italieschen Literatur preisen. Tasso konnte nicht schweigen, und ohne viel Rücksicht bewies er dem stolzen Cardinal, daß er in Betreff der Literatur etwas zurück sei. Wenn die pedantischen Latinisten unser Idiom misachteten und die Poeten eines classischen Aufschwungs unfähig hielten, wurden sie von dem jungen Manne mit einem wahren Feuereifer und beißendem Witz bekämpft, indem er ihnen bewies, daß die Kritik auf Neuheit der Erfindung, nicht blos auf einfache Nachahmung sehen sollte.[1] Sein erfolgreicher Eifer zog ihm verschiedenartige Feinde zu, hohe und niedere, die Collegen tadelten seine Rechthaberei und die Professoren nannten den Freimuth seiner Expositionen Frechheit, obwol es keinen ehrerbietigern Studenten gab, als eben Torquato Tasso war, denn kaum hatte er eine Arbeit vollendet, so unterzog er sie

[1] Torquato Tasso, Dialoghi, III (La Cavalletta).

mit der ihm eigenen Bescheidenheit der Beurtheilung jener Männer, denen er Zutrauen zu schenken gewohnt war, und berieth sich mit ihnen über vorzunehmende Verbesserungen.

Seine Thätigkeit war wirklich eine außerordentliche; er hält öffentlich unter größtem Beifall wissenschaftliche Dissertationen, bereitet ein Werk „über das Heldengedicht" vor, entwirft den Plan zu seinem „Goffredo" und skizzirt einige Gesänge, wohnt literarischen Conversationen bei, und studirt mit fortgesetztem Eifer die antiken sowie die modernen Classiker, die griechische und die lateinische Philosophie. Diese fruchtbare Thätigkeit erwarb ihm wol die allgemeine Achtung und Werthschätzung, schärfte aber den Neid jener Elenden, die, arm an Geist, aber reich an Eitelkeit, ihrem Aerger, ihm es nicht gleich- oder zuvorthun zu können, Luft machten.

Die anscheinende Offenherzigkeit solcher Neider verdeckt nur ihre Arglist im Herzen, sie nutzen sein Zutrauen aus, um seine Gesinnungen zu erforschen, und legen die Fallstricke unter dem Deckmantel der Freundschaft; mancher gefallene Streich trifft, wenn auch nur momentan, aber vollständig seinen Mann. Edle Seelen durchblicken nicht immer solch unwürdiges Treiben, von dem sie, wenn sie sich verrathen sehen, mit Verachtung sich abwenden.

Wie überall, so auch in Bologna, besonders zu der Zeit, wo die grimmigen Streitigkeiten zwischen Robertello und Sigonio die Gemüther sehr erbitterten, schmähten und durchhechelten sich die Studirenden gegenseitig und foppten auch die Professoren nicht selten, doch das waren unschädliche Dummheiten, welche von verständigen Männern nur belacht wurden, im übrigen ganz unbeachtet

blieben; auch Tasso that desgleichen, nur mit dem Unterschiede, daß er in seinen Satiren die Gebrechen des Charakters geißelte.

Bell' esser crede, e acceso è di se stesso,
E crede avere in ciò molti rivali;
Ma n' ha ben pochi in ver, e fra que' tali
Niuno ve n' è che non sia matto espresso. [1]

Der Stich traf ins Herz und die Getroffenen würgten die bittere Pille mit Gift und Galle lächelnd hinunter. Die Verleumdung rächt sich an der Satire, und macht nicht ohne Erfolg ihre Runde in Schlangenwindungen unter den Leuten, die sich in ihrem Stolze von einem überlegenen Geiste verwundet fühlen.

Tasso, wegen Schmähung öffentlicher Autoritäten angeklagt, wurde gleich einem Diebe einer Durchsuchung seiner Wohnung unterzogen, und da er merkt, daß ein Proceß gegen ihn angestrengt wird, flieht er nach Mantua, um empfindlichen Vexationen auszuweichen, und macht von dort dem Cardinal Cesi rückhaltslos heftige Vorwürfe, daß dieser den niedrigen Umtrieben seiner Neider Gehör gegeben habe:

„Warum erhebt man solch ein Geschrei gegen mich", schrieb er, „während derlei Pasquille immer vorgekommen und noch in Gebrauch sind, ohne daß jemand sich dadurch verletzt oder beleidigt fühlt? Der eigentliche Grund ist der, weil ich die Satiren meiner Collegen verlachte, wohl wissend, daß sie nicht die Wahrheit sagen, während diese, sich empfindlich getroffen fühlend, in Erbitterung geriethen. Uebrigens ist es pure Verleumdung, mir vorzuwerfen, daß ich die Zeit mit Satirenschreiben vergeude;

---

[1] Serassi, Vita, I, 163.

den Gegenbeweis liefert meine Hingebung für ernste und erhabene Beschäftigung, was Monsignore Papio, Bolognetti und der Rector selbst bestätigen können, bei denen ich ganze Tage mit Studiren zugebracht; dies wurde nicht berücksichtigt und ich wundere mich nicht, daß Leute, welche auf Ehrbarkeit und Gerechtigkeit nichts halten, auch keine Rücksicht für andere Menschen haben.“[1]

Die Großsprecher züchtigt Tasso mit der Satire, dem Cardinal Cesi gegenüber vertheidigt er in seiner Person eigentlich das beleidigte Gesetz, das verletzte Recht. So spricht ein Jüngling von 18 Jahren in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

XII.

Scipione Gonzaga beruft Torquato Tasso nach Padua, um die Akademie „degli Eterei“ ins Leben zu rufen.

Der Verlust der in Bologna genossenen Subsistenzbeihülfe nöthigte Tasso, anderweitig ein Unterkommen zu suchen. Da sein Vater nicht mehr in Mantua war, geht er über Modena nach Castelvetro und von dort nach Correggio zu der vielgefeierten Claudia Rangona. Von dieser edeln Dame freudig aufgenommen, wäre sein Verbleiben dort immerhin sehr angezeigt gewesen, bei seiner Lernbegierde und seinem Streben nach Vervollkommnung war es ihm jedoch um einen Platz zu thun, wo er ungestört den Studien obliegen, sich hervorthun und auszeichnen könne. Die Gelegenheit dazu ließ nicht

[1] Torquato Tasso, Lettere, I, 12.

lange auf sich warten, denn Scipione Gonzaga, der eben daran war, in seinem Hause die Akademie degli Eterei ins Leben treten zu lassen, ließ an Tasso den Ruf ergehen, dieses im Entstehen begriffene Institut durch seine Mitwirkung zu illustriren.

Wie das Herz sich gern in der frischen Morgenluft ergötzt, wenn ein leichter Wind den auf dem Felde lagernden Herbstnebel zerstreut, so frohlockte Tasso's betrübtes Gemüth über die Einladung Gonzaga's. Hocherfreut darüber, daß ihn die liebe Sonne wieder freundlich anlächelt, eilt er nach Padua zurück. Seiner im Kampfe gestählten Kräfte bewußt, präsentirt er sich daselbst nicht mehr als furchtsamer Student, auch nicht als vollendeter Dichter, doch als ein Genie, fähig sich gen Himmel zu erheben: „War er bisjetzt nur ein niederes vernachlässigtes Bäumchen, von heftigen Regengüssen zerzaust, von ruchloser Hand geknickt; nunmehr erwartet er, ein Auserwählter unter schönen jungen Lorberbäumchen, die warmen Strahlen der Sonne und die frischen, Thau bringenden Lüfte, damit sie mächtig zur Reife bringen und versüßen die geliebten, noch unreifen Früchte; er hofft, sie werden dann werthvollen Honig träufeln, der sich erhalten wird auf dem Parnaß für künftige Generationen."[1]

Muthig tritt der Jüngling gegen Bologna auf, wo man versuchte, ein für den Parnaß bestimmtes Pflänzchen im Keime zu ersticken. Sein bisheriges scheues Wesen war in stolzes Selbstgefühl umgewandelt, er fängt an aus sich selbst herauszutreten, als eine ihres Werthes bewußte, wenngleich noch etwas schüchterne Persönlichkeit; nur wenig Nachhülfe noch und dieser Tasso „wird

[1] Torquato Tasso, Opere, V, 23.

beweisen, daß er sich ruhmvoll zum Himmel aufzuschwingen vermag".

In Padua eifrig bemüht, zum Aufschwung der Akademie beizutragen, nimmt Tasso die philosophischen Studien unter Alessandro Piccolomini wieder auf, hört ungestört die Expositionen über Aristoteles, studirt und glossirt mit vieler Gelehrsamkeit Plato, ohne sich von schwierigen Problemen aufhalten zu lassen, welche ihm die unermüdliche Kritik der Rationalisten bei jedem Tritt und Schritt in den Weg stellte. So schärfte sich seine Erkenntniß, erweiterte sich sein Wissen an dem Empirismus des ersten und an den hohen Idealen des zweiten, an der strengen und gedrängten Ausdrucksweise des einen sowie an dem poetischen Glanze des andern, bis er schließlich für beide schwärmte.

Durchdrungen von einem lebhaften Sinn für Harmonie trennt er Aristoteles nicht von Plato, vermengt sie aber auch nicht miteinander; sie sind ihm die zwei höchsten Manifestationen des Denkens, die im Leben innig verbunden sind, wenngleich sie in den Schulen auseinandergehalten werden. Es war seines lebhaften geistigen Strebens ersehntes Ziel, eine Uebereinstimmung in den Idealen beider entgegengesetzten großen Denker herauszufinden und darzustellen. Wenn der menschliche Geist in das Innere eines Problems nicht einzudringen vermag, fliegt er, einer Biene gleich, nur den Honig saugend, über die Blumenkronen hinweg und überläßt es der Phantasie, sich ihre bildlichen Vorstellungen auszumalen und unter der Leitung der Vernunft mit mehr oder weniger wirksamen Farben zu schmücken.

Nichtsdestoweniger gab es eine Frage, über welche entschieden werden mußte. Ein heftiger Streit entbrannte

zwischen den Anhängern der classischen und den Vertheidigern der romantischen Dichtung; die einen wollten lediglich die alten Classiker nachahmen, welche nach ihrer Ansicht durch Einheit der Handlung, Gleichförmigkeit der Charaktere und der Episoden der Vollkommenheit nahe kamen; die andern suchten das Schöne der Kunst im freien Fluge der Phantasie zu erreichen.

In der That haben die erstern, wenn sie sich nach vielen trefflichen oratorischen Excursen aufs Dichten verlegten, nur Schlaf und Langeweile erregt, die zweiten aber, welche auf den unserm Intellect inhärirenden Sinn für natürliche Harmonie keine Rücksicht zu nehmen fanden, ermüdeten selbst im Fluge ihrer Phantasie, sodaß der Leser ihnen nicht folgen kann und erschöpft sich fragt: Wo bin ich? Wie bin ich hineingerathen? Wie kehre ich zurück? Am Ende bleibt nichts übrig, als im Halbschlafe der Ermüdung phantastischen Träumereien sich hinzugeben.

Torquato, der Sohn eines romantischen Dichters in classischem Gewande, immer umgeben von Männern, die fortwährend darüber disputirten, richtete schon als Knabe sein Augenmerk auf jene Streitfrage der Poeten, er dachte darüber eifrig nach und gelangte stets zu dem Schlusse, daß beide Schulen unrecht haben, indem er weder in den Behauptungen der Classiker noch in jenen der Romantiker die Vollkommenheit eines Poem erblicken konnte.

„Ihr leugnet nicht die vollendeten Schönheiten in Homer's sowie in Ariosto's Dichtungen? Könnt ihr aber behaupten, daß sie fehlerfrei wären? Vermeiden wir also die Fehler und fassen wir ihre Schönheiten zusammen und wir werden eine vollkommene Dichtung vor uns haben."

Um eine thatsächliche Probe von der Grundhaltigkeit seiner Ansichten zu liefern, dichtete der begeisterte Jüngling den „Rinaldo“.

An der Spitze einer jungen Akademie, die sich Ansehen verschaffen wollte, fand sich Tasso gedrängt, seine Ideen zu definiren, und veröffentlichte zu dem Ende eine „Abhandlung über die heroische Dichtung“.

Diese „Discorsi sul Poema eroico“, deren Werth darin bestand, daß sie die erwähnte Streitfrage auf ein ganz neues Feld leiteten, wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Tasso war darüber hocherfreut, doch seine Freude kam ihm theuer zu stehen, denn im Glauben, den Codex der Dichtkunst gefunden zu haben, ruft er den freien Geist vor die Schranken, Zeugenschaft abzulegen in dem Processe der Rhetoren gegen die Poeten. Entgegen den allgemeinen Gesetzen der Natur war er unliebsam gezwungen, den Forderungen der Zeit nachzugeben, die Theorie seiner Lehrmeinung früher zu schreiben als das Gedicht, und so mußte der begeisterte Dichter, statt sich auf den Flügeln seiner dichterischen Erfindungsgabe emporzuschwingen, Schritt vor Schritt den enggewundenen Pfad der Reflexion verfolgen. Die Kritik will die Kunst beherrschen; statt sie zu beurtheilen, will sie ihre Lehrmeisterin sein, und Torquato Tasso wird früher als Gesetzgeber denn als Dichter begrüßt. Ganz befriedigt ob des unbestrittenen Erfolgs hält er, ermuthigt durch das Beifallsklatschen seiner Gesinnungsgenossen, denen er sich vollends hingegeben, seine Unverwundbarkeit für gesichert, geht aber unvorbereitet dem Moment des nicht mehr fernen Widerstandes entgegen; denn wie sehr auch der in Padua erlangte Beifall seinen Charakter und das Vertrauen in den sichern Triumph seiner Ideen

gestärkt, seinen Geist gehoben haben mag, es war doch dadurch, daß die poetische Schwungkraft der Reflexion dienstbar wurde, der Grund zu gewissen psychologischen Erscheinungen gelegt, welche hervortraten, sobald sich Anlässe dazu ergaben.

Heiter und zufrieden eilt Tasso, die Ferienzeit benutzend, seinen Vater zu umarmen. Nach langem Harren ging endlich auch für den armen Greis die Sonne auf. Die größte Vaterfreude ward ihm zutheil, er sieht seinen Sohn mit Ehren überhäuft, legt den eigenen Kranz auf sein Haupt, indem er sich besiegt bekennt vom Sohne in künstlerischem Wettstreit; doch nachdem der erste Enthusiasmus sich gelegt, beschleicht den guten Alten ein Gefühl der Trauer, und er mag sich im Hinblick auf die heitere Miene des geliebten Sohnes gedacht haben: Sei ruhig! Nur gemach! Was werden dir all die Triumphe nützen, denen du entgegengehst? Es war eben eine Zeit, wo vor Bernardo's Augen auch die letzte Illusion verschwand. Nach vielen Mühen und Sorgen hatte er sein Werk „L' Amadigi" erscheinen lassen; Frankreich und Spanien stritten um den Besitz; und wer befaßt sich jetzt noch damit? Einsam und sorgenvoll lebte der greise Dichter, und Torquato, der in des Vaters Herzensgrund liest, bedauert ihn, leidet mit ihm, aber die Begeisterung richtet ihn wieder auf und er hält es für unmöglich, daß die Welt ihm mit gleicher Münze zahle.

Während der Vater über die Ursachen des Unglücks nachsinnt, weiß der Sohn sich Illusionen zu machen: Was ihn zu Grunde gerichtet, war das Misgeschick, nicht die Unerfahrenheit; die Leiden, die ihn betrübten, hatten ihren Grund darin, weil er den Menschen mehr gehorchte als den heiligen Gesetzen der Pflicht. Möge sich das

Geschick günstiger gestalten; der Ruhm, den er in Padua geerntet, war der Lohn dafür, daß er der Unwissenheit mit offenem Visir entgegentrat. Tasso, welcher im November 1564 zum Wiederbeginne der Studien über Ferrara nach Padua zurückkehrte, mag dem bekümmerten Alten beim Scheiden zugerufen haben: „Vater, ich werde auf alles Bedacht nehmen!“

Kaum in Padua angelangt, trifft ihn ganz unvorgesehen binnen wenigen Tagen der überaus schmerzliche Verlust seines theuersten Herzensfreundes Stefano Santini. Allein und verlassen fühlte sich nun Torquato, für dessen jugendlichen starken Geist, für dessen große Seele der innige Anschluß an ein gleichgesinntes Wesen Bedürfniß war. Die Freude über den Beifall der Welt wird für einen edel und groß angelegten Charakter erst dann zum Vollgenusse, wenn sie mit einer geliebten Person getheilt werden kann.

Es war für Tasso eine wahre Wohlthat, den ihm so theuern gleichgesinnten und gleichgearteten Freund in Padua wieder getroffen zu haben, um so schrecklicher also der Schmerz, ihn plötzlich rettungslos zu verlieren. Wer den Werth eines tröstenden Freundes mitten unter neidischen, gehässigen Leuten erprobt hat, wird begreifen, wie tief der arme Torquato am Bette des sterbenden Freundes erschüttert war. Verzweiflungsvoll die Hände ringend schluchzt die unglückliche Mutter und Tasso bricht mit ihr in bittere Thränen aus. Dem Dahingeschiedenen widmet er am Grabe einen rührenden Nachruf, den man in jener Zeit nicht vermuthet hätte, wenn nicht ein Tasso der Redner wäre: „Er war nicht adelig“, rief er unter anderm aus, „doch der Sohn einer ehrbaren, geachteten Familie, durch eigene Anstrengung erwarb er sich diesen Titel, den ihm die Geburt versagte.

„Sein Talent und sein edles Streben berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. Nach dem Tode seines Vaters war er das Haupt der Familie, er sorgte für sie und für seine eigene Ausbildung. Als er die Mutter an seinem Sterbebette weinen sah, wendet er sich zu dem Freunde (Tasso) mit den Worten: «Es fällt mir schwer zu sterben, nicht als ob mir der Tod an sich so hart und erschreckend erschiene, sondern weil ich weiß, daß mit meinem Leben alles Glück, alle Freude der unglücklichen Mutter verlöschen wird.»“ [1]

So zeigt uns Torquato Tasso schon in seinen Jugendjahren (20 Jahre alt) die ernste Lebensauffassung einer edeln Seele. Welch ein Unterschied zwischen ihm und seinen Zeitgenossen!

Obwol es ihm übrigens in Padua gut erging, sehnte er sich doch, da ihm die Einförmigkeit nicht behagte, nach einer Veränderung seiner Lage, in welcher Art, mag er selbst nicht gewußt haben. Da rief ihn der Cardinal Luigi d'Este zu sich und gab ihm eine Stellung an seiner Seite. Nach Ferrara zu kommen war für Torquato und den Vater Bernardo eines längstgehegten Wunsches entzückende Erfüllung; aber ein Mann, der von den Zuständen und dem Leben an den Höfen gereifte Erfahrungen besaß, wiewol er sich selbst nicht davon losmachen konnte, entwirft ihm mit nackter Wahrheit ein Bild dieses Lebens und Treibens, wo Neid, Lug und Trug und allerlei Schändlichkeiten unter der gleißnerischen Maske feiner, zierlicher Höflichkeiten und Convenienzen ihr Unwesen treiben, und warnend sagt er zu Tasso: „Freund! Du besitzest zu viel Geist, um nicht ein Gewimmel gehässiger

[1] Torquato Tasso, Opere, XI, 223.

Leidenschaften gegen dich heraufzubeschwören.“ Dieser Rathgeber war Sperone Speroni, ein alter Fuchs, selbst neidisch und misgünstig, der wahrscheinlich mit dieser Warnung des braven jungen Freundes die eigene am Hofe eingelernte Niederträchtigkeit verhüllen wollte. Ehrgeiz und beschränkte Subsistenzverhältnisse bestimmten jedoch Torquato Tasso, dem Rufe nach Ferrara zu folgen.

Hoffnungsvoll verläßt er Padua und die betrübten Freunde, und begibt sich vorerst nach Mantua, um sich daselbst bei dem Vater aufzuheitern. Nach so manchen schmerzlichen Erlebnissen erquickten ihn diese heitern Momente, die anfänglich kein Schatten trübte; doch ein solcher blieb nicht gänzlich aus. Torquato erkrankte. Dank dem trefflichen Arzte Coppino nahm das Uebel keine bedenkliche Wendung, der Patient genas schnell und konnte wieder den Himmel begrüßen: „Mit Gottes Hülfe ist alles überwunden.“

Zweites Kapitel.

Von Tasso's Eintritt am Hofe zu Ferrara bis zur Reise nach Frankreich.

Wahr sind all die Freuden, all das heiße Sehnen — die ich beweint und besungen in meinen Liedern.
Tasso, Opere, III.

I.

Die Stadt Ferrara.

Ferrara muß in jener Zeit wirklich ein bezaubernder, entzückender Aufenthalt gewesen sein, dem man, angeregt von Ariosto's und Tasso's Dichtungen Bewunderung nicht versagen kann. Natur, Reichthum und Kunst überboten sich, die Phantasie zu wecken, der Einbildungskraft durch gesteigerte Schönheiten Nahrung zu geben. Die Herrlichkeiten der antiken und der orientalischen Welt, die bizarren, mittelalterlichen Gelüste und Einfälle erregten und steigerten das gemeinsame Streben nach Idealen. Alle Orte, die herzogliche Burg, die Kirchen, die Gärten, die Haine und Fluren schmückten die bildenden Künstler, Hand in Hand gehend mit den Poeten, unter allgemeinem Beifall mit prächtigen Werken ihrer Phantasie. Ueber Tag entstanden wie durch Zauber veränderte Ge-

staltungen; Kunstsinn und Geschmack bemühten sich, immer neue Schönheiten, immer neuen Anreiz zur Lust und zum Vergnügen durch steten Wechsel zu bieten. Es war ein rastloses, fast ermüdendes Sinnen und Treiben nach allem, woran sich Kunst und Wissenschaft, Geist und Gemüth erfreuen können; alles wurde zu Vergnügungen, zu Festivitäten und unterhaltenden Zerstreuungen ausgenutzt: Künstler, Dichter und Philosophen, die Kirche, Hochzeiten und Begräbnisse u. dgl. m. Die Mode wechselte derart, daß man übersättigt von inländischen Ergötzlichkeiten zu dem, was das Ausland geboten, Zuflucht nahm. [1]

Der Hof war eine Versammlung von Menschen, die nur zu herrlicher Bewirthung, zu wechselseitigem Ehrengepränge, zu festlichen Vergnügungen zusammenkamen, jeder wollte es dem andern zuvorthun. [2] Das ganze lange Jahr reichte zu den ersonnenen Festlichkeiten nicht aus; der Wechsel der Jahreszeiten gab Anlaß, immer neue zu erfinden; im Frühjahr Jagd im großen Park auf Füchse und Enten, unterhaltende Reiher- und Falkenkämpfe; in der heißen Jahreszeit ging es nach Belriguardo, einer prachtvollen Villa, wo geniale Vergnügungen stattfanden, wie Jagd, Cavalcaden, Ringelrennen, Festconcerte; den Herbst verbrachte man in Mesola mit Fischfang im Meere und Wildschweinjagden; die Abende waren der Aufführung von Komödien im Theater, dem Gesange und der Instrumentalmusik gewidmet. Für Musik war man überhaupt leidenschaftlich eingenommen, jeder Ferrarese betrieb sie in einer oder andern Weise; auch Her-

---

[1] Faustini, Aggiunta alla Storia di Ferrara del Sardi, Bd. I.

[2] Torquato Tasso, Dialoghi, III, 10.

zog Alfons II. war ein fanatischer Freund der Tonkunst; sowol zur Mittagstafel als auch abends wollte er musikalische Unterhaltung haben, und nach dem Abendessen verfügte er sich zu den Concerten in die Säle der Herzogin Lucrezia. In der Zwischenzeit befaßte man sich mit wissenschaftlichen, insbesondere philosophischen Disputationen.[1] Bei allen diesen Zerstreuungen fand man am Hofe noch Zeit, täglich der kirchlichen Messe beizuwohnen und mehrmal des Tages stille Gebete zu verrichten.[2]

In Anbetracht der vorgeschilderten Lebensweise läßt sich kaum beschreiben, welcher Aufwand von Pracht und Luxus besonders in Gegenwart von Fürsten, Dichtern und andern hohen Gästen getrieben worden ist. Es ging wahrhaft romantisch zu, und wer seine Neugierde befriedigen will, kann in Romei, Muratori und in andern Chronisten jener Zeit nachlesen, und er wird sich überzeugen, daß man nur am Hofe zu Ferrara ein romantischer Dichter wie Ariosto sein konnte. Starb ein Herzog, dann ging es wirklich zu wie am Schlusse des Carnevals. Auf glänzende Festlichkeiten, Turniere, Errichtung von Liebestempeln, Illuminationen zur Feier des Regierungsantritts des neuen Herzogs folgten die Trauertage um den Dahingeschiedenen; die Stadt und das berauschte Volk hüllten sich in Trauer, Volksredner mit weinerlicher Stimme und hochtönenden Phrasen rührten die Zuhörer zu Thränen, um Bravorufe einzuheimsen. Wahrlich, die Sitten, Gebräuche und die Temperamente des Volks

---

[1] Conte Annibale Romei, Discorsi.

[2] Frizzi, Memorie per servire alla Storia di Ferrara, Bd. IV. — Relazioni degli Ambasciatori veneti, a. a. O.

jener Zeit scheinen von den unserigen sehr verschieden gewesen zu sein. Die geistreiche Isabella Gonzaga äußerte, „daß ihr dieses Treiben am Hofe zu Ferrara kein Vergnügen mache und daß sie sich wieder in den Kreis ihrer Familie zurücksehne“.[1]

Der Aufwand und die Vergnügungssucht am herzoglichen Hofe übertäubten den Jammer der Stadt; die Dichter, an solches Elend nicht gewohnt, haben es nicht beachtet oder nicht begriffen. Oftmals ist der Nothschrei bis in die fürstlichen Säle gedrungen; Lucrezia Borgia verpfändete ihre Juwelen, um Hülfe zu schaffen. Solche Werke der Mildthätigkeit übte auch Prinzessin Leonora.

Ranke hat in seinem Werke „Die römischen Päpste“ — Montaigne folgend — die Farben wol etwas stark aufgetragen, indem er Ferrara als eine entvölkerte Stadt ohne ordentliche Straßen schildert; andererseits hat Gregorovius — ein allzu großer Bewunderer des Hofes und der mittelalterlichen Paläste — die verfallenen Hütten und die ebenso zahlreiche als unglückliche Bevölkerung übersehen.[2] Richtiger beschreibt alles der venetianische Gesandte Monolesso in Uebereinstimmung mit andern nicht viel spätern Geschichtschreibern.

Allerdings ist Ferraras Boden überaus fruchtbar; da ist alles in Ueberfluß: „Aber ich spreche nicht“, sagt Monolesso, „von der Befriedigung nothwendiger Lebensbedürfnisse, sondern von jener der fürstlichen Gelüste und

[1] Lettere di Isabella Gonzaga im Archivio Storico, Serie II, Thl. II, Anh., S. 276 und 324.

[2] Gregorovius, Lucrezia Borgia.

Schwelgereien.“ [1] — Obwol die Körnerproduction des Ferrarensischen die Consumtion um mehr als zwei Drittheile überwogen hat, so litt doch die Bevölkerung fortwährend Hunger. Der Hof und die Großen verbrauchten alles, um einem unglaublichen Luxus zu fröhnen. Während der Adel in Lustbarkeiten schwärmte und schwelgte, wurde der hungerige Landmann, der es gewagt, einen Vogel oder Fisch zu fangen, oder Brot bei dem Nachbar zu leihen, zu nehmen, streng bestraft; dem Handel und Wandel wurden alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt, man konnte weder kaufen noch verkaufen, für alles sorgte die öffentliche Schatzkammer. Das Volk schob die Schuld auf den Minister Fabretti, [2]

---

[1] Relazioni degli Ambasciatori veneti. Serie II, Bd. II, S. 418.

[2] Fabretti verbot allerorten zu fischen; ohne seine Erlaubniß durfte niemand seinem Nachbar oder Freund Brot, Salz noch Sonstiges borgen; Eier, Käse, Butter, Schweinefleisch, Hühner und andere Nahrungsmittel konnten die Landleute ohne Einfuhrlicenz nicht in die Stadt bringen, sei es, um sie verkaufen oder an die Padroni als Pflichtgaben oder Geschenke abzuführen; für die wichtigsten Artikel mußte überdies eine Abgabe (Verzehrungssteuer) gezahlt werden. Eben dieser Cristoforo Fabretti, Generalsteuereinnehmer des Herzogs, brachte es auch dahin, daß die wohlthätige Leihanstalt für alle Gattungen Mehl geschlossen wurde; viele Familien sind dadurch ruinirt worden (Frizzi, Memorie di Ferrara, IV, 364). Monolesso schreibt: „Seine Excellenz zog den größten Nutzen aus dem Verbote, daß niemand Seife, Mehl, Brot ohne Vermittelung der Agenten des von ihm bestellten Einnehmers verkaufen durfte, und dieser hat dem armen Volke die schlechtesten Artikel zu überspannten Preisen aufgedrungen; dabei ging er, wie gesagt, mit solcher Härte vor, daß er nicht einmal das

ohne zu bedenken, daß er nur in vollem Einverständnisse mit dem Herzoge operirte. Wenn jemand mit diesem über die herrschenden Bedrückungen sprach, pflegte er zu sagen: „Solange das Volk nicht mein Eigenthum angreift, kümmere ich mich nicht darum, was andere ihm schenken.“ — Alle Aemter waren zu hohen Preisen verkäuflich, die Justiz nicht ausgenommen. Im äußersten Falle gewährte zwar der Herzog sehr bedeutende Hülfsgelder, um der Noth im Volke zu steuern, aber woher anders stammten diese Summen als vom Hab und Gut der Bedrückten? Man kann sagen, daß Ferrara unter solchen Zuständen die Stadt des Decameron repräsentirte, auch da herrschte Schwelgerei und das ausgelassenste Treiben während der Pest und Hungersnoth.

Aber wie war der Mann beschaffen, der diesen Staat regierte? Sehr richtig schreibt Ranke über ihn: Alfonso ist wie die andern Fürsten seiner Zeit: ein Volksbedrücker, absolutistisch und gewaltsam in seinen Anordnungen; umgeben von Literaten, vergnügungssüchtig und eifersüchtig auf jeden Schein von Macht. Von Natur groß, proportionirt und robust; in Frankreich galt er für einen der kraftvollsten Ritter Italiens; er wünschte den Krieg, mehr um seine militärische Macht vorzuführen als um zu kämpfen. Er gab sich den Anschein von Gerechtigkeit und Milde, weil er demüthig und unterwürfig gebeten sein wollte; bei den Audienzen ist er human und freundlich, befriedigt alle mit schönen Worten, läßt aber seine Minister entgegengesetzt schalten und walten; wie

---

Verleihen von Brot oder einer Schüssel Mehl unter Freunden und Verwandten zuließ.“ (Relazioni degli Ambasciatori veneti, Serie II, Thl. II, S. 412.)

ein Geizhals sucht er Geld aufzuspeichern, welches sein Durst nach Ruhm und seine Prachtliebe schnell vergeudet, und während er einerseits im Haschen nach Popularität sich mildthätig zeigt, ist er andererseits in der Befriedigung seines ungeheuern Aufwandes ein grausamer Tyrann. So vereinigt sich in seinem Charakter gräßliche Habgierde mit verfeinerter Prunksucht, Wildheit und Milde; als ein frommer Mann wohnt er täglich der Messe bei und verrichtet häusliche Andachten durch mehrere Stunden des Tages. Er würde lieber an der Pest als unter Ketzern sterben, und doch setzt er die Kindespflicht derart hintan, daß er seine Mutter wegen beharrlicher Ketzerei verbannt — eine Frau von hohen Tugenden, allgemein geliebt und verehrt von den Ferraresen. Obwol anscheinend großmüthig und sanft, ist er doch unerbittlich, und wehe dem, gegen den er einen Argwohn faßt, sei es ein Priester, Bischof, Minister, Poet oder Höfling, es nützt nichts; sein Haß ist wie der Blitz, er fährt nieder und zerstört. Selbst dem Papste versagt er die schuldige Ehrfurcht und Rücksicht, wenn es ihm gerade in den Sinn kommt. Montecatino, sein liebster Minister, ward bald abgesetzt; dem Priester Panigarola war er so geneigt, daß er sich für ihn um den Cardinalshut bewarb, und doch hat er auch diesen bald verstoßen. Seinen intimsten Freund Ercole Contrari ließ er eines Verdachts wegen zu Hof rufen und sofort aufhenken. Die Justiz stand im Belieben des Herzogs; eines Morgens sah man sechs Individuen am Galgen hängen, weil sie einiges Wild in verbotener Jagd erlegten; den Vormündern verbietet er, ihre Mündel zu verschachern, kauft aber selbst Mädchen; dem Tasso verweigert er ein Kleid, seinen Dienstleuten aber schenkt er 15000 Dukaten,

und während er das Volk ruinirt, gründet er wohlthätige Anstalten, sorgt für die Waisen, gewährt Grundentschädigung und Almosen. [1]

So war der Fürst; wie waren die Höflinge? Alle ihre Handlungen hatten dasselbe Ziel, dieselbe Triebfeder; alles ging vom Fürsten aus und führte zu ihm zurück; zu dessen getreuesten Dienern gezählt zu werden, war in der That der Gipfelpunkt aller Ehren, auf welchen der Hofmann gelangen konnte.

Auf die eigene Freiheit Verzicht leisten war somit die erste Tugend, dann den Mantel stets nach jener Seite hängen, woher eben der Wind bläst; [2] allen Mächtigen sich immer unterwürfig zeigen und auf Heuchelei verstehen. Da das bürgerliche Leben unterdrückt war, so blieb keine andere Wahl, als entweder unter dem Volke zu leben oder sich der Heerde von Höflingen anzuschließen; wer Talent oder Geld hatte, konnte das letztere thun.

Guarino, der ebenfalls genöthigt war, sich der Unterwürfigkeit zu fügen, gibt einem seiner Freunde, der ihn um Rath fragte, ob er am Hofe Dienste nehmen solle oder nicht, folgende Antwort: „Wer in einer freien Stadt leben kann, würde schlecht thun, sich in den gefährlichen Schlund des Hoflebens zu stürzen, das hieße das Schicksal herausfordern; wer aber in einem Fürstenthum ansässig ist, kann seine Existenz nicht nach seinem Belieben einrichten. Der Mittellose, er mag noch so viel Talent und Thatkraft besitzen, kann seine Lage nicht leicht verbessern, weil Industrie, Handel, Künste, Aemter,

---

[1] Muratori, Annali d'Italia, IX.; Antichità Estensi, II. — Faustini. — Frizzi. — Relazioni u. s. w.

[2] Torquato Tasso, Dialoghi, III, 13.

kurz alle Erwerbszweige in Händen des Fürsten oder vielmehr seiner Minister sind, man kann und darf nur das thun, was diese wollen. Man muß sich bei zeiten darauf verlegen, zu schmeicheln, zu bitten, Geschenke zu machen, Beleidigungen hinzunehmen, Zurückweisungen und Treulosigkeiten zu erleiden und bei alledem zu heucheln und gute Miene zum bösen Spiel zu machen, das will sagen: auf ein unabhängiges, ungestörtes Leben als Privatmann zu verzichten.[1]

„Der Reiche, der am Hofe keine Dienste nehmen, aber doch den Hof frequentiren will, kann es thun, aber er wird, gleich der Dienerschaft, den Höflingen, die ein Amt bei Hof bekleiden, untergeordnet sein; bleibt ein solcher fern vom Hofe, um ein unabhängiges Leben zu führen, so wird er als ein Geizhals, als ein lächerlicher, stolzer Sonderling misachtet; selbst der Fürst wird ihm seine Verachtung zu erkennen geben und sobald dies ruchbar wird, ist er vernichtet. Jeder abgewirthschaftete Höfling, jedes armselige Bürgerlein, jeder schlechte Kerl nimmt sich heraus, ihn zu beschimpfen; mag er sich darüber noch so beklagen, die Verfolgung wird immer fortdauern. Ist er in einen Proceß verwickelt, so erlebt er kein Ende und zieht immer den kürzern. Jedes gute Werk, jedes Wort wird ihm als Sünde oder als Lästerung ausgelegt, jeder seiner Schritte, jede Unternehmung wird geschmäht und setzt ihn einer Gefahr aus. Handelt es sich um öffentliche Auflagen, so ist er der erste, der am härtesten getroffen wird und sei der Druck noch so arg, es hilft ihm nichts, wenn er sich darüber beschwert. Sollen Fremde beherbergt werden, wird ihnen sein Wohn-

[1] Giov. Batt. Guarini, Lettere (Venedig 1593).

haus eingeräumt, und wenn der Fürst Bauten unternimmt oder der Hof auf Reisen geht, seine Leute sind die ersten, die zur Arbeit und zum Dienste befohlen werden. Gehen die Sbirren, die Häscher auf Streifungen, so nehmen sie auf seinem Gute Unterkunft, und wehe! wenn die Schlüssel nicht bereit sind! Die Thore werden eingestoßen, die Wohnungen geplündert und die Dienstleute geprügelt; kurz es gibt keine Unbilden, denen derjenige, dem der Fürst abgeneigt ist, nicht ausgesetzt wäre. Wollte solch ein Verfolgter, um all den Uebeln auszuweichen, einen der Großen für sich gewinnen, so wird er dessen Sklave, er muß ihm in allem zu Diensten stehen, ihm geben, was er verlangt, und erreicht doch nicht den gewünschten Schutz, denn bei der ersten Gelegenheit, wenn er seinem vermeintlichen Gönner oder Freunde etwas verweigert, übt dieser unter dem Deckmantel der Freundschaft Rache und Verrath an ihm, klagt ihn an und er wird verurtheilt; vergeblich ist sein Recurs an den Fürsten, er bleibt immer im Schaden.

„Fern vom Hofe kann man nicht leben, man hätte — gleich dem Fährmann in Ungewittern — bald Schiffbruch gelitten, nur mit dem Unterschiede, daß wer auf dem Meere sein Fahrzeug muthig und gut zu lenken versteht, die Gefahr überwinden kann, am Hofe aber erreicht nur derjenige glücklich sein Ziel, der schlecht handelt. Alles ist Lug und Trug und in solchem bejammernswerthen Leben, wo jeder feste Anhaltpunkt, jede Gewißheit fehlt, wo nur der blinde Zufall regiert, ist der Ausgang der Dinge gewöhnlich ein unerwarteter. Man muß das Schiff mit Klugheit zu steuern wissen, den Weihrauch ebenso wie die Verleumdung und Verstellung immer bereit haben, knechtischen Gehorsam niemals verweigern.

Magst du immerhin im Rechte sein, vergiß nicht mit Bestechungen vorzutreten, sonst würdest du nie Gerechtigkeit erlangen und dich mit Schimpf und Schande zurückziehen müssen. Wer den Haß der Großen sich zuzieht, muß nicht selten das Leben lassen mit allem, was drum und dran hängt.“ [1]

Quindi avvien che fra principi e signori
Patti e convenzion sono sì frali.
Fan lega oggi re, papi e imperatori,
Doman saran nimici capitali:
Perchè, qual l' apparenze esteriori
Non hanno i cor, non han gli animi tali;
Chè, non mirando al torto più ch' al diritto,
Attendon solamente al lor profitto.

. . . .

E come qua su i corvi e gli avvoltori
E le mulacchie e gli altri vari augelli
S' affaticano tutti per trar fuori
Dell' acqua i nomi che veggion più belli;
Così là giù ruffiani, adulatori,
Buffon, cinedi, accusatori, e quelli
Che vivono alle Corti, e che vi sono
Più grati assai che 'l virtuoso e 'l buono,
E son chiamati cortigian gentili,
Perchè sanno imitar l' asino e 'l ciacco;
De' lor signor, tratto che n' abbia i filij
La giusta Parca, anzi Venere e Bacco,
Questi di ch' io ti dico, inerti e vili,
Nati solo ad empir di cibo il sacco,
Portano in bocca qualche giorno il nome;
Poi nell' oblio lascian cader le some. [2]

---

[1] Guarini, Lettere (Venedig 1593).
[2] Ariosto, Orlando Furioso, Ges. XXXV und XLIV.

Unter solchen Verhältnissen war es schwer, tugendhaft und sittlich zu bleiben; Leute wie ein Aretino triumphiren, ja wer so niederträchtig ist wie dieser, dirigirt den Scepter der Fürsten. Die bürgerliche Gesellschaft war in zwei Parteien getheilt: einen Volkshaufen ohne Namen, und Höflinge, eine traurige Alternative, der man nicht entgehen konnte. Man mußte sich auf die eine oder die andere Seite schlagen, so sehr man auch ihre Schattenseiten, ihre Härten, ihre Ungerechtigkeiten erkannte und fühlte, und so sehr man ihrer auch fluchte im Moment von Regungen sittlichen Unwillens und Verachtung. [1]

Die damaligen Zustände gestatteten dem Italiener — mit geringer Ausnahme in Toscana — kaum mehr als Gedankenfreiheit; er konnte ihr auch Ausdruck geben, aber immer nur in den Formen und Grenzen, welche einer dominirenden Clique von Höflingen zulässig erschien, sonst riskirte man Gefängniß, Exil oder Hospital.

Um die Großen jener Zeit zu verstehen, muß man von einer principiellen Auffassung der Freiheit ganz absehen und betrachten, in welcher Weise sie die öffentlichen Zustände beherrschten und die heiligen Rechte der Menschenwürde achteten und schützten.

Was den Charakter des Menschen bildet, ist der Kampf, den er unter gewissen socialen Verhältnissen zu bestehen hat, und der Werth desselben hängt von der Vorstellung ab, die er sich je nach dem Grade der allgemeinen Civilisation von der gesellschaftlichen Ordnung macht.

---

[1] Torquato Tasso, La Gerusalemme liberata, Ges. VII.

II.

Torquato Tasso am Hofe zu Ferrara.

In diese Gesellschaft wurde Tasso — 21 Jahre alt — berufen. Sein Eintreffen in Ferrara fiel gerade in die Zeit großer Feste anlaßlich der Ankunft Barbara's von Oesterreich, der neuen Gemahlin des Herzogs Alfonso II. Am Hofe war alles in Bewegung, nichtsdestoweniger kam ihm der Cardinal, obwol selbst mit der Leitung der Arbeiten für die Festivitäten beschäftigt, freundlich grüßend entgegen, nahm ihn in seine eigene Wohnung auf ohne eine andere Aufgabe als die: den Cardinal mit seiner Gegenwart zu beehren. Es waren Tage voll Enthusiasmus und Unterhaltungen aller Art, das Leben zeigte seine glänzendsten Seiten. Schüchtern durchstreift Tasso die Säle, die Gärten, besucht das Theater, den Circus, die Akademie, und inmitten dieser Herrlichkeiten war er doch überall Gegenstand der Bewunderung. Welch süße Gedanken mögen in seiner gefühlvollen Seele aufgetaucht sein!

Am Hofe trat wieder Ruhe ein, doch für Tasso, so scheint es, begannen festliche Tage; alle Damen wünschten seine Bekanntschaft zu machen, die Prinzessinnen Lucrezia und Leonora sind entzückt, mit ihm conversiren zu können, und Herzog Alfons würdigt ihn besonderer Aufmerksamkeiten. Tasso wähnt, ohne Argwohn, in einem Paradiese von Engeln zu sein, er findet alles schön und gut und ahnt nicht, daß diese affectirte Liebenswürdigkeit größtentheils eine neidische böswillige Gemüthsart verhülle. Alle wollten den Autor des „Rinaldo“ hören und „Clarice“ reizte die Damen, auch von ihm besungen zu werden. Mit

Worten und mit Blicken umschmeichelt man ihn, der ganze Hof drängt sich an ihn heran, begierig, seinen Versen, seiner Rednergabe Beifall zu spenden, und schon werden seine Gedichte als unsterblich begrüßt.

Bei hundert Gelegenheiten erwachen und verlöschen in seinem Herzen wechselnde Liebesgefühle, die nicht unerwidert blieben; gegen alle zeigt er sich sehr artig, gegen die Schönsten verliebt; den hochgestellten angesehensten Frauen am Hofe, welche den verlorenen Jugendreiz durch eleganten Aufputz zu ersetzen suchten, schmeichelt er in Versen mit Wortspielen ihres Namens:

Aura è la vita mia, che da voi spira,
  Aurelia, e 'nforma in vece d' alma il core,
  Che l' alma propria sua seguendo Amore,
  A voi sen viene, e dentro a voi si gira.[1]

Die Menge eitler Hoffräulein, die sich gar so gern mit ihm unterhielten, um sich eines Verses oder eines Sinnspruches von ihm rühmen zu können, befriedigt er mit Madrigalen und reizenden Sonetten; übertriebene Ziereien der Gefallsucht zieht er spöttisch mit poetischem Bombast ins Lächerliche:

Scota, sull' Oceano, o dove nacque
  Venere prima, ed ebber Amor la cuna;
  O nuda in fonte, o 'n selva oscura e bruna,
  Altra bellezza mai tanto non piacque.
Per te non sol quetossi l' aura, e giacque
  Nell' alto letto il Po senz' ira alcuna;
  Ma dove maggior campo ha la fortuna
  Tranquillar tu potresti i venti e l' acque.[2]

---

[1] Torquato Tasso, Opere (Rime), III, 84.
[2] Ebendas., III, 142.

So verpflichtete er sich alle zu Dank; hatte er auf eine von den Damen, die der Gegenstand einer Rivalität unter den berühmten Poeten war, sein besonderes Augenmerk gerichtet, so war es nicht sowol Leidenschaft als Ambition, die ihm den Gesang eingegeben, welcher seine Rivalen verstummen machte. Lucrezia Bendidio begünstigte den Dichter Pigna, den ersten am Hofe, überall wurden seine klangvollen Verse vorgetragen; Tasso, um diesen noch zu übertreffen, singt:

Tu, che 'n forma di Dea vera Sirena
Nel mar del pianto di chi t' ama vivi
Cui tributo già dan, quasi duo rivi,
Questi occhi, che altrui fallo a languir mena:
. . . .
Legata all' armonia l' alma ed accesa
Sentími ai lampi di quel sol sereno
De' tuoi lumi, cui presso unqua non verna.[1]

Die Dame nahm diese schmeichelhaften Verse wohlgefällig auf und der Hof applaudirte, aber eine liebenswürdige Frau macht den unvorsichtigen jungen Dichter auf seinen Fehltritt aufmerksam und Torquato, zur Erkenntniß gelangt, gehorcht der legitimen Gebieterin seines Herzens. — Die Sonne stand hoch, Tasso begibt sich zur Erholung in den Garten, da vernimmt er in der Nähe ein Flüstern und horcht:

Noi siam tra queste selve
Ninfe leggiadre e belle,
E siam dive del cielo e chiare stelle:
E qui cantiamo all' ombra

---

[1] Serassi, Vita, I, 195.

Degli abeti e de' faggi:
Lassù tra mille raggi
Di pura luce e d' ogni orror disgombra,
E qui balliam tra fior purpurei e gialli,
Altrove tra zaffiri, e sui cristalli. [1]

Torquato schreitet leise in der Allee vor und, hinter einer Hecke innehaltend, singt er:

Vaghe, leggiadre, amorosette e pronte
Serve di lei, che quasi vaga Aurora
Di ligustri e di rose il viso infiora,
E 'l crine ha d' auro, e porta il giorno in fronte;
. . . .
Foss' io presente a vostre alte carole,
Ch' amor con vago suon guida e misura! [2]

Die Mädchen erkennen ihn und die schönste, lieblichste und munterste sieht ihn an der Hecke neugierig hervorgucken, scherzend drückt sie ganz leicht seine Hand und richtet zärtliche Worte an ihn. Später sieht er eine andere auf dem Balkon; er nähert sich ihr und, um ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, berührt wie zufällig sein Arm den ihrigen, er bittet sie deshalb um Entschuldigung und sie erwidert zärtlich: „Nicht dadurch, daß Sie mir Ihren Arm gereicht, sondern weil Sie ihn zurückgezogen, haben Sie mich beleidigt.“ [3]

So manche verlockende Gelegenheit stellt die Schüchternheit des jungen Dichters auf die Probe und ermuntert ihn:

Dolcemente dormiva la mia Clori
E 'ntorno al suo bel volto
Givan scherzando i pargoletti Amori:
Mirav' io da me tolto

---

[1] Torquato Tasso, Opere (Rime), IV, 229.
[2] Ebendas., III, 114.
[3] Ebendas., IV, 191 und 213.

Con gran diletto lei,
Quando dir mi sentii: Stolto, che fai?
Tempo perduto non s' acquista mai.
Allor io mi chinai così pian piano,
E baciandole il viso,
Provai quanta dolcezza ha il paradiso.

So viel Anreiz steigert des Jünglings heißes Sehnen nach süßer Liebeslust, er trifft auf viele sehr weich gestimmte Herzen, und das macht ihn kühn: „Komm, Phillis“, ruft er aus, „höre, wie es donnert! Genießen wir hier, wenn Jupiter im Himmel grollt; die süße glühende Leidenschaft möge uns Liebenden recht oft diese nächtlichen Freuden gewähren!“

Piacciati omai, ch' in quest' occulta riva
Alla tua bocca angelica di rose
Giunga le labbra mie calde e bramose,
Quasi per lunga ardente sete estiva. [1]

Wenn sie schwankt, besiegt er kühn ihre Unentschlossenheit, und freudig gedenkt er des Glückes, das ihm gestattete, „einen Kuß auf das geliebte holde Antlitz zu drücken — dann jauchzt das Herz vor Wonne auf und die Seele beruhigt sich nur in der Erinnerung an diesen glückseligen Tag“.

Wenn er sich auch zuweilen nicht vorwagt, so gibt es doch manche, die kühn ihn anlockt und nicht von ihm läßt, bis ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit ihn besiegt hat. Er, der Liebling von allen, bewirbt sich um die Gunst vieler und selten trifft er auf ein sprödes Herz. [2]

---

[1] Torquato Tasso, Opere (Rime), III, 165 und II, 198.
[2] Ebendas., III, 134.

Doch diese wechselnden Liebeleien in der Schule am Hofe mit wankelmüthigen Frauen, die, ebenso weichen als leichten Herzens, keiner Beständigkeit, keines tiefern Gefühls fähig waren, womit andere sich begnügten, ließen — sobald der sinnliche Reiz und die Eitelkeit befriedigt und verflüchtigt waren — im Herzen Tasso's eine peinliche Leere zurück und den unglücklichen Keim schmerzlicher Liebesleiden.

Er fühlt dies und bittet den Gott der Liebe, ihm nicht den Glauben zu benehmen an die hehre Weiblichkeit, die den Geist zum Himmel hebt; dann wendet sich seine platonische Betrachtung den edelsten Frauen zu, von ihnen vernimmt er die reine Herzenssprache im anmuthigen Garten der Natur; alles wird zum Ideal — die Gestalten, die Gefühle, die Leidenschaften erscheinen immer mit Blumen bekränzt beim Lächeln eines rosigen Mundes, umrahmt von lauem Sonnenstrahl; das Rauschen der Kleider, die Bewegungen, die Blicke, der Gesang, alles erregt seine Phantasie und entzückt ihn:

Sovra le verdi chiome
  Di questo nuovo Lauro, udite come
  De' canori augeletti
  Altri scherzando van di ramo in ramo,
  Cantando: io t' amo, io t' amo.
  Ed ei par gli risponda
  Col dolce mormorìo
  Della tremante fronda:
  Sì, sì, che v' amo anch' io.
  Ed altri vezzosetti
  Cantano: quivi, quivi;
  Quasi vogliano dire, in questi rivi,
  O intorno a queste linfe
  Ti vagheggian le Ninfe. [1]

---

[1] Torquato Tasso, Opere (Rime), III, 36, 127.

Sein Leben ist ganz der Liebe geweiht, er hegt kein anderes Verlangen; aber was für eine Liebe?

Fabbricator notturno
Di speranze e di sogni,
Non so quel ch' io mi cerchi, o pure agogni.
Ma s' a' raggi talor di luce vera
Si dilegua Parnaso,
E con Perseo Pegaso,
Ch' aperse altrui col piede il chiaro fonte;
E Sfinge e la Chimera,
E con Edippo ancor Bellerofonte,
Veggio in altra montagna un vivo Lauro
Splender in guisa di piropo e d' auro.[1]

Lange forscht er nach einem Wesen, in welchem er sein Ideal wahrhaftig personificirt verwirklicht fände.

Nach den frivolen Liebeleien mit ihren flüchtigen Lustbarkeiten bemächtigt sich seiner eine tiefe Misstimmung; um diese zu bannen, nimmt er zu der geistvollen Neigung einer schönen und edeln Seele Zuflucht; seine Muse gewinnt Harmonie, das irdische Wesen nimmt Engelsgestalt, und das geträumte Ideal menschliche Formen an. Er erhält freundliche Worte, zärtliche Blicke und trauliches Lächeln, zuweilen wird ihm auch gestattet, die handschuhbedeckte Hand zu drücken, aber den zarten Busen durfte nur der flatternde Schmetterling oder die leichte Libelle berühren, und an diesen Rosenlippen nur die fleißige Biene Honig saugen; der Dichter konnte nur im stillen nach solchem Glücke sich sehnen und mußte in seinem bittern Schmerze sich mit dem bloßen Verlangen begnügen.[2] Nachdem er den leichten Sinn ab-

[1] Torquato Tasso, Opere (Rime), IV, 163; II, 215.
[2] Ebendas., II, 171; III, 36.

gelegt, will er standhaft sein, doch kaum war der ernste Vorsatz gefaßt, trifft er die Angebetete sanft schlummernd, sachte, sachte neigt er sich zum Kusse, der ihn ins Paradies versetzt, er läßt sich scheinbar fliehend zurückhalten, um in ungezählten Küssen die Wonne eines liebenden Weibes zu verkosten. Doch dieser phantastische Sturm und Drang legte sich, als die trockene Wirklichkeit die poetischen Träumereien nicht erfüllen wollte; die Glut der Leidenschaft verwandelt sich bald in flammenden Zorn und er klagt, aufgebracht über sich selbst:

Altro non è il mio amore
Che, con fede immortal, mortal dolore:
Ma nel tormento ho vita,
Chè se m' ancide l' un, l' altro m' aita:
E sì fermo ho il desìo contro il martire,
Ch' io non temo il morire,
Purchè la vita, e non la fè si scioglia;
Ch' assai peggio di morte è cangiar voglia.[1]

III.

Tasso, die Prinzessinnen Leonora und Lucrezia d'Este.

Unter den zahlreichen Damen am Hofe waren es besonders die beiden Prinzessinnen, welche Tasso mit der familiärsten Vertraulichkeit beehrten. Die Conversation mit ihm behagte ihnen ungemein, es war ihm gestattet, wann immer er wollte, in ihre Gemächer zu kommen; je öfter er erschien, desto willkommener war er; und das genügte ihnen nicht, sie bemühten sich förmlich um sein Wohlwollen, indem sie ihm auszeichnende Gefälligkeiten

[1] Torquato Tasso, Opere (Rime), IV, 179.

erwiesen und bewirkten, daß er, der erste von allen, zur herzoglichen Tafel gezogen wurde. Tasso erwiderte dankbar so viele Gunstbezeigungen, er las den beiden Prinzessinnen seine Arbeiten vor, sprach mit ihnen über das Heldengedicht und über Homer, commentirte den Virgil, schilderte sein Ideal mit warmen, eleganten Worten und vielleicht hat er ihnen auch manche Ottave seines künftigen „Goffredo" vorgetragen. Lucrezia und Leonora belebten die geistreiche Gesellschaft mit Gesang, Instrumentalmusik, Liedern und Madrigalen. Tasso seinerseits besingt in reizenden Versen die Grazie und die auserwählte Erscheinung bald der einen, bald der andern, um sie dann vereint der Unsterblichkeit zu überliefern.[1] Die Phantasie versetzt ihn in einen herrlichen Blumengarten, wo alles, was blüht und lebt und webt, und der Himmel darüber von Liebe spricht und Freude athmet.

In dieser festlichen Zeit, wo alle sich um den Preis der Liebe bewerben, begegnet er der „Jungfrau" von strahlender Schönheit, verschleiert, Auroren gleich, im lichten Gewölk; diese bietet seinem Geiste ganz andere Preise als mit Silber und Gold durchflochtene Blumenkränze; er möchte sie erringen:

Sente in lui scender la
Virtù che in tutte l'alme or signoreggia,
Ma col desìo s'asconde.[2]

Lucrezia war nicht schön, aber sie wußte sich geschmackvoll zu kleiden und durch ihre distinguirte Haltung, ihre hervorragende Bildung, ihre einschmeichelnde Sprache alle für sich zu gewinnen; mit einem gewissen

---

[1] Torquato Tasso, Opere (Rime), III, 184.
[2] Ebendas., IV, 12.

Reiz äußerer Anmuth und Gewandtheit repräsentirte sie am Hofe und bei den Festen die Frau des Hauses. Vermählt an den Herzog von Urbino, verließ sie ihn, weil sie sich vernachlässigt sah. Wiewol Tasso und andere Poeten ihre edle Sinnesart loben, verließ sie doch nach dem Tode des Herzogs Alfons sofort den Este'schen Hof, was sie auch dem Hause Della Rovere angethan; ihren Oheim Don Cesare hat sie verrathen und, nachdem sie sich dem räuberischen Papste angeschlossen, ihn auch enterbt. Ranke fällt über sie folgendes scharfe Urtheil: „Etwas Satanisches war in dieser Frau, welche ihre eigene Familie leichten Herzens dem Ruin zugeführt hat."

Dies hinderte jedoch nicht, daß Fürsten, Höflinge, Philosophen und Dichter sie umringten, sie „die Schönste der Schönen, die Sonne ihres Jahrhunderts nannten".[1] Auch Tasso, um nicht zurückzustehen, zündet ihr wohlriechenden Weihrauch von ausgesuchten Lobpreisungen an; er rühmt ihre tiefblauen Augen, ihren rosigen Mund; in ihrer Jugend erschien sie „wie Aurora, welche den Himmel erleuchtet, Feld, Wiese und Wald und die Berge vergoldet und bethaut". Auch später war niemand mit ihr zu vergleichen, „wie die Blume entfaltete sie immer mehr duftende Blüten" und „wie die Sonne am Mittag weit stärker wie am Morgen leuchtet und flammt".[1]

Doch all diese Schönheit erweckt in unserm Poeten keine sinnliche Neigung, im Gegentheil, alles verduftet bei ihm in platonische Idealität: „Das beglückende Licht, das aus den engelgleichen Augen strahlt, soll sein Ge-

---

[1] Serassi, Vita, I, 181.

[2] Torquato Tasso, Opere (Rime), III, 70.

müth beruhigen und erheitern; ihre edeln Eigenschaften sollen das Herz zu Gott erheben, damit die Seele, der irdischen Schranken ledig, sich aufschwinge gen Himmel." Die Macht des Eindrucks der Reize, der Blick, der Gesang, sind nicht mehr Gegenstände der Betrachtung unsers Dichters, sondern: „Der reine Geist, der vom Himmel herabkommt und sich nach dem Himmel zurücksehnt."[1] Keine Spur vom lyrischen Feuer, er flieht immer das, was Lucrezia sucht. Sie vielleicht wollte einen Geliebten, findet aber nur einen artigen, erkenntlichen Literaten.

Das Gegentheil war Leonora, das sanfte, gefühlvolle Wesen, welche in stiller innerer Sammlung und Betrachtung jedenfalls mehr Befriedigung fand als in lärmenden Vergnügungen; ihr aufstrebender Geist, ihr durchdringender Verstand prüfte das reale Leben und suchte seinen Werth zu ergründen. Ueber Philosophen und die Kunst wußte sie meisterhaft zu sprechen, in kritischen Zeiten, wenn erforderlich, auch die Leitung der Staatsgeschäfte zu besorgen, und erntete in allem Beifall; dabei war sie von anziehender Bescheidenheit, immer einfach gekleidet, von schwächlichem Körperbau, bleichen Angesichts, eine zarte anmuthige Persönlichkeit; die Blicke aus ihrem schwärmerischen Auge trafen ins Herz, Verehrung, nicht blos Ergebenheit, einflößend. Giraldo sagt von ihr: „Jede ihrer Handlungen lehrt uns, wie man eine wahrhaft geheiligte Seele in sterblicher Hülle verehren soll."

Ein anderer besingt ihre Tugenden, „welche das Staunen der Welt, die Liebe der Götter" erregten,[2]

---

[1] Torquato Tasso, Opere (Rime), VIII und IX.

[2] Serassi, Vita I, 181. — Torquato Tasso, Opere (Rime), I, 131.

während der kaltblütige venetianische Gesandte sie so schildert, wie sie in Tasso's „Sofronia" dargestellt erscheint. Alle sagen, daß religiöse Keuschheit sie von der Ehe abhielt, aber Monolesso, der venetianische Gesandte, schreibt dies ihrer Kränklichkeit zu. Gewiß ist, daß sie zurückgezogen lebte; nur Tasso konnte mit ihr von Liebe sprechen und ihr die Poesie heroischer Ehen vortragen.

Kaum hatte Tasso dieses edle Wesen erblickt, so fühlte er sich durchdrungen von jener unaussprechlichen Empfindung, welche das Antlitz erblassen, den Blick senken und seufzen macht; Leonora muß es wahrgenommen, und mag es wol für Schüchternheit gehalten haben; gleichwol ist es kaum wahrscheinlich, daß sie nicht ebenfalls ein ungewöhnliches, unerklärliches Gefühl beschlichen haben sollte. Es läßt sich alles verbergen, nur nicht die stumme Sprache, die vom Herzen kommt und zum Herzen dringt. Die Sprache der Convenienz half den Blicken und Mienen aus der Verlegenheit. Diese beiden Seelen waren geschaffen, sich zu lieben; beiden war das Leben erwünscht, doch war es für sie freudenleer, sie strebten nach einem Ideal, das jede Schönheit, jede Freude unvollkommen erscheinen ließ gegen das höhere Schöne.

Mit gläubigem Eifer suchten sie das Ideal bei den Poeten und bei den Philosophen; Tasso versuchte es zu schildern. Beiden war die Religion und die Liebe nicht Gewohnheits- oder Formsache, sondern wahrer innerer Cultus, der allem gebührt, was schön und edel ist in der Natur. Dieselben Neigungen, dieselbe physische Complexion begegneten sich; den einen wie die andere quälte eins jener Leiden, womit der Mensch geboren wird und stirbt, für welches die Wissenschaft kein Heilmittel weiß; sie geben dem Charakter des Menschen, jedem seiner Ge-

danken, ja selbst der Gesichtsfarbe ein eigenthümliches Gepräge, schwächen die Seelenkräfte und verbittern jede Lebensfreude. Nur Leonora verstand, was unter der anscheinenden Heiterkeit Tasso's in der Tiefe seiner großen Seele vorging, und kam seinem Vertrauen entgegen. Das erste Wort, das er ihr widmet, ist Liebe, im Namen der Liebe schreibt er ihr seinen letzten Brief: „Nimm es nicht ungnädig auf, wenn auch ich Dich besinge, während alle Dich preisen; gestatte meinem schwachen bescheidenen Gesange, Deinen Namen der Verborgenheit zu entziehen, Deinen Namen, der so herrlich glänzt, daß kein sterblich Auge die Kraft seiner Strahlen zu ertragen vermag; würde ich Dich schildern wie Du bist, wer könnte bei Deinem Anblicke der überwältigenden Macht der Liebe sich entziehen?"

Nè sia l' albergo lor da te negletto
  Ch' anco sott' umil tetto
  S' adora Dio .... —
E certo il primo dì, che 'l bel sereno
  Della tua fronte agli occhi miei s' offerse,
  E vidi armato spaziarvi Amore,
  Se non che riverenza allor converse,
  E meraviglia in fredda selce il seno,
  Ivi peria con doppia morte il core.

„Aber was half es? Immer fühlte ich den Pfeil der Liebesglut im Herzen; und was würde erst dem widerfahren, der Dich in Deiner vollen Herrlichkeit erblickt, wenn er des starken Schildes entbehrt, welcher mich schützt? Wie Phaëton würde er stürzen und in Flammen aufgehen wie Semele vor Jupiter's Antlitz! Vielleicht kann er dann hoffen, dem Phönix gleich, prachtvoller sich zu erheben aus der Asche! Gewiß: Zu neuem Leben führt der Tod durch Sie."

Kühn sagt der Dichter: „Verherrlicht wird mein schwacher Gesang nur durch ihren schönen heiligen Namen":

Canzon, deh! sarà mai quel lieto giorno
Che 'n que' begli occhi le lor fiamme prime
Raccese io veggia..........?
..........se non quanto
Costei *Le onora* col bel nome santo.[1]

Ueberwältigt ist seine Seele von der Strömung der Leidenschaft; er hofft, es möge der Tag kommen, der ihn einem neuen Leben, ähnlich ihrem Wesen, entgegenführt! Von welchem weiblichen Wesen hat Tasso jemals in solcher Weise gesprochen?

Wenn er sie leidend weiß, bricht er in die bittere Klage aus: die süße Harmonie, den schönen Gedankenaustausch, der die Seelen beschwichtigt und mit edler Sehnsucht erfüllt, entbehren zu müssen. Aber vielleicht sind wir solchen Glücks nicht würdig, denn Schöneres kann es nicht geben im Paradiese.[2]

Einmal sieht er im Geiste Leonoren auf dem Parnaß, er will sich ihm nähern im Schatten des Dichterhaines, in ihrer Gegenwart als Dichter und Held glänzen: „Wer hält mich zurück? Wer geleitet mich hin zu ihr, damit ich, gleich Dante und Petrarca, lorber-

[1] Torquato Tasso, Opere (Rime), IV, 58. Das Lied ist im Jahre 1567 veröffentlicht worden. — Serassi, Vita, I, 183. Diesem folgten zwei andere Lieder, die der Dichter aber nicht drucken ließ, weil er sie, wie er sagte, noch nicht zu gutem Ende gebracht; er hat sie auch niemals erscheinen lassen, vielleicht weil sich darin seine leidenschaftliche Liebe zu der Prinzessin Leonora allzu deutlich kundgab.

[2] Ebendas., III, 174.

bekränzt, sie besinge, ihr unsterbliche Gaben widme, um ihr Wohlgefallen zu erringen?“

S' egli avverrà ch' alta memoria antica
Rinnovi io mai, pittor non rozzo, in carte,
E ch' Elicona per me s' apra, e d' arte
Aura m' ispiri al gran concetto amica;
Udran gli Sciti, udrà l' arena aprica
Di Libia il tuo bel nome, e nobil parte
Avra fra l' armi, e fra l' onor di Marte,
La gonna, e 'l vanto di beltà pudica.
E fian le lodi tue qual ricco fregio,
Onde varia pittura adorna splende,
Che gli occhi altrui con aurea luce alletta.
E dritto è ben ch' a Te sen porga il pregio,
Se la sdegnosa man per Te riprende
Lo stile, e riede all' opra altrui negletta.[1]

Die Dichtung des „Befreiten Jerusalem“ soll Leonora's Namen unsterblich machen, und das mit Recht, denn der Gedanke an sie hat es dem Dichter eingegeben, sie hat ihn dazu begeistert, sie hat es gefördert.[2] Das Sonett an Leonora rührt von der ersten Begegnung mit ihr her, er erwähnt darin des „Befreiten Jerusalem“ als noch nicht gehörig entworfen, und die Episode „Sofronia“ war noch nicht erdacht.

Es waren die schönsten Tage in Tasso's Leben, jene Tage, als die jugendliche, geniale Schwungkraft seines Geistes sich die bleibende Verherrlichung des Gegenstandes seiner Affecte als höchstes Ziel gesteckt. Sein Genius sagt ihm, daß er dieses Ziel erreichen könne; der Ruhm, von dem er umgeben war, die alles überwindende Phan-

[1] Torquato Tasso, Opere (Rime), III, 108.
[2] Derselbe, Lettere (1568), I, 18.

tasie ließen daran nicht zweifeln. Mit wachsender Begeisterung widmet er sich der Dichtkunst, fordert er alle zum poetischen Wettkampf, zu akademischen Discussionen über die Liebe auf; in diesem Ringen bildete sich die hinreißende Sprache seines Herzens.

Unter allen diesen Freuden war die Kindesliebe in ihm keineswegs geschwächt, sehnsuchtsvoll erwartet er einen geeigneten Zeitpunkt, um in die Arme des geliebten Vaters zu eilen; kaum hatte sich Cardinal Luigi auf kurze Zeit entfernt, geht Tasso über Padua nach Mantua, wo ihn der alte Vater hocherfreut umarmt, denn er sieht seine bereits verwelkten Lorbern wieder grünen auf des Sohnes Haupt. Nach der Schilderung Torquato's über das Leben am Hofe zu Ferrara soll der Greis, sich in Illusionen wiegend, ausgerufen haben: „Du Glücklicher! Der du in einem Eden lebst, um schnell ins Empireum, in den höchsten Freudenhimmel zu fliegen!"

Tasso kehrte bald nach Ferrara zurück, wo er ängstlich erwartet wurde. Die Prinzessinnen machten ihm, unter freundlichem Willkommen, gleich die angenehme Mittheilung, der Cardinal habe auf ihren Vorschlag eingewilligt, daß er an seiner, des Cardinals, Tafel speisen dürfe. Auf diese neue Gunstbezeigung bildete sich der junge Dichter nicht wenig ein, sie machte ihn kühner, aber auch unvorsichtig. Die Lorbern des Pigna, eines unbedeutenden, schwachen und eingebildeten Dichterleins, der aber Secretär des Herzogs, somit eine der ersten Persönlichkeiten am Hofe war,[1] ließen ihm schon lange keine Ruhe; er will sich mit diesem messen und huldigt in lieblichen Gesängen der schönen Lucrezia Bendidio,

[1] Muratori, Antichità Estensi. — Frizzi, Monolesso.

welcher Pigna den Hof machte. Doch das genügte einem Tasso nicht; Liebe und Ehrgeiz bestimmen ihn, bei den geselligen Zusammenkünften am Hofe abermals Disputationen über diverse Fragen, die Liebe betreffend, zu veranlassen, wobei er gewöhnlich triumphirte.

Zwanzig Jahre später erwähnt Tasso der großen Gefahr, welcher seine Reputation bei solchen Gelegenheiten ausgesetzt war; er sagt: „Wäre der Gegenstand des Streites ein realer gewesen, der Dichter konnte unschwer von den Gegnern besiegt werden, aber wer kann auf dem Felde der Liebe einen begeisterten, verliebten Dichter überwinden und mit welchen Waffen?“[1]

Der Herzog und die Prinzessinnen begrüßten den trefflichen Redner mit Beifall, und auch Lucrezia Bendidio bezeigte ihm ihr besonderes Wohlgefallen, ohne sich jedoch dadurch von Pigna abwendig machen zu lassen.

Diese Thatsachen hatten zwei misliche Folgen: sie erregten den Neid der Großen am Hofe, denen die Superiorität des jungen Dichters unerträglich war, und erhitzten ferner Tasso's Phantasie in einer Weise, daß er die ihn umstrickende Gefahr wahrzunehmen unterließ. Seine schlauen Gegner, an deren Spitze Montecatino, wußten das unvorsichtige Opfer immer mehr in die ihm gelegten Schlingen hineinzulocken. Leonora durchschaut die Intriguen und vorsichtig wie sie war, ließ sie Tasso den Wink zukommen, von seinen Triumphen zur Sühnung der erzürnten Gottheit keinen Gebrauch zu machen.

Diese unerwartete Mahnung hatte zur Folge, daß Tasso, im Gefühle, sich zu weit vorgewagt zu haben, nunmehr

[1] Torquato Tasso, Dialoghi, III, 277.

nicht nur mit seinen Versen, sondern auch mit seinen Ideen ängstlich zurückhielt, sodaß Leonora, welche die Empfindlichkeit ihres Schützlings kannte, sich angelegen sein ließ, ihn aus seiner Niedergeschlagenheit aufzurichten und ihm den Weg zu zeigen, wie er den begangenen Fehler verbessern könne, ohne den freien Flug seines Genies zu hemmen.

Tasso folgte den Rathschlägen Leonora's; er fühlte sich ja selbst zu Lobgesängen auf die Vendidio keineswegs wahrhaft begeistert, und beschränkte sich hinfort auf das Commentiren der ihr gewidmeten Hymnen Pigna's, wobei er den misglückten Versen in einer dieselben vernichtenden Weise die herrliche Poesie Petrarca's entgegenzustellen wußte. Dem Zwange höfischer Rücksichten konnte er nicht ausweichen, die keiner Beachtung würdigen Lobhudeleien mit ihren schwülstigen, unpassenden, servilen Ueberschwenglichkeiten nicht offen verurtheilen; nur mit erzürntem Gemüth unterzog er sich dieser Aufgabe, um dem Rathe Leonora's nachzukommen, doch vermochte er seinen Widerwillen nicht zu unterdrücken, und theilte im Schreiben tüchtige Hiebe und Stiche aus; sein perfider Rivale hätte mit einiger Entschlossenheit leicht das gute Einverständniß der beiden Liebenden durchhauen können; das Motiv hierzu war mächtig, und was thut man nicht alles, um sich einen Rivalen vom Halse zu schaffen? Indessen mußte Tasso auf die Kunst des Heuchelns eingehen, seine Sprache nach dem Stil der Höflinge richten, seine Gedanken hinter schwülstigen, verworrenen Phrasen mistrauisch verbergen. Auf die jesuitische Erziehung ward die höfische gepfropft, daher die ersten Symptome des von nun an immer zunehmenden Zwiespalts im Geiste und Gemüthe des frei denkenden, wahrheitsliebenden Mannes, der nun widerwillig in der

Kunst des Schmeichelns das Höchste leisten sollte. Nur eine Macht richtet ihn noch auf: Leonora.

IV.

Tod des Bernardo Tasso.

Eine unvorhergesehene Nachricht ruft Torquato nach Ostiglia, wo sein Vater schwer erkrankt war.

Dort angelangt, findet er im Hause des Vaters alles über den Haufen geworfen; die Dienstleute hatten sich zu Herren gemacht, gestohlen was sie fanden, es war fast nichts mehr da, zudem klopften ungestüme Gläubiger unaufhörlich an die Thür. Bernardo's Zustand war sehr bedenklich, es mangelte an liebevoller Pflege; der gute Sohn nahm sich sofort der Pflege des Vaters sowie der Leitung des Hauswesens an, beschwichtigt die Gläubiger und wendete sich zur Beschaffung der fehlenden Geldmittel an die Freunde Castiglione und Tasca; doch alle seine Mühen waren vergebens; Bernardo Tasso endete sein langes, kummervolles Leben am 4. September 1569. Der Schmerz über den Verlust des Vaters warf den Sohn durch mehrere Tage aufs Krankenlager, er konnte nicht einmal seinem Herrn den Trauerfall bekannt geben. Des Sohnes einziges Erbgut war die Liebe der Aeltern; das kostbare Angedenken an die theuern Dahingeschiedenen blieb in allen Lagen des Lebens sein unzertrennlicher Gefährte, in jedem wichtigen Moment ruft er ihre Namen an und bittet sie, ihm Richtung und Rathschläge zukommen zu lassen.[1]

---

[1] Torquato Tasso, Lettere, I, 20—22.

Vor der später unternommenen Reise nach Frankreich veräußerte Torquato seine wenigen Habseligkeiten, um auf des Vaters Ruhestätte einen Denkstein zu setzen, doch die Ausführung des edeln Vorhabens scheiterte am Geldmangel; ein Freund gab ihm den Rath, sich an die Prinzessin Leonora zu wenden; Tasso hoffte auf ihre Freigebigkeit in Rücksicht der Liebe und Verehrung, die er für sie hegte, doch er fand kein Gehör. Und so gelangte er zeitlebens nicht zur Erfüllung des kindlichen Gelübdes, worüber er wiederholt seinen Freunden klagt.

Sobald er nur konnte, beendete und veröffentlichte Tasso das Gedicht seines Vaters „Il Floridante“, und als er vernommen, daß die florentiner Akademiker seinem Vater die schuldige Verehrung versagen, erhebt er sich muthig, ihn zu vertheidigen.

V.

Die Vermählung der Lucrezia d'Este und die Liebe Tasso's für Leonora.

Nachdem Tasso seine Angelegenheiten in Ostiglia geschlichtet hatte, kehrte er nach Ferrara zurück. Da fand er den Herzog Francesco Maria, den einstigen Gefährten in glücklichen Tagen der Jugend zu Urbino, als Bräutigam der Prinzessin Lucrezia.

Diese Verbindung war lediglich das Werk der Verwandten und der Politik, ein Contract auf „Soll und Haben“, von jeder Herzensneigung so weit entfernt wie der Teufel vom Kreuze. Francesco Maria war jung und schön, Lucrezia nicht häßlich, aber schon ziemlich über die Blütezeit hinaus, er leichtfertig, sie eifersüchtig;

„Uneinigkeit" hätte der erste Artikel im Ehecontract sein sollen. Die Geschichtschreiber forschten nach dem Grunde dieser mit Widerwillen geschlossenen Ehe. Lazzaro Mocenigo, der venetianische Gesandte, gibt hierüber folgende Aufklärung: „Man sagt, der Herzog (von Urbino) habe diesen Beschluß aus dem Grunde gefaßt, weil der Prinz während seines Aufenthalts in Spanien durch längere Zeit eine Dame, die nicht ebenbürtig war, verehrt und die Absicht, sie zu ehelichen, kundgegeben habe. Um diese Mesalliance zu verhindern und zugleich etwaigen Recriminationen von spanischer Seite zu begegnen, betrieb der Herzog die Vermählung seines Sohnes mit einer Prinzessin eines der größern italienischen Höfe: mit der Schwester des Herzogs von Ferrara."[1]

Dessenungeachtet und trotz der wenig freudigen Stimmung der beiden Brautleute, die eben keine Perlen der Bewunderung waren, äußerte doch Tasso hohe Freude über diese Vermählung und besingt enthusiastisch den Bund:

Vieni, vieni, Imeneo, spiegando l'ale,
  Là 'ove pudico amante, in cui sfavilla
  Celeste amor, te brama é te sospira.
Solvi, o felice sposo, il casto cinto,
  Che severo custode a te riserba
  Puri, ed in ciel graditi, anni diletti.

. . . .

Cigni del Po . . . .
  Alzate il canto, e il volo alzate insieme.
  V' arride il ciel, di nulla avaro e parco,
  Perchè v' alziate a lui col degno incarco.[2]

---

[1] Relazioni degli Ambasciatori veneti, Serie II, Bd. II, S. 106.

[2] Torquato Tasso, Opere, IV, 82.

Unter allen Festlichkeiten wendet er sich seiner Liebe zu, — während er Lucrezia besingt, ist das Herz bei Leonora; er fürchtet, daß sie ihm geraubt werden könnte: „Herrliche Jungfrau", ruft er aus, „auch du erglänzest in Schönheit der Jugendliebe, doch du achtest nicht darauf, denn deiner harret unsterbliche Schönheit und deine Seele weilt bescheiden in höhern Sphären! Würde zu deinen Tugenden sich innere Neigung gesellen, wie glücklich wäre derjenige, dem du dich verlobst."[1]

Die Sehnsucht quält ihn, die Angst ist so groß wie sein Affect; allein in seinem Zimmer, in Nachdenken versunken, überschreiten seine Gedanken die Grenzen des Möglichen, er fühlt es, daß er zu viel hofft, weit mehr, als er erreichen könnte, ihn peinigt die Ungewißheit, ob Leonora seine Liebe kennt oder ob sie diese verschmäht.

Sollten Geist und Herz nicht alles überwinden können? Er vertieft sich in orientalische Abenteuer, in heidnische und christliche Heldenthaten, die Phantasie reißt ihn mit sich fort; ein Held, ein Kreuzritter, Glaube und Liebe, welche durch Tapferkeit königliche Kronen erstreiten wollen, entflammen sein Herz. Da bietet sich ein Mädchen als Opfer für ihr Volk an. Die Stunde ist gekommen, Olinto stürzt herbei, welch ein Staunen! Sofronia, das hehre Weib, die eines liebeglühenden Jünglings heißes Verlangen erregt hat, soll verbrannt werden! Nun ist es Zeit, sich als König zu zeigen: „Sie ist unschuldig", ruft er aus, „ich habe das Bild entwendet."

Alza Sofronia il viso, e umanamente
Con occhi di pietade in lui rimira:
A che ne vieni, o misero innocente?

---

[1] Torquato Tasso, Opere, III, 120.

Olinto, an Sofronia's Seite gefesselt, sieht dem Tode mit ihr schmerzlos entgegen, er beweint nur, daß eine solche Fessel seiner Liebe vorbehalten war, doch freudig besteigt er, mit ihr verbunden, den Scheiterhaufen, glücklich an ihrer Seite zu sterben:

> Se del letto non fui, duolmi il tuo fato,
> Il mio non già, poi ch' io ti moro allato; —
> Se impetrerò che, giunto seno a seno,
> L' anima mia nella tua bocca io spiri.

„Laß ab, o Freund! von diesem Gedanken", ruft sie ihm zu, „denke an den Lohn, den der Himmel den Guten in Aussicht stellt."

> Mira il ciel com' è bello, e mira il sole,
> Ch' a sè pare n' inviti e ne console.

Doch Tasso's Liebe kann so nicht enden, sie soll auf Erden ihre Erfüllung haben. Ein heroischer Act hat ihn dem hehren Weibe gleichgestellt; der Glaube und die Liebe vereint sie auf dem Scheiterhaufen. Clorinda rettet beide, und vom Richtplatze gehen sie zur Vermählung. So ward das Versprechen erfüllt.

Diesen idealen Traum hat der Dichter als eine Episode seines Lebens in das „Befreite Jerusalem" eingeflochten; doch die Kunst misbilligte, die Kritik verwarf den Miston und bezeichnete ihn als unchristlich; der Dichter selbst fühlt dies, verurtheilt ihn ebenfalls, läßt ihn aber endlich gelten. Aus der Idylle wurde eine epische Handlung, „welche aber auf eine andere (Leonora) keineswegs einen solchen Eindruck machte, als ob sie sich seiner (des Dichters) Treue versichert gehalten hätte".

Am Hofe erkannte jedermann den Sinn und die Be-

deutung dieser episodischen Anspielung und man sprach ohne Rückhalt darüber, auch Leonora und der Herzog, ja besonders die erstere fand Gefallen daran, wiewol manche daran Anstoß nahmen und scharfen Tadel laut äußerten.

Tasso beobachtete und forschte, ob Prinzessin Leonora es wohlgefällig aufgenommen, daß er sie als Glaubens- und Liebesheldin in dem großen Gesange über die Thaten der christlichen Ritterschaft an seine Seite gestellt hat.

Es ist über Tasso's Liebesverhältnisse viel gestritten und geschrieben worden; während einer diesen Gegenstand lediglich nach seiner Einbildung bearbeitet, wühlt ein anderer mit vieler Gelehrsamkeit in den Archiven und sucht ein Sonett oder eine Phrase, welche die Richtigkeit seiner Meinung beweisen sollen; für den einen war Tasso der Geliebte Leonora's, für den andern der Verehrer Lucrezia's, ein dritter endlich negirt rundweg jedes Liebesverhältniß des Dichters mit den Prinzessinnen und meint: er habe verschiedene Lucrezien und Leonoren an diesem Hofe besungen, und so geschah es, daß fast alle, mit wenigen schätzbaren Ausnahmen, über ein Lied, ein Sonett oder ein Wort sich vergebens den Kopf zerbrachen. Aus Tasso's „Gesprächen über die Liebe" wollte man Aufklärung schöpfen über ihre Wirkungen auf ihn selbst, um deren Wahrheit kennen zu lernen, und indem man einerseits die Sache bis zu Schmähschriften trieb, ließ man sich andererseits in eine genaue Untersuchung ein, in der einseitigen Tendenz, Lucrezia zu vertheidigen auf Kosten Leonora's oder umgekehrt; und auch beide zu schonen, indem man andere edle Frauen anklagte. Darüber sind ganze Bände voll unehrbarer Klatschereien geschrieben worden.

Wir unterlassen es, diesen Gelehrten in der Prüfung

von Tasso's Liebe zu folgen und wollen uns auch nicht mit Widerlegung ihrer Behauptungen befassen; dies würde weder einer anständigen Kritik entsprechen, noch veranlaßt uns dazu die geschichtliche Wahrheit.

Wir wollen nur constatiren, ob Liebe bestanden, und die Art und Weise prüfen, wie sie gegenüber den verschiedenen Frauen, und insbesondere Leonora gegenüber, beschaffen war. — Es scheint uns nicht schicklich, in Olinto's und Sofronia's, in Aminta's und Silvia's Wohnstuben verstohlene Blicke zu werfen. Tasso und Leonora liebten sich, wie es ihren Seelen Bedürfniß war. Der Liebe mächtigster Schutz ist die Freiheit, und wer ein Weib wirklich liebt, dem wird vor allem ihre Ehre heilig sein; wem innige Verehrung trennbar erscheint von der Glut der Gefühle des Herzens, der kennt die Liebe nicht, noch hat er Verständniß für die Empfindungen großer Seelen wie Tasso und Leonora. Tasso hatte allerdings jugendliche Liebeleien, wie solche im geselligen Leben vorkommen; doch fühlte er sich durchdrungen von jener übermenschlichen Kraft, welche die Welt beseelt und belebt. Spät hat er es bereut, des ehelichen Glückes nicht theilhaftig geworden zu sein, weil sein Sehnen, seine Gedanken in allzu hohen Regionen schweiften. Und wer dieses weibliche Wesen war, zeigt er uns in folgenden Versen:

Vergine . . . . . . di già matura
Verginità, d' alti pensieri e regi;
D' alta beltà; ma sua beltà non cura,
O tanto sol quant' onestà sen fregi;
È 'l suo pregio maggior che tra le mura
D' angusta casa asconde i suoi gran pregi,
E de' vagheggiatori ella s' invola
Alle lodi, agli sguardi, inculta e sola.

Ganz Ferrara und jeder Kritiker erkannte, daß diese Verse das Bild Leonora's geben; unleugbar ist auch, wie daraus erhellt, das Sonett, welches die auf Leonora anspielende Episode ankündigt, unleugbar der neunzehnte Gesang; sie bekunden das tiefe Gefühl, welches beide beseelte und den Dichter zu hoher Idealität begeisterte. Wer die Effecte dieser Liebe kennen, ihre Tiefe und Innerlichkeit fassen will, der lese das „Befreite Jerusalem", „Aminta", die „Gespräche" und „Briefe" Tasso's.

Darüber hinauszugehen, Dinge zu behaupten oder zu leugnen, die daraus nicht zu entnehmen sind, überschreitet wol die Competenz der Historie. An dem geheiligten Herdfeuer des Herzens entzündete sich Tasso's Dichtergenie und lodert in hellen Flammen auf, einer neuen Dichtung bahnbrechend. Gleich Dante singt er, was ihm das Herz eingegeben, aber welche Verschiedenheit! Tasso's Liebe gilt dem Weibe im irdischen Paradiese, er sehnt sich nach dem Besitz einer beglückenden Lebensgefährtin. Erziehung, classische Studien und die nationale Kunst haben sein Herz gebildet, seinen Sinn und Geschmack für das Schöne gehoben und geläutert, wozu das glanzvolle Leben am Hofe, der Umgang mit den Vornehmsten des Adels und die Eindrücke der ritterlichen Würde nicht wenig beigetragen haben; die Liebe machte, daß er alles im rosigsten Lichte sah.

Im Laufe der Zeit ändert sich alles: es ist nicht mehr das feine oder cynische Lachen, welches scherzt und spottet über Liebe und Wollust, über Tugend und Laster, nicht mehr die leere Schwärmerei von idealen Vollkommenheiten oder der überschäumende Enthusiasmus in mystischen Extravaganzen, sondern es ist die menschliche Natur, welche triumphirt mit ihren Affecten und

Gefühlen, weder Engel noch Teufel, weder epikuräisch noch stoisch.

Gepriesen wird der Frauen Schönheit, ihre Reize, ihre Grazie und Sittsamkeit; nicht minder der Ritter Edelsinn, die Macht ihrer Tapferkeit und ihrer heißen Gefühle. Eine solche festlich gestimmte Gesellschaft ist in einem herrlichen Garten der Natur versammelt; Leonora und Torquato belebten sie durch ihre anmuthige Heiterkeit. Aber der Dichter fühlt den Schmerz ungestillten Sehnens, und er schafft „Erminia“; er schildert die Glut der Sehnsucht, die Schwächen, den Heroismus dessen, der für ein Wesen lebt, das ihm entgeht; und die Verzweiflung über ihren Verlust in dem Drama „Tancred und Clorinda“. Wonnetrunken schwelgen Armida und Rinaldo in der Liebe Zaubergarten, um endlich in idyllischer Ruhe die reellen Freuden der Ehe und Familie ungetrübt zu genießen.

In diesem Erstlingswerke hat Tasso seinen für eheliches Glück begeisterten Sinn — dem mächtigsten Gefühl des modernen Lebens — in einem reizenden poetischen Gewande zum Ausdruck gebracht.

Drittes Kapitel.

Torquato Tasso am französischen Hofe.

> Wer ist der Glücklichste? fragte Karl IX. Torquato Tasso. — Gott, antwortete der Dichter. — Aber unter den Menschen, wer? fragte der König weiter. — Welcher Gott am meisten ähnlich ist, erwidert Tasso, indem er sich stellt, als fasse er nicht die Tendenz der Frage. — Worin sind wir Gott ähnlicher, im Herrschen oder im Wohlthun? bemerkte fragend König Karl. — Tasso, der Alternative ausweichend, anwortet: „In der Tugend."
>
> Manso, Vita.

I.

Testament, Reise und Eintritt bei Hof.

Dem Cardinal Luigi d'Este — mit einer Mission an den französischen Hof betraut — wurde ein zahlreiches Gefolge beigegeben, darunter auch Torquato Tasso, um dem Könige Karl IX., der den Wunsch geäußert, ihn kennen zu lernen, vorgestellt zu werden. Vor der Abreise schrieb Tasso seinen letzten Willen nieder: „Denn das Leben ist vergänglich, und sollte es dem Herrn ge-

fallen, während meiner Reise anders über mich zu verfügen, — bitte ich Herrn Ercole Rondinelli für meine wenigen Sachen Sorge zu tragen.“ Er ersucht ihn ferner, seine Liebessonetten und Madrigalen zu sammeln und alle zu veröffentlichen, mit Ausnahme der für die Freunde verfaßten; schließlich empfiehlt er dem Freunde seine verschiedenen Schriften, darunter vier Gespräche über das Heldengedicht, die zwei ersten und die sechs letzten Gesänge Goffredo; von den beiden, welche die Episode Olinto und Sofronia enthalten, mögen jene Strophen veröffentlicht werden, die man für weniger schlecht halten wird.

Seine Effecten sollen verkauft, die Schulden bezahlt und der Ueberschuß zur Errichtung eines Denkmals am Grabe des Vaters verwendet werden; sollten die Mittel nicht ausreichen:[1] „so möge Ercole an die Großmuth der Eccellentissima madama Leonora appelliren, welche, wie ich hoffe und vertraue, um meiner Liebe willen sich freigebig erweisen wird.“ Daraus geht hervor, daß selbst in den glücklichsten Zeiten des Dichters pecuniäre Verhältnisse ziemlich beschränkt waren.

Nach einer zweimonatlichen Reise, die er während eines außerordentlich strengen Winters — reitend und dichtend unter süßen Rückerinnerungen an Ferrara — zurückgelegt, traf Tasso im Januar 1571 am Hofe Karl's IX. ein, und fand daselbst von seiten des Königs und der Großen ausgezeichnete Aufnahme. Der Adel gefiel sich besonders im Umgang mit ihm, sodaß er bald der Liebling aller wurde.

---

[1] Torquato Tasso, Lettere, I, 22 (1570). — Seraffi, Vita, I, 213.

Der König selbst war ganz außerordentlich für ihn eingenommen; um ihn an sich zu fesseln, ließ er ihm umfassende Anerbietungen machen und auch reiche Geschenke antragen. Tasso lehnte die einen dankend ab und nahm die andern nicht an, obwol er sich manchmal in solcher Verlegenheit befand, daß er — wie Balzac erzählt — genöthigt war, von einer Dame einen Scudo zu entlehnen;[1] doch sobald sich ihm eine Gelegenheit zu einer edeln Handlung darbot, kannte seine große Seele keine Zurückhaltung. Er hatte vernommen, daß ein unglücklicher Poet zum Tode verurtheilt wurde und daß niemand um Gnade für ihn bitten dürfe, weil der König denen, die sich um Begnadigung verwenden, das gleiche Schicksal androhen ließ. Tasso stellt sich kühn dem Könige vor mit den Worten: „Sire! Lassen Sie denjenigen sofort tödten, welcher durch seine schlechten Handlungen bewiesen hat, daß menschliche Schwächen mächtiger sind als die Lehren der Philosophie."

Gerührt von dieser edelmüthigen und weisen Denkungsart, konnte Karl IX. nicht umhin Gnade walten zu lassen — und der Poet war gerettet.

II.

Der französische Hof.

Trotz aller schmeichelhaften Behandlung, die ihm an diesem Hofe widerfahren, fühlte sich Tasso doch bald unbehaglich. Er stand in der Blüte der Jahre, voll Be-

[1] Torquato Tasso, Opere (Vita del Manso), XXXIII, 254

geisterung für höhere Ideen äußerte er sich bei jeder Gelegenheit frei und offen und urtheilte rücksichtslos nach seiner edeln Denkungsart. Während der Reise durch Frankreich prüft er, ein aufmerksamer Beobachter, sorgfältig Land und Leute, um seine Kenntnisse zu bereichern und zum bessern Verständnisse der Zustände seines Vaterlandes, des Charakters seiner Mitbürger und des nationalen Lebens in Italien zu verwerthen. Die Philosophie war seine Führerin bei diesen Forschungen, und immer hatte er Italien vor Augen als Object der Vergleichung.

In Paris befand er sich unter ganz neuen Verhältnissen. Es regiert Karl IX., ein anmuthiger Jüngling, der große Hoffnungen erregte, wie man solche von allen Fürstensöhnen zu hegen pflegt, die aber bald, früher als bei andern, verflüchtigen. Kaum auf den Thron gelangt, zeigte er vor allem eitle Prachtliebe, und wie ihn Bezzuoli trefflich beschreibt, besaß er das Gemüth Karl's VIII., war hochmüthig und eingebildet, fanatisch und unüberlegt, die Hugenotten will er alle vernichten, doch einige süße Worte genügten, ihn zu beschwichtigen und ihn sowie seine Mutter bei gutem Appetit zu erhalten, sodaß ihre Mahlzeiten nicht ohne tüchtige Indigestion abliefen. Auf dem Schlachtfelde war er tapfer, je weiter er vom Feuer entfernt war, doch in seinem Palaste ein vollendeter Renommist. Eines Tags warf er im Zorn einem Höfling einen Strick um den Hals und schrie: „Wenn du derselbe wärest, ich würde dich umbringen“ — und der unglückliche Hofmann fleht um Schonung: „Gnade, Sire! ich bin nicht derselbe.“[1] — Zog sich ein Krieg in die

[1] Négociations diplomatiques de la France avec la Toscane (Paris 1815), III, 533.

Länge, so suchte er ihn um jeden Preis zu beenden, um sich ungehindert dem Jagdvergnügen hingeben zu können; dies war das gewöhnliche Motiv seiner Friedenssehnsucht.

Kaum hat er den Tod des Prinzen von Condé vernommen, springt er aus dem Bette, eilt im Schlafrock zu seiner Mutter, um sie aufzuwecken, läßt alle Glocken läuten, Tedeum, Processionen und Dankopfer halten und schließt einige Tage darauf einen schimpflichen Frieden, den er mit Geld und mit der Verlobung seiner Schwester an den kurz vorher gehaßten König von Navarra erkauft.

Der Hof war voll von unerfahrenen, liederlichen, lasterhaften jungen Leuten; es herrschte ein anarchischer Zustand, niemand hatte das Regiment in der Hand. Der Adel, physisch und moralisch herabgekommen, zog das schwelgerische Leben am Hofe dem Kampfe vor, und schickte seine Dienstmannen ins Feld. Die Geistlichkeit dachte nur daran, sich zu bereichern, Pfarrer und Bischöfe verpraßten die reichen Einkünfte ihrer Diöcesen, trieben förmlichen Handel, Simonie jeder Art und überließen die Kirchendienste dem niedern Klerus.[1] Aehnlich ging es in der Justiz und in den andern öffentlichen Verwaltungszweigen zu. Bei günstigerm Winde für die Hugenotten und als der König von Navarra das Staatsruder Frankreichs überkam, wurden viele des Vortheils wegen Ketzer; kaum lächelte aber das Glück den Guisen, so kehrten sie wieder in den Schos der römisch-katholischen Kirche zurück. Das arme Volk, auf dem alle Abgaben lasten, seufzt in Noth und Elend, es klagt und jammert und späht nach Hülfe aus, bald da, bald dort, doch alles

[1] Relazioni degli Ambasciatori veneti, Serie I, Bd. II, S. 409.

vergebens; von der Verzweiflung wie von Fieberanfällen gepackt, macht es sich in Wuthausbrüchen Luft, da stehen die Häuser in Flammen, Ströme von Blut fließen durch die Straßen. Die öffentliche Meinung spricht immer von Religionskriegen, aber De Thou sagt: „Il y eût plus de mécontentement que de Huguenoterie."

Diese Zustände wurden immer drückender, je heftiger sich die Großen des Reichs um die Herrschaft stritten und zu dem Ende ihre Privilegien und Monopole mit der größten Härte ausnützten. Die Bourbons und die Guisen waren gleichsam Häupter der Guelfen und Ghibellinen, dann Cardinal Tournon, der Connetable, der Großkanzler und so viele andere, die sich im Kampfe um die Suprematie bitter haßten, jeder wollte König sein, hatte nur Ein Ziel: den Mächtigern zu stürzen, wozu man sich der Schwächern bediente, um diese dann erst recht zu drücken; die königliche Familie verjagen und sich die Krone aufs Haupt setzen, — war das Endziel. Katharina von Medici adoptirte die Politik ihres Hauses, es war weder ihr noch den andern eigentlich um die Religion zu thun. Der Historiker wird bei näherer Betrachtung dieser Leute finden, daß ein Moro und die Borgia nicht gerade Specialitäten Italiens sind.

Unter der Regierung Franz II. waren die Guisen übermächtig geworden; um sie zu schwächen, mußte ihrem Rivalen, dem Könige von Navarra, zur Macht verholfen werden. Frankreich war durch die Religionskriege in zwei große Parteien gespalten; alle Gesandten bestätigen, daß Glaube und Religion nur Vorwände der Großen des Reichs waren, um ihre geheimen Zwecke zu maskiren; die Kleinen fanden darin das Mittel, ihres unerträglichen Elends los zu werden; das Land verfiel

in anarchische Zustände, selbst Familienbande rissen, die Väter befehdeten ihre Söhne, die Söhne haßten die Väter; blutige Schlachten, schreckliche Revolutionen folgten einander; Recht und Gerechtigkeit, Moral und bürgerliche Gesetze wurden mit Füßen getreten.[1]

Im Kriege hat der Sieger nicht immer einen günstigen Erfolg auf seiner Seite; Intriguen und Geld behaupten zuletzt nicht selten das Feld, Glaube und Tapferkeit unterliegen der politischen Nothwendigkeit, der Staatsraison.

Der Papst und die Priester, denen es, wie gesagt, nur um Bereicherung zu thun war, ließen sich zu jeder Erniedrigung herbei, sobald es sich um materielle Vortheile handelte; so hat Pius V., obwol sehr aufgebracht, daß Spanien dem ketzerischen Könige von Navarra Hülfe geleistet, die lange mit catonischer Strenge verweigerte Vermählung der Prinzessin Margaretha von Frankreich mit Heinrich von Navarra endlich doch zugegeben und zwar unter folgender Bedingung: „Der Prinz von Navarra wird die Prinzessin Margaretha in die Kirche bis zum Altar begleiten, darf aber der Heiligen Messe nicht beiwohnen, sondern nur durch die Kirche gehen."

Da die geistlichen Würden zu den einträglichsten Geschäften misbraucht wurden, trachteten die Familienväter, ihre zweit- und drittgeborenen Söhne dem Priesterstande zu widmen, damit sie schnell zu Reichthum und Ansehen gelangen; die Corruption war so arg, daß der König den vom Volke beifällig aufgenommenen, zum Sprichwort gewordenen Ausspruch gethan hat: „Er ver-

---

[1] Collections des documents inédits sur l'histoire de France, Serie I, Bd. II, S. 421; III, 419 fg.

nehme zwar im Papste den Priester, könne aber in ihm den Menschen nicht achten.“ Mit der Moralität war es übrigens bei den Hugenotten auch nicht viel besser bestellt; Muratori konnte schreiben: „Bei den Hugenotten treten die Friedensschlüsse wie die Wechselfieber ein.“[1]

Unter solchen jämmerlichen Verhältnissen befand sich Torquato Tasso an der Seite eines intriguanten, ehrgeizigen, nichts weniger als glaubenseifrigen Kirchenfürsten, der nach der Tiara strebte und hierzu jedes zweckdienliche Mittel benutzte. Vom Papste nach Frankreich geschickt, um die Interessen der Kirche zu wahren, hatte er doch nur seine persönlichen Interessen vor Augen; vom Altar ging er zu Gelagen, von der Ertheilung von Abläßen zu Unterhandlungen eines Bündnisses mit den Ketzern; er ergreift die Partei der Guisen, begünstigt aber auch den König von Navarra, damit ihm die fetten Renten nicht entzogen werden und um das Votum Frankreichs bei der Papstwahl nicht zu verlieren. Bei dem zügellosen Treiben des Königs war Cardinal Luigi d'Este immer an seiner Seite; er zettelte Intriguen an, löste Verwickelungen und agitirte im eigenen Interesse oft selbst gegen den Papst.

III.

Tasso's Gemüth empört sich wider solche Zustände, welche seinen Erwartungen so ganz entgegengesetzt waren. Sein katholischer Sinn, seine Phantasie versetzten ihn in die Zeiten der Kreuzzüge, und er dachte in Paris die

---

[1] Négociations diplomatiques, III, 733. — Relazioni degli Ambasciatori veneti, Serie I, Bd. II, S. 271 fg., IV, 129.

Charaktere zu finden, die er in Goffredo und den Rittern besungen — stets bereit, fest zusammenzustehen als Damm, als Schutzwehr gegen die drohende streitsüchtige Ketzerei. Jung und ohne Erfahrung verlegt er sich ungescheut darauf, die Menschen und Dinge um sich herum offen zu tadeln, in der sichern Meinung, es genüge, die Gebrechen aufzudecken, um sie zu heilen. Solange er sich auf die Erörterung seiner politischen Ansichten beschränkt und die Nothwendigkeit der Vereinigung aller Katholiken unter der Leitung einer starken Regierung zu beweisen gesucht hat, welche es Frankreich ermöglichen würde, sich an die Spitze von Europa zu stellen, erntete er Beifall und Wohlwollen; aber kaum war er aus dem Bereiche der Ideen und Meinungen in eine strenge Prüfung und Kritik thasächlicher Ereignisse und Zustände eingegangen, so mußte er eine plötzliche Umwandlung aller ihm anfänglich bezeigten zustimmenden Wohlgeneigtheit in widerspruchsvolle Gehässigkeit wahrnehmen. Der Angelpunkt aller Politik — sagte er — ist die moralische Ordnung, und die Integrität des Charakters die erste Eigenschaft eines politischen Staatsmannes. Man muß den Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters Rechnung tragen, die von Klima und Naturanlage abhängigen physischen und geistigen Eigenschaften und Neigungen des Volks in Betracht ziehen, um es zu bilden, zu bessern und zu heben.

Und was sollte die Regierung Frankreichs thun? Sich an das Panier Chlodwig's und Karl's des Großen halten, den Guisen die Macht einräumen und eine starke Partei bilden, stark genug, um nach und nach die Ketzer zu überwinden. Keine Transactionen, weder auf dem Schlachtfelde noch in der Politik, aber auch keine Gewaltthaten; laßt ab von den Navarresen, vertraut ihnen

weder Geschäfte noch Aemter an, und ihr werdet sehen, daß alle Katholiken, sich frei und stark fühlend, sich um euch scharen werden. Statt dessen, was geschieht? Der König zeigt sich kleinmüthig, schwachsinnig und feig, ist ein Weichling und ein Frömmling; Männer von Bedeutung verweigern ihm ihre Dienste und vereinigen sich gegen ihn; er vernachlässigt die Beschwerden des Volks, welches, unter der Last der Abgaben und der Theuerung seufzend, sich an aufrührerische Leute wendet; er verschwendet die Einkünfte, schenkt den Fremden blindes Vertrauen und zeigt nicht den richtigen Eifer für die Religion. „Und wenn man mir sagen wollte, der König habe in den letztern Jahren Eifer für die Religion bewiesen, führe einen bessern Lebenswandel, geisele sich, faste, gehe mit den Processionen im Bußkleide, selbst das Kreuz tragend und mit dem Rosenkranz am Gürtel und dergleichen mehr, — so möchte ich darauf erwidern, daß es einem Könige nicht zukomme, seinen Eifer für die Religion auf dieselbe Weise zu zeigen, wie dies Privatleute thun sollen, ja ich möchte sagen, daß ein König — nach meiner Ueberzeugung — schwer sündige, wenn er die Zeit mit Privatandachten verbringt, statt sie auf gute und seiner würdige Werke und auf Erlassung von Gesetzen zu verwenden, welche lobenswerth und für die Unterthanen verdienstlich sein würden; denn jeder soll seinem Berufe nachleben; wer sich nicht geeignet fühlt, zu regieren und andere zu leiten, der gehe und entsage dieser Last, werde ein Mönch und ziehe sich ins Privatleben zurück.[1]

„Die Guisen und die Navarresen klammern sich an

---

[1] Torquato Tasso, Opere, Bd. XI. Discorso intorno alla sedizione di Francia.

die Religion aus Staatsraison an, was, wie wir sehen, auch bei Cardinälen oft vorkommt; also warum benutzt man diese Verhältnisse nicht? Man wirke mit Energie ein, verfüge durchgreifende Reformen in den Sitten, verschaffe Achtung dem Gesetze, sonst wird man mit einer Revolution enden."

Identische Betrachtungen machten auch die Gesandten in ihren geheimen Berichten, — sie mögen sich in ähnlichem Sinne wol auch in ihren politischen Kreisen geäußert haben, aber selbstverständlich mit aller Reserve; doch nicht so unser Tasso, der, mit kritischem Sinn weit mehr als mit praktischem Takt begabt, einen besondern Werth auf seine Freimüthigkeit legte und als ob er über literarische oder philosophische Fragen discutire, die wahrgenommenen Gebrechen mit grellen Farben schildert und, entgegenstellend, die fehlenden Tugenden hervorhebt, — in der Meinung, er werde alle mit sich fortreißen und für seine Ansichten gewinnen; doch es trat das Gegentheil ein, je heftiger er sprach, desto mehr verletzte er seine vermeintlichen Bewunderer, die den kühnen Redner nun für einen anmaßenden Hetzer erklärten.

Kein Getränk schmeckt so bitter als die Wahrheit, besonders wenn es jenen verabreicht wird, die ihre moralische Fäulniß in den Tugendmantel einhüllen. Die alten Aristokraten konnten den kühnen Tadel nicht verwinden, noch ertragen, daß sich ein junger Hofpoet zum öffentlichen Censor aufwerfe. Der König erfuhr alles und fand sich beleidigt; Cardinal Luigi ertheilte Tasso deshalb einen Verweis und verpflichtete ihn, in seinen Reden die Grenzen der Schicklichkeit zu beobachten. Tasso fühlte sich dadurch in seinem Stolze empfindlich verletzt,

zumal er stets die größte Ergebenheit und alle schuldige Achtung gegen den König an den Tag gelegt zu haben meinte, „was ihn nicht hindern konnte, den einen in den Hintergrund zu stellen und von dem andern mit weniger Respect zu sprechen, als seiner hohen Stellung gebührt; würde er im Sinne seiner Gegner gesprochen haben, er wäre von der Wahrheit sowie von der Glaubenstreue als Christ und Katholik abgewichen“.[1]

Nachdem er dadurch in eine üble Position am französischen Hofe gerathen war, zog er es vor, statt seinen Ueberzeugungen und seiner persönlichen Würde Gewalt anzuthun, Frankreich lieber zu verlassen, wozu er vom Cardinal Luigi die nachgesuchte Bewilligung mit dem Bedeuten erhielt, die Heimreise in Gesellschaft mit dem Secretär des Cardinals anzutreten, um unliebsamen Redereien zu begegnen, wenn Tasso allein plötzlich Paris verlassen hätte. Es war somit nicht religiöser Fanatismus — wie man oft behauptet hat — wodurch das Zerwürfniß Tasso's mit dem französischen Hofe herbeigeführt wurde, wol aber eine Kette von politischen Aeußerungen, deren Richtigkeit durch die Aussprüche und Urtheile der fremden Gesandten sowie durch die Ereignisse, welche den Aufstand vom Jahre 1588 vorbereiteten, bestätigt worden ist. Späterhin, in den bangen, langen Tagen seiner Gefangenschaft, gedenkt Tasso jener Erlebnisse am Hofe zu Paris, ohne sie zu bereuen; auch beschreibt er die Ursachen des blutigen Aufstandes, den er früher prophetisch angedeutet. Aus dieser Beschreibung in Zusammenhang mit den Relationen der Gesandten geht deutlich hervor, daß Tasso mit der Bemerkung, die

[1] Torquato Tasso, Lettere, II, 86, 88, 89.

er an Boncompagno schrieb: „Der König und Cardinal Luigi hätten ihn vom Glauben an Christus abwendig machen wollen" — nichts anderes gemeint habe als: wenn er diesen allen Lastern ergebenen Persönlichkeiten gehorcht hätte, würde er den Geboten Christi zuwider gehandelt haben. Auch der ihm gemachte Vorwurf übertriebener katholischer Gesinnung bezieht sich nicht — wie manche oberflächlich unterrichtete Schriftsteller meinen — auf Bigoterie, welche Tasso stets auf das schärfste misbilligt hat, wol aber auf jenen groben Indifferentismus, welcher an die Stelle des Glaubens die Sittenlosigkeit setzt; allerdings war er ein eifriger Katholik, insofern er nicht beipflichten konnte, daß ein Ablegat der Kirche gegen den Papst intriguire und daß man am französischen Hofe in einer Periode, wo in Deutschland und England die reformatorische Bewegung mächtig auftrat, Zeit, Kräfte und Geld in Schwelgereien und luxuriösem Pomp vergeudet, und während man Spanien sich entfremdet, die Guisen und die Großen des Reichs gewungen hat, eine Coalition zu bilden.

Dies war der zweite moralische Conflict, der sich Tasso's inmitten glänzender, festlicher Lustbarkeiten bemächtigte; er erfaßt ihn mit Ruhe und erträgt ihn mit Muth und Würde. Die Gebrechen, die er an diesem Hofe wahrgenommen, enthüllt er mit Freimuth, benutzt die ihm erwiesenen Gnaden, um seine Grundsätze zur Geltung zu bringen. Er war in Frankreich ein ebenso scharfsichtiger Beobachter wie geschickter Forscher über Menschen und Dinge; sein Geist hatte begriffen, was und wie alles auf das Leben Einfluß nimmt, und mit der Präcision eines modernen Anthropologen schildert er Frankreich und legt das Hauptgewicht auf den Charakter

und das Getriebe der Menschen; er kennt die Gebrechen und forscht nach den Heilmitteln der Politik, ohne jedoch zu der Erkenntniß zu gelangen, daß die eigentliche Kraft dieser Kunst nicht sowol im Aufdecken der Fehler als in der unvermerkten Unterdrückung derselben durch unabänderliche Thatsachen bestehe. Seine Forschung war immer darauf gerichtet, vergleichend zu ermitteln: was man gethan hat und was man hätte thun sollen, wobei er jedoch die eigenthümlichen Zustände der bürgerlichen Gesellschaft, welche nothwendigerweise der Politik eine gewisse Richtung gaben, in Betracht zu ziehen unterließ.

Dies hinderte ihn, die Ursachen des Dissenses zwischen ihm und seinen Zeitgenossen zu erkennen, und steigerte den Zwiespalt, während er ihn beseitigen wollte. In Frankreich wie anderwärts hätte er sich die Frage stellen sollen, wie es möglich sei, ein solches Volk auf den rechten Weg, von dem es abirre, zurückzuführen? In den stürmischen Kämpfen, deren Zeuge er war, handelte es sich um das Princip der Gewissensfreiheit und er konnte über den hohen Werth desselben nachdenken. Die religiösen Parteien waren so stark, daß auch die politischen nach ihnen benannt wurden; die Hugenotten, deren Ansprüche der König von Navarra verfocht, verlangten und erhielten Religionsübung und freien Cultus zugesichert.

In Betrachtungen über diese kritischen problematischen Zustände und Wirren vertieft, hat Tasso in Gesellschaft des Secretärs Benedetto Manzoli die Rückreise ins Vaterland angetreten, zwar mit Ehren, aber mit leeren Händen und im nämlichen Rocke, in dem er Italien verließ; er hat in Frankreich viel gelernt, viel erfahren und auch viele bittere Enttäuschungen erlebt,

insbesondere über die Menschen, die er nicht so gefunden, wie er sich dieselben vorgestellt hatte.

Diese arge Täuschung wäre ihm erspart geblieben, würde er nicht von der vorgefaßten Meinung ausgegangen sein: die Menschen in Italien wären ganz verschieden von den Franzosen.

Viertes Kapitel.

Vom Hofe Alfons' II. bis zur ersten Flucht.

„Leiden stärken die Seelenkräfte."
Tasso's „Befreites Jerusalem", I. Ges.

I.

Tasso's Wiedereintritt am Hofe zu Ferrara.

Im Januar 1572 trifft Tasso in Rom ein; dort findet er den Cardinal Albano und Maurizio Cataneo, vernimmt auch den Ausgang der gemeinschaftlich mit den Prinzessinen Lucrezia und Leonora eingeleiteten Unterhandlungen wegen seines Wiedereintritts am herzoglichen Hofe zu Ferrara. Papst Pius V. läßt ihn zum Fußkusse zu, und Herzog Alfons nimmt sein Anliegen mit wahrem Vergnügen entgegen, bietet ihm eine anständige Versorgung und spricht den Wunsch aus, daß der Dichter, frei von jeder Dienstleistung, sich ausschließlich den Musen widme.

Tasso, hocherfreut über diese Mittheilung, bereitet sich sich zur Reise nach Ferrara vor; da hält ihn ein intimer Freund seines verstorbenen Vaters — ein Mann, gleich angesehen wegen seiner Gelehrsamkeit und seiner

Erfahrungen — mit der Frage an: „Was unternimmst du? Willst du etwa unter die böswilligen Höflinge gehen, unter diese schlauen, verderbten Leute, die sich damit befassen, den Arglosen, den Offenherzigen Fallstricke zu legen und sie zu Grunde zu richten? Ich rathe Dir, nähere Dich nicht den Goldtressen, fliehe vielmehr solch verzauberten Ort; nur eitles Blendwerk sind dort die Diamanten und das Gold der Magierinnen, es ist alles in Wirklichkeit nur Glas und Kupfer; dort haben auch die Wände Ohren, alles sinnt und spricht Verrath."

Tasso's anfängliche Freude verwandelt sich infolge dieser Aeußerungen eines väterlichen Freundes in ernstes Nachdenken. Er fragt sich, ob sich dies wirklich so verhalte, es könne ja auch der Neid so sprechen und dieser anscheinend fromme, theilnehmende Mann Bosheit und Tücke im Herzen tragen? Und wie, — jener himmlische Ruf, die beglückende Aussicht auf ein paradiesisches Leben sollten nur Täuschung sein? Doch während er so, unentschlossen und zaudernd, nachsinnt — vernimmt er gern eine innere Stimme, die ihn zu dem Entschlusse drängt, daß er, der Verlassene, der Niedrige, nicht zurückbleiben könne, wenn fürstliche Großmuth und Hochherzigkeit rufen.

Voll frischen Muthes, voll Begeisterung für seinen Heldengesang begibt er sich nach Ferrara.[1] Der Herzog nimmt ihn sehr gnädig auf, zieht ihn zu seiner Tafel und unterhält sich mit ihm in langen Conversationen. Tasso ist hocherfreut über so viel Ehre und hofft, durch seine Dichtung zu noch größern Ehren zu gelangen; dies war das Strebeziel seines ganzen Lebens, er dachte an nichts anderes und lebte ganz zurückgezogen, nur mit der Voll-

[1] Torquato Tasso, Opere, II, 34, 35, 37.

endung seines Gesanges beschäftigt, den er dem Herzoge und der Prinzessin Leonora vorlesen wollte, hoffend, daß sie, entzückt darüber, seine Begeisterung theilen werden, denn ihm war alles daran gelegen, die höchste Gunst und familiäre Vertraulichkeit des herzoglichen Hauses durch sein Genie zu erwerben und zu befestigen. Die Geschichte dieser zwei Jahre aus Tasso's Leben läßt sich auf einer halben Seite niederschreiben mit der Aufschrift: „Das befreite Jerusalem“.

Die neidischen Höflinge waren nicht wenig erbittert über den großartigen Erfolg Tasso's. In der Besorgniß, daß die Erzeugnisse seiner Muse ihnen den Rang ablaufen werden, schürte die verletzte Eitelkeit Haß gegen ihn, nicht etwa blos bei den unbedeutenden höfischen Dichterlingen, sondern auch bei den Angesehensten, bei den hohen Würdenträgern, welche in jeder Hinsicht die Ersten am Hofe sein wollten, darunter ein Pigna; „fort mit dem Uebermüthigen“, war ihr Losungswort. Ihr Einfluß war so mächtig, daß sie selbst dem Herzoge und den Prinzessinnen Bedenken einzuflößen wußten; ein Netz von Intriguen ward ausgespannt, die Spionage folgte ihm auf dem Fuße, in jedem Winkel der herzoglichen Burg lauerte Lüge und Verrath.

Tasso kannte zwar die Verfolgungen seiner Neider, hatte aber nicht die Kraft, ihnen energisch genug entgegenzutreten; im blinden Vertrauen auf ihre Ehrenhaftigkeit begnügte er sich damit, ihnen in künstlerischem Wettstreit manche Demüthigungen zu bereiten; von dem Kummer, dem Verdrusse, den er über ihre Umtriebe fühlte, ließ er nichts merken, — mit immer gleicher Gemüthsruhe hält er Vorlesungen und Conversationen über einzelne Abschnitte seines Poëms, gewinnt immer mehr

die Gunst der fürstlichen Personen, deren Beifallsbezeigungen ihm zwar einigen Trost und Aufmunterung gewähren, aber seinen Unmuth über das Vordrängen von Literaten, denen er an Geist und Charakter überlegen war, nicht zu bannen vermögen.

Aus dem Andrange der auf ihn einstürmenden Feindseligkeiten einerseits und den auszeichnenden, seinen Ehrgeiz befriedigenden Beifallsbezeigungen andererseits schöpfte zwar seine geniale poetische Begabung manchen erhebenden, kräftigen Anreiz, doch konnten diese aufregenden Erlebnisse nicht ohne alterirenden Einfluß auf seinen Gemüthszustand bleiben, denn die Zahl seiner Neider und ihre Erbitterung nahm immer mehr zu; sie traten immer schärfer, immer kühner, auch auf anderm Felde als auf dem der Dichtkunst, herausfordernd gegen ihn auf, besonders Mopso ließ seine ganze Bosheit den edeln Dichter fühlen, sodaß letzterer eingeschüchtert ward und schwieg.[1] Der Haß und die Verfolgungssucht dieses Menschen schien — wie gesagt — schon drei Jahre früher auch der Prinzessin Leonora bedenklich; damals suchte ihn Tasso zu beschwichtigen, diesmal aber schweigt er nicht, und der andere gibt nicht nach. Tasso's wohlwollende Gönnerin bot vergebens alle Mittel auf, den Conflict zu verhindern. Herzog Alfons hatte zwar alles wahrgenommen, doch ließ er gewohntermaßen die Dinge ihren Gang gehen, ohne zu ahnen, daß böswillige Hinterlist sich seiner als Henker eines Opfers bediene, welches wie ein Engel verehrt wurde.

Leonora, vermöge des dem zarten Geschlechte eigenthümlichen ängstlichen prophetischen Vorgefühls, war vor-

---

[1] Torquato Tasso, Opere, II, 36.

sichtig; einerseits ermahnte sie Tasso, nicht zu scharf aufzutreten, andererseits kam sie seinen Gegnern scheinbar wohlwollend entgegen, beehrte sogar einen Pigna und Guarini mit ihrem Vertrauen. Tasso — allzu sehr aufgeregt, um die eigentliche Tendenz dieser klugen Haltung Leonora's, die ihm dadurch einen wohlüberlegten Beweis ihrer Zuneigung geben wollte, sofort zu fassen — fühlte sich verletzt und durch das vermeintlich kalte Benehmen der Prinzessin gekränkt. Die poetische Begeisterung, der wachsende Ruhm und auch das Zureden Leonora's, die nichtsdestoweniger immer auf seiner Seite war, hielten ihn von leidenschaftlichen Ausfällen ab, wiewol jedermann an seiner äußern Haltung, an seinen Mienen, die Gereiztheit und den Unmuth, die ihn quälten, ablesen konnte.

Um diese Zeit starb in Ferrara die Herzogin Barbara von Oesterreich, Gemahlin des Herzogs Alfons II. Diese edle Frau, die ein zurückgezogenes, beschauliches Leben führte, war Tasso sehr geneigt; er beweinte ihren Verlust und pries ihre stillen Tugenden in Gesang und Rede; er schildert sie als ein Spiegelbild des Adels, des Glanzes und des Ruhmes ihres Geschlechts vermöge ihrer Hingebung für die Pflicht und den Glauben und der Selbstverleugnung ihrer schönen Seele. „In den Himmel erhoben, ist sie dort derselben Ehren theilhaftig wie eine Judith, eine Isabella, eine Maria, eine Mathilde und Beatrice, — sie war ein lebendiges Symbol der reinsten Liebe wie Leonora.“[1] Der Herzog nahm die seiner verblichenen Gemahlin erwiesenen Ehren und die edelmüthigen Tröstungen mit Rührung und Wohlgefallen

---

[1] Torquato Tasso, Dialoghi, III, 181.

auf. Tasso wollte in einer besonders niedergeschriebenen Rede die Tugenden dieser Fürstin, welcher er sich verpflichtet fühlte, der Nachwelt überliefern, und beeilte sich, die Ausarbeitung vor der Veröffentlichung in einem Kreise von Bekannten bei der Signora Tarquinia Molza vorzulesen; kaum begonnen, wird der Mangel einer Einleitung oder Vorrede getadelt, Cammillo Coccapani unterbricht ihn mit den Worten: „Eine Rede ohne Einleitung gleicht einem Menschen ohne Kopf; Vorreden sind ähnlich den Präludien, womit die Saitenspieler ihre Zuhörer auf das vorzutragende Tonstück vorzubereiten pflegen“. Vergebens machte Tasso gegründete Einwendungen, er mußte nachgeben und die Einleitung verfassen; doch Coccapani, Patrizi und Messer Lazzaro erklärten schon die ganze Rede für bedeutungslos, und auch Signora Molza fand sie schlecht geschrieben. Die Wühlerei gegen den armen Tasso war bereits in weite Kreise gedrungen; der vom Herzog und von der Prinzessin Leonora enthusiastisch applaudirte Dichter wurde in Privatcirkeln spöttisch herabgesetzt.

II.

„Aminta“.

Während die freien Flügel des Genies unsern Dichter in eine selbstgeschaffene Welt der Phantasie tragen, sieht er — wie wenig er auch auf die ihn umgebende Wirklichkeit herabblickt — um sich herum nur böswillige Seelen und Physiognomien, die Gehässigkeit und Groll gegen ihn an der Stirn tragen. Gewöhnt, von jedermann bewundert zu werden, findet er sich — kaum an der Schwelle

der geträumten rosigen Zukunft angelangt — plötzlich vor einer ganz veränderten Scenerie; seine Freunde sind seine Rivalen geworden, seine Bewunderer eingeschüchtert, etwas Befremdliches blickt ihm aus aller Mienen entgegen. Leonora, die ihm wol mit ihrem Rathe beisteht, spendet zugleich seinen Gegnern Beifall und Ehren, — wie soll er sich das erklären? Eine beängstigende Zweifelsucht bemächtigt sich seines Gemüths, Unsicherheit und Unentschlossenheit seiner Haltung; er verlebt peinliche Momente in dem Contraste des Bewußtseins seiner Seelengröße und der Herabwürdigung durch niedere Anklagen, zwischen Ehren und Kränkungen; doch während ihn Unruhe und Niedergeschlagenheit quälen, feuert ihn eine innere Stimme mächtig an: „sich selbst wiederzugeben, sich aufzuraffen zu freiem Fluge seines Genies, zur Verherrlichung seiner Ideale und seiner Liebe", — „deine Kunst und dein Ruhm sollen die Rivalen demüthigen und den Armen im Geiste Stillschweigen auferlegen." — Er singt und entzückt selbst den ihm grollenden Mopso; wenige Tage genügten und „Aminta", ein neues, in seiner Art einziges Werk, erscheint.

Es ist kein Märchen oder Fabel, auch keine Komödie, — scheint eine dramatisirte Idylle zu sein, die, gleich der Jasminblüte, duftet und entzückt; das schönste Drama des menschlichen Herzens ist lebhaft und sprechend dargestellt: die stürmischen Affecte der sensitiven Jugend, die Geburtsfeier der Liebe, der Sinnenreiz, das selige Entzücken, das sich in einen göttlichen Kuß auflöst. „Aminta" ist ein neuer Act in dem Liebesdrama Tasso's; in „Olinto und Sofronia" spricht er die Sehnsucht, das Verlangen aus, in „Aminta" erzählt er uns die Erlebnisse seines Herzens. Silvia und Sofronia — man

kann sagen wie Leonora — meiden die Ehe; Aminta — wie Olinto und Tasso — begabt mit allen ritterlichen Tugenden streben nach ihrem Besitz, aber dieser Cultus war von einer gewissen Schüchternheit durchdrungen, sie wagten kaum, den Gegenstand ihrer Verehrung anzublicken. Er schildert die Naivetät des Hirten, den Edelsinn des Ritters, den Reiz griechischer Anmuth, die jungfräuliche Reinheit christlicher Ascetik und fragt: „Wie lange willst du des ehelichen Glücks entbehren?"

Nè 'l dolce nome di madre udirai?
Nè intorno ti vedrai vezzosamente
Scherzar i figli pargoletti? . . .
. . . .
Forse, se tu gustassi anco una volta
La millesima parte delle gioie
Che gusta un cor amato riamando,
Diresti, ripentita, sospirando:
Perduto è tutto il tempo
Che in amar non si spende![1]

„Auch ich", sagt Daphne, „war spröde, aber seine Hartnäckigkeit hat mich überwunden, und der Schatten einer Nacht enthüllte mir, was das Licht von tausend Tagen verborgen hielt. Und du willst Aminta zurückstoßen?" Doch lassen wir den Schäfer seine Liebe erzählen: „Schon als Kind hegte ich für Silvia eine herzliche, innige Zuneigung; nach und nach regte sich in mir ein unbekanntes Gefühl, das mich immer an ihre Seite fesselte" —

E bevea da' suoi lumi
Un' estranea dolcezza,

[1] Torquato Tasso, L' Aminta, 1. Akt.

Che lasciava nel fine
Un non so che d' amaro:
Sospirava sovente, e non sapeva
La cagion de' sospiri.

Eines Tags, als wir miteinander spielten, habe ich ihr zugeflüstert: „Silvia, ich glühe für dich!" — Sie erröthet und will mich nicht mehr sehen. Tirsi macht den Vorschlag, sie zu entführen. „Wie", rief ich, „ich sollte ihr diesen Schimpf anthun? Nimmermehr! Eher will ich sterben!" — Dann befreit er sie muthig aus der Gewalt eines Satyrs; sie war nackt an einen Baum gebunden; bei ihrem Anblicke erröthet er mehr als das keusche Mädchen, und wie er sie losbindet, wagt er es kaum sie zu betrachten; Silvia flieht, aber bei der Kunde: es sei der edle Jüngling von einem wilden Thiere getödtet worden, eilt sie erschrocken und verzweiflungsvoll ihn aufzusuchen; sie findet ihn bewußtlos, der Hauch ihres Athems bringt ihn wieder zum Leben, und das Band der Ehe vereinigt die Liebenden.

Sante leggi d' Amore e di Natura;
Sacro laccio, ch' ordìo
Fede sì pura di sì bel desìo;
Tenace nodo, e forti e cari stami;
Soave giogo, e dilettevol salma,
Che fai l' umana compagnia gradita;
Per cui regge due corpi un core, un' alma,
E per cui sempre si gioisca, ed ami
Sino all' amara ed ultima partita;
Gioia, conforto e pace
Della vita fugace;
Del mal dolce ristoro, e dell' oblìo;
Chi più di voi ne riconduce a Dio? [1]

[1] Torquato Tasso, L' Aminta, interm. III.

Er hat sein Ideal erreicht, der Heroismus hat alle Hindernisse überwunden und er konnte in Silvia's Armen sagen: „Lieben wir uns, solange die Sonne auf- und untergeht!"

Doch nur zu bald fiel der Schleier der Illusion von den Augen des bestürzten Dichters; nach dem Hymnus der Freude sieht er den Traum vom ehelichen Glücke schwinden und er singt betrübt:

Io non ti chieggio, Amore,
Questa beatitudine maggiore:
Bea pur gli altri in tal guisa;
Me la mia ninfa accoglia
Dopo brevi preghiere, e servir breve:
E siano i condimenti
Delle nostre dolcezze,
Non sì gravi tormenti,
Ma soavi disdegni,
E soavi ripulsi,
Risse e guerre, a cui segua
Reintegrando i cori, o pace o tregua.[1]

Schwermuth bemächtigt sich seiner und er quält sich vergeblich ab zwischen Liebe und Zweifeln.

Als er „Sofronia" gedichtet, schwebte er im Ungewissen, doch hoffnungsvoll; jetzt fühlt er sich enttäuscht und voll Befürchtungen. Aber eine innere Flamme verzehrt ihn; er vermag sie nicht zu löschen, wol gibt er sie auf, all die göttlichen Freuden der Ehe, die ihm die lebhafte Phantasie vorgespiegelt, er begnügt sich mit einem Leben von Entsagungen, wenn ihm nur sein Ideal nicht flieht, ihm nur die Liebe bleibt. Solche Gedanken und Gefühle bestürmen ihn wieder im Kerker und er bedauert

[1] Torquato Tasso, L'Aminta, 5. Akt.

„die geringe Rücksicht derjenigen, die sich seiner Treue nicht versichert hielt“. — Nun, es ist ihm nicht gelungen, die heftige Leidenschaft zu bannen! —

Indem Tasso die dramatische Idylle seines Herzens schrieb, konnte er nicht umhin, in kurzen Worten und mit kräftigen Farben die schmerzlichen Contraste, die Tücke und Bosheit derer zu schildern, welche an der Verbitterung seiner anscheinend so glücklichen Tage Schuld tragen.

Mopso ist nicht der Name eines einzelnen der Feinde Tasso's, er bedient sich dieses Sammelnamens zur Bezeichnung seiner Feinde, worunter Pigna und Speroni die ärgsten waren. „Dieser mit den honigsüßen Worten im Munde und dem freundlichen Hohnlächeln um die Lippen, mit der Trugliſt im Busen und dem Messer unter dem Mantel; dann jener mit dem tückischen Blicke, der ihn lange Zeit schweigen gemacht hat.“

Quando i pastor credean ch' io fossi stato
Visto dal lupo; e 'l lupo era costui.[1]

Tasso hat anfänglich Bedenken getragen, diese Persönlichkeit auf die Bühne zu bringen, die von vielen an gewissen Zügen erkannt wurde, weil man es eben vermuthet und herausgefühlt hatte. Der Herzog wollte die Dichtung veröffentlichen, doch Tasso bat ihn, dies nicht zu thun, zumal er bei der Abbildung einer gewissen vielen widerwärtigen Persönlichkeit dem natürlichen Ausdrucke seiner Empfindungen freien Lauf gelassen. Thatsächlich ist das Werk erst 1581 von Aldo Manuzio dem Jüngern unter der Hand verbreitet und mit allgemeinem

[1] Torquato Tasso, L' Aminta, 1. Akt.

Beifall aufgenommen worden, nachdem die scenische Darstellung bereits im Jahre 1573 am Hofe zu Ferrara stattgefunden und unglaublichen Enthusiasmus erregte.

Diese dramatisirte Idylle brachte neues Leben auf die Bühne; die Gemüther — der Poesie reiner Empfindungen ungewohnt — empfingen einen unauslöschlichen läuternden Eindruck und fühlten sich gehoben; keine sinnlichen Gelüste, keine gemeine Sprache, nicht die gewöhnlichen Verführungskünste mit schließlichem Triumph der Untreue, — sondern zwei Seelen, die trotz aller Widerwärtigkeiten des Lebens durch und in Liebe vereinigt werden; und welch zarter, poetischer Hauch, welch reine Wonne athmet nicht aus dieser himmlischen, heiligen Liebe? Es ist Tasso's jugendliche Glut, es ist der Adel seiner Affecte, es sind seines Herzens blütenreiche Blumen, deren Duft alles durchdringt. Diese Dichtung bekämpft die Tendenzen der Zeitgenossen und zeigt ihnen den Weg zum Paradiese der Schönheit, den sie beifallklatschend betreten; Tasso triumphirt, und seine Feinde sehen sich genöthigt, ihn mit feierlicher Miene zu begrüßen.

III.

Aminta und Torquato am Hofe zu Urbino.

Allenthalben verbreitete sich der günstige Ruf über „Aminta“; alle wollten die Darstellung sehen, besonders Lucrezia, die Herzogin von Urbino, äußerte den lebhaften Wunsch und bat ihren Bruder, Herzog Alfons, er möchte doch Tasso nach Urbino senden, damit er ihr sein neuestes Werk vorlese. Der Herzog erfüllte gern ihren Wunsch, und Tasso, hocherfreut über diese Auszeichnung, fand im

Sommer 1573 fürstliche Aufnahme am herzoglichen Hofe in Pesaro; dort las er, in Gegenwart der höchsten Herrschaften, angesehener Damen und vorzüglicher Gelehrten, die Idylle seines Herzens. Von seinem begeisterten Vortrag hingerissen, riefen alle: Gut! Schön! — Wie sehr mag der Beifall den Dichter entzückt haben zu einer Zeit, wo er eben „Erminia" zu entwerfen begonnen hatte und an „Armida" dachte; sein etwas verzagtes Gemüth richtete sich wieder auf und schuf neue reizende Farbentöne. Nachdem die Festtage vorüber waren, fühlte Lucrezia das Bedürfniß nach Erholung und Zurückgezogenheit in Gesellschaft ihres frühern Vertrauten; Tasso wurde aufgefordert, ihr nach Villa Casteldurante auf einige Zeit zu folgen.

Zu Ferrara empfing sie als erste Dame des Hofs alle Ehren, und man kann sagen, sie war dort die Seele des heitern, geselligen Lebens, während sie in Pesaro, vernachlässigt von ihrem Gemahl, ungern gesehen am Hofe, sich lediglich von kaltem Ceremonienwesen, von der steifen Etikette quälen lassen und oft Reden und Aeußerungen anhören mußte, die sie tief verletzten;[1] sie hatte niemand, dem sie ihr Leid klagen konnte, und nur Tasso konnte sie verstehen, konnte ihr die lange entbehrte tröstende Theilnahme gewähren. Hier in Casteldurante, umgeben von allen Reizen einer lieblichen Natur, theilten sich die beiden Wesen alle Betrübnisse, alle böswilligen Verfolgungen mit, die sie an den beiden Höfen, wo sie weder verstanden noch in Ehren gehalten wurden, zu erleiden hatten, und sprachen sich gegenseitig Muth

[1] Relazioni degli Ambasciatori veneti (1570), Serie I, Bd. II, S. 106.

und Trost zu. Torquato, für den der Gegenstand seiner Herzensneigung unerreichbar war, nahm innigen Antheil an dem Kummer einer Frau, welche weder durch Kunst noch durch sonst eine Macht wieder jung und des Familiensegens theilhaftig werden konnte. Er selbst erhebt sich gern wieder, alles Irdische meidend, in das Reich der Ideale, in jene Sphäre, wo er am liebsten weilte, und dichtet eine der schönsten seiner Sonetten: „Worüber kränkst du dich?"

Negli anni acerbi tuoi purpurea rosa
  Sembravi tu, ch' ai rai tepidi, all' ôra
  Non apre 'l sen, ma nel suo verde ancora
  Verginella s' asconde, e vergognosa.
O più tosto parei (chè mortal cosa
  Non s' assomiglia a te) celeste aurora,
  Che le campagne imperla, e i monti indora,
  Lucida in ciel sereno e rugiadosa.
Or la men verde età nulla a te toglie;
  Nè te, benchè negletta, in manto adorno
  Giovinetta beltà vince o pareggia.
Così più vago è 'l fior, poichè le foglie
  Spiega odorate: e 'l sol nel mezzo giorno
  Vie più che nel mattin, luce e fiammeggia.[1]

„Nicht Geschmeide, Gold und Perlen sind deine Zierden, sondern der anmuthige Geist, der, wie vom Himmel gekommen, aus deinen Blicken leuchtet und uns unwiderstehlich anzieht, seinem göttlichen Fluge zu folgen. Weit stärker leuchtet und flammt die Sonne um Mittag als am Morgen."[2]

---

[1] u. [2] Torquato Tasso, Opere, Bd. III. (Rime, I, 70 und 207.

Für Tasso's schwer gekränktes Gemüth war es eine Erleichterung, einer hohen Frau Trost zu spenden, welche sich mit inniger Freundschaft ihm angeschlossen und trotz äußerer Ehren sich unglücklich fühlte, wie er in ähnlichem Trübsal.

In diesem poetischen Ergusse, der nicht im entferntesten sinnliche Begierden ausspricht, hingegen reine, hohe Gefühle athmet, einen Beweis von Untreue in der Liebe finden zu wollen, ist in der That eine ganz grundlose Behauptung, die kaum einer besondern Widerlegung bedarf.

Während Tasso zu Urbino im Verkehre mit der Herzogin Lucrezia Ehren genießt, sich erholt und aufrichtet, bieten die Rivalen in Ferrara alles auf, seinen Ruhm zu untergraben. Guarino, ein Mann von feinen Manieren, gutherzig, aber eitel und charakterschwach, wußte Leonora's Wohlwollen und Vertrauen zu gewinnen. Die Höflinge beuteten dieses Verhältniß gehörig aus, um Tasso recht zu ärgern und zu kränken; sie flüsterten von einer Liebschaft Tasso's mit der Prinzessin, was diese hohe Dame, die von sehr gemessener, reservirter Haltung war, bestimmte, ihren Lieblingspoeten nicht mehr mit einem Vertrauen zu beehren, welches in irgendeiner Weise Anlaß zu übeln Gerüchten geben könnte; dagegen wendete sie ihre Gunst dem Dichter Guarino zu und gab dadurch in feiner Weise zu verstehen, daß sie dem Talente gegenüber kein Privilegium kenne.

Aber Tasso — immer bereit, ins Netz zu fallen, statt Gleiches mit Gleichem zu vergelten — zeigt sich erbittert und kalt gegen Leonora; dieses Benehmen gegenüber einer Prinzessin, welche von Jugend auf an servile Ergebenheit, aber keineswegs daran gewöhnt war, von irgendjemand als gleichstehend behandelt zu werden, mußte zum

mindesten in ihr jenes Misfallen erregen, welches ein ungebührlicher Stolz anderer in uns hervorzurufen pflegt. Neigung und Liebe konnten den Unwillen, den Verdruß der Prinzessin ob der erlittenen Beleidigung, welche durch die Verleumdungen der Rivalen und durch Tasso's trotzige Haltung immer mehr gesteigert wurde, nur mildern, aber nicht unterdrücken. Solcher Art mögen nach unserer Auffassung die Beziehungen zwischen Tasso und Leonora zu jener Zeit gewesen sein, wobei wir uns in Ermangelung von Beweisdocumenten an die Logik der Gefühle und an den Causalnexus der realen Verhältnisse, in denen beide und der Hof sich befanden, halten zu müssen glauben.

Ungeachtet der guten Aufnahme und der wiederholten Aufforderung zum längern Verweilen in Pesaro kehrte Tasso Mitte September 1573, mit Geschenken und Gunstbezeigungen überhäuft, nach Ferrara zurück. Bevor er sich jedoch der Prinzessin Leonora persönlich vorstellt, findet er sich veranlaßt — wahrscheinlich im Bewußtsein, nicht so, wie es einem Edelmanne ziemt, sich benommen und das Zartgefühl der Prinzessin allzu sehr verletzt zu haben — ein mit Reue und Bitterkeit gemengtes Schreiben an sie zu richten: „Ich habe an Eure Excellenz so viele Monate nicht geschrieben, viel mehr wegen Mangel an Stoff als absichtlich; da sich mir nun eine kleine Gelegenheit darbietet, Ihnen meine Verehrung zu bezeigen, so wollte ich dies nicht unterlassen." — Da er es nicht gewagt, sofort persönlich zu erscheinen, läßt er sich früher durch ein Sonett einführen, „welches wol" — wie er in dem Briefe an die Prinzessin weiter sagt — „nicht die mindeste Aehnlichkeit mit jenen schönen haben dürfte, die Sie, hohe Frau — wie ich mir denke — jetzt

sehr oft gehört haben mögen.“ — Also das war der Zahn, der ihn schmerzte, und auf dieses Thema kommt er immer wieder zurück. Obwol er nicht sicher war, welche Aufnahme das Sonett bei der Prinzessin finden werde, so überschickt er es ihr dennoch, in der Hoffnung, daß es — ob gut oder schlecht — immerhin den beabsichtigten Effect machen werde. Er spricht darin von Liebe, doch es ist nicht die seinige, denn er selbst hat an andere Dinge zu denken, „er thue dies nur auf Ansuchen eines Verliebten, der eine Zeit lang mit seiner Geliebten schmollte, jetzt aber, da er es nicht mehr ertragen kann, sich ergibt und um Gnade bittet“.[1] Weiter benachrichtigt er die Prinzessin, daß die Ankunft der Herzogin Lucrezia einen Aufschub von vierzehn Tagen erleide.

Hätte zwischen beiden Schwestern ein Zerwürfniß seinetwegen bestanden, so würde Tasso sein Schreiben an die Prinzessin wol kaum mit dieser Benachrichtigung geschlossen haben, was im vorliegenden Falle immerhin eine unziemliche Anspielung gewesen wäre. Bald nachdem der bescheidene Edelmann sich freimüthig entschuldigt und das aufrichtige Geständniß abgelegt hatte, daß unerwiderte Liebe und Eifersucht ihn gekränkt und aufgebracht haben, geht in unserm Dichter eine gewaltige Sinnesänderung vor; glühende Leidenschaft und Exaltation kommen zum Durchbruch und es quält ihn bittere Reue bei dem bloßen Gedanken: daß die Angebetete ihm zürne; eine innere Stimme sagt ihm mahnend: „Ach, du warst allzu unbedachtsam! Bitte um Gnade.“ Sein Herzeleid klagend und inbrünstig flehend, wendet er sich an sie:

---

[1] Torquato Tasso, Lettere, I, 47.

Grido io mercè, stendo la man, che langue,
Chino il ginocchio, e porgo inerme il seno;
Se pugna ei vuol, pugni per me pietade.[1]

Dies war eines der ersten Symptome jener geistigen Exaltation, die eine Folge lange unterdrückten Seelenleidens ist und bei nervösen Temperamenten, die sich nicht in Ruhe fassen können, mit Heftigkeit ausbricht. Menschen von dieser Anlage sehen und fühlen immer die Wirkungen, ohne die Ursachen in Betracht zu ziehen; dem, was ist, halten sie dasjenige entgegen, was moralisch sein sollte, ohne zu erwägen, wie eins oder das andere, mag beides noch so innig zusammenhängen, auch wirklich zu erreichen möglich sei. Sie leben deshalb — stets zwischen zwei Extremen hin- und herschwankend — in beständigem Zwiespalt mit andern Menschen, die sich zu fügen wissen und sie bei Lebzeiten entweder böswillig anfeinden oder als Unglückliche bedauern; erst wenn sie nicht mehr sind, erinnert man sich an ihre Aussprüche, findet ihre Ideen verwirklicht und gönnt dem Namen der Todten jenen Triumph, welcher den Lebenden verweigert wurde. Wir haben erzählt, daß unser Dichter in Paris den Hof heftig getadelt, mismuthig und aufgebracht Frankreich verlassen hat; in Ferrara lebt er nun in einem Zauberpalaste, wo ihn Liebe und Ruhm fesseln; er kränkt sich darüber, daß Leonora seine Rivalen begünstigt, er will sie bekriegen, die Klugheit gebietet Mäßigung, doch Misgunst und Haß halten ihn in beständiger Aufregung, er kämpft, siegt in Schlachten, aber verliert kleine Gefechte. Was wird er thun, wenn die Zahl seiner Feinde zunimmt und diese noch kühner auf-

[1] Torquato Tasso, Opere, Bd. III (Rime, I, 48).

treten — wenn er fast jedes Schutzes, jeder Gunst verlustig geworden, wie wird er, krank und schwach, sich erhalten können?

IV.

Neue Betrübnisse. „Torrismondo.“

Bald nach der Rückkehr an den Hof zu Ferrara ergriff Tasso die erste Gelegenheit, um Leonoren Beweise seiner Verehrung und Liebe zu zollen.

Cardinal Luigi, der zur Papstwahl nach Italien gekommen war, mußte wieder nach Paris zurückkehren, was beiden Prinzessinnen misfiel, besonders der Herzogin Lucrezia, die eigens nach Ferrara gekommen war, ihn zu begrüßen; auch Leonora war ihm sehr geneigt. Tasso tröstete Beide mit der Versicherung, daß sie ihn bald wiedersehen werden; denn durch unthätiges bequemes Leben am heimischen Herde trägt man zum Ruhme des Vaterlandes nichts bei.

Durch die ehrenvolle Wiederaufnahme am ferraresischen Hofe fühlte sich Tasso zu einem neuen literarischen Wettstreite aufgemuntert; er wollte nicht nur als epischer Dichter glänzen, sondern auch im Tragischen sich hervorthun. Sein Streben war unabläßig darauf gerichtet, diese beiden Arten der Dichtkunst genau zu erklären und sie kunstgerecht erneuert einzuführen; er discutirte ihre unterscheidenden Merkmale und ihre Aehnlichkeiten, durchdrungen von den Ideen, welche im Laufe langer Zeiten die Geister beschäftigten und in dem Genie eines Goethe, eines Schiller wieder aufblühten. Aber diese zwei großen

Dichter folgten unbedenklich ihrer genialen Inspiration und hielten ihre Werke den antiken Vorbildern prüfend und vergleichend entgegen. Mit Tasso darin übereinstimmend, daß der Unterschied in der mit den wechselnden Generationen und ihrer fortschreitenden Cultur veränderten Empfindungs-, Auffassungs- und Darstellungsweise menschlicher Thaten und Handlungen beruhe, hatten sie an ihrem eigenen Genius den besten Führer bei ihren Schöpfungen, sie brauchten sich daher nicht mit unmöglichen Nachahmungen zu befassen. Tasso als Kritiker hingegen, die theoretischen Erörterungen Manzoni's und Hegel's gleichsam vorahnend, suchte die mangelnde Begabung zum tragischen Dichter durch die ihm von der Kunst gebotenen Mittel zu ersetzen und schrieb „Il Galealto“ — umgeändert in „Torrismondo“ —, welches Werk, wiewol umgearbeitet und corrigirt, doch der kritische Sinn des Autors selbst verworfen hat.

Nach dem Inhalte dieses dramatischen Versuchs zu urtheilen, war Tasso wohlbewandert in der Disposition der Affecte, in den Contrasten der Leidenschaften, und nicht selten trifft man auf ganz vortreffliche Stellen in den Monologen und Dialogen; aber wie diese innern Seelenkämpfe nach außen wirken, empörende oder versöhnliche Gemüthsbewegungen erregen und die Handlungen mehrerer Personen dergestalt verwickeln, daß sie schließlich zu einer Katastrophe führen müssen, — dies richtig aufzufassen und darzustellen ist ihm nicht gelungen. Der Contrast von Liebe und Sprödigkeit, der Kampf der Pflicht mit übermächtiger Leidenschaft, Begeisterung, Furcht und Gewissensbisse sind im „Torrismondo“ mit bewunderungswürdigen Zügen dargestellt, und der Dichter ist bemüht zu zeigen, daß ihm nicht alle Begabung zum

Tragiker mangele, er liefert uns recht schöne Bilder in wohlklingenden Worten.

Auch in dieser Dichtung ist es die edle, affectvolle Rosmunda, welche — wie Sofronia und Silvia — die Ehe meidet. Alvida und Rosmunda haben treffliche Momente; jene, liebeglühend, tödtet sich, als sie von ihrem Gatten sich verrathen sieht; diese geht die Ehe ein, um den Willen der Mutter zu erfüllen. Alvida ist reizend, liebt schwärmerisch, doch kann sie die Kälte ihres Gatten nicht ertragen und verfällt in Schwermuth; oft erinnert sie an Ophelia.

Wie dramatisch ist doch der Conflict, den Torrismondo erleidet, um nicht Verrath zu üben an der Treue; nicht minder die Gewissensbisse, die ihn peinigen, wenn er sich selbst den Vorwurf machen muß: „diesen Engel der Liebe hast du deinem Freunde geraubt, du bist wol nicht würdig, ein Mensch zu sein.“ — „Aber, wie kann ich leben und das Licht schauen? Ein König bin ich und wer ehrt mich? Mich liebt nur ein Wesen und das habe ich verrathen! Ich bin nicht werth, zu leben, alles ist mir zur Last, ich verabscheue Reichthümer, Ehren und auch die Liebe. Fliehe in die Einsamkeit! Verbirg dich vor den Menschen und vor dem Himmel! — so höre ich mir zurufen.“ —

Ma che rileva ciò, se a me medesmo
Non mi nascondo, oimè? Son io, son io
Consapevole a me d' empio misfatto.
Di me stesso ho vergogna, ed a me stesso
Son vile, e grave, ed odioso pondo.
Che pro, misero me! che non paventi
I detti, e 'l mormorar del volgo errante,
E l' accuse dei saggi, se la voce
Della mia propria coscienza immonda

Mi rimbomba altamente in mezzo il core;
S' ella a vespro mi sgrida, ed alle squille?
Se mi turba le notti e mi scuote
Dagl' infelici miei torbidi sogni?
Misero me! non Cerbero, nè Scilla
Latrò così giammai, com' io nell' alma
Sento i latrati tuoi: non can, non angue
Dell' arenosa Libia, nè di Lerna
Idra, nè delle furie empia cerasta,
Morse giammai, com' ella morde, e rode.[1]

Diese Verse erinnern an den erschütternden Seelenkampf in Werther's Leiden, und zweifelsohne mochte Goethe daran gedacht haben, als er die erhabene Scene seines „Faust" schrieb, wo dieser allein in der Grotte von Gewissensbissen gequält wird.

Ein unglücklicher Selbstmörder behauptete, Tasso habe den Selbstmord vertheidigt und versucht. Im „Torrismondo" spricht er allerdings mit einem gewissen Nachdruck davon und schildert einen derartigen Gemüthszustand, in welchem er den Selbstmord als das einzige Mittel, den einzigen Ausweg erscheinen läßt, um unerträglichen Seelenleiden und verhängnißvollen Schicksalsschlägen ein Ende zu machen. Nichtsdestoweniger und abgesehen davon, daß man aus den Reden und Gesprächen, die in einer Tragödie vorkommen, nicht mit Sicherheit auf die persönliche Ansicht und Ueberzeugung des Verfassers einen Schluß ziehen kann, bekämpft Tasso eben im „Torrismondo" den Selbstmord, indem er zeigt, daß, wenn auch Misgeschick und Unglück den Menschen zu Boden drücken, der natürliche Verlauf der Dinge und die richtig urtheilende Vernunft ihn wieder aufzurichten und im Grunde Gerechtigkeit zu üben wissen. Uebrigens

[1] Torquato Tasso, Opere, III, 135.

vertheidigt Tasso, soviel man weiß, an keiner andern Stelle den Selbstmord, der überhaupt den Menschen jener Zeit im allgemeinen und insbesondere dem edeln christlichen Sinne eines Tasso durchaus widerstrebte.

V.

Tasso begibt sich nach Venedig und erkrankt.

Als Heinrich III., König von Polen, nach dem Tode Karl's IX. den Thron Frankreichs bestieg, eilte der Herzog von Ferrara nach Venedig, um dort den König auf der Durchreise zu begrüßen; in dem zahlreichen Gefolge des Herzogs befand sich auch Tasso, der in einem langen weiten Trauerrocke, welcher ihm bis ans Knie reichte, Staat machen und allen Festlichkeiten und Unterhaltungen beiwohnen mußte.

Es sollten zwar Tage der Trauer um den verstorbenen König von Frankreich sein, allein, wie schon erwähnt, war es damals Sitte, die Feier der Thronbesteigung des neuen Herrschers früher zu begehen, als die Trauerfeierlichkeiten um den Todten; man that in beiden Richtungen des Guten zu viel; die Pracht und die Menge der Festlichkeiten und Lustbarkeiten wären unglaublich, wenn nicht Augenzeugen darüber berichtet hätten. Auf luxuriöse Vergnügungen aller Art folgten die Trauerprocessionen, bei denen, da der Betrauerte längst begraben war, dessen Büste von Gips unter Psalmenabsingen und Weihrauchwolken in die Kirche getragen wurde.[1]

[1] Muratori, Antichità Estensi, II, 405.

So wie heutzutage wurde auch damals bei solchen Anlässen bis zum Uebermaße in einem Athem gejubelt und getrauert.

Man kann sich denken, daß dem tiefsinnigen Tasso, der immer und überall, selbst auf der Reise, in poetische Gedanken und Ottavendichten versunken war, bei dieser Jagd nach Lustbarkeiten im Trauergewande ganz sonderlich zu Muthe gewesen sein mag. Da man unter den Wölfen heulen lernt, so scheint unser Dichter das turbulente Treiben in Venedig über seine Kräfte mitgemacht zu haben, wodurch er sich ein langwieriges, vom August 1574 bis zum Frühjahr 1575 währendes Wechselfieber und infolge dessen eine solche Schwächung, ja Zerrüttung seines Organismus zuzog, daß er den harten Prüfungen, die ihn noch heimsuchten, Widerstand zu leisten unvermögend war.[1] In dieser trüben Zeit, wo in der krankhaften Einbildungskraft des Patienten jeder Splitter die Dimensionen eines Balkens gewann, nahm sein Mismuth, seine Unzufriedenheit mit jedem Tage zu und brachten ihn auf den Gedanken, Ferrara, wo nach seiner Meinung für ihn kein Glück mehr blühe, zu verlassen. Wol verkannte er nicht, wie sehr er dem Herzoge zum Dank verpflichtet sei, und daß er füglich nicht abreisen könne, ohne ihm vorher das „Befreite Jerusalem“ dedicirt zu haben.[2] Der Gedanke an das Scheiden von Leonora fiel ihm schwer, aber die immer wachsende Zahl seiner Feinde war ihm bereits unerträglich geworden; gerade recht kam ihm daher ein Vorschlag seines Freundes Scipione Gonzaga, welcher, ohne Zweifel von

[1] Torquato Tasso, Lettere, I, 49. — Serassi, Vita, I, 262.
[2] Torquato Tasso, Lettere, I, 61.

Torquato's peinlicher Lage unterrichtet, ihm eine Einladung an den Hof des Cardinals Ferdinando dei Medici zugehen ließ, wo er mit offenen Armen aufgenommen würde.

Tasso, leicht in Illusionen sich wiegend, schenkte den Versprechungen des Freundes anfänglich geneigtes Gehör; sein Stolz, sein Ehrgeiz konnten es nicht ertragen, daß andere ihm vorgezogen wurden; solange er im literarischen Wettstreit für den ersten am Hofe galt, fühlte er sich befriedigt; nachdem sich aber das Blatt gewendet, will er mismuthig den undankbaren Hof verlassen. Seine Phantasie malt den Aufenthalt in Rom mit den schönsten Farben aus, ihn blendet bereits des Ruhmes Leuchte am Hofe eines Mediceers, Freund Scipio hat ihm ja alles so verlockend geschildert.

Aber Ehre und Liebe zerstörten bald diese Fata-Morgana, fast reut es ihn, sich damit befaßt zu haben, denn er fürchtet, neuerlichen Täuschungen entgegenzugehen.[1] Diese innern Conflicte, diese Aufregungen haben nicht wenig zur Verschlimmerung seines physischen Zustandes beigetragen, zumal die äußern Verhältnisse ihn immer mehr erbitterten. Infolge der letzten Beifallsernte und der Gunstbezeigungen, welche ihm, wie wir wissen, nach dem Vortrage seines „Aminta" zutheil wurden, stieg die Misgunst der Höflinge aufs höchste. Neid und Haß vereinigten sich, auf Mittel sinnend, Rache zu nehmen; einige behandelten ihn schimpflich, um ihn zu erbittern und zu Ausschreitungen in Wort und That zu reizen; ein anderer producirte Gedichte Tasso's, welche der Würde des Herzogs nicht angemessen schienen. Die Verleumdung, von übelm Willen und Eigennutz ausgeheckt, erhebt immer

---

[1] Torquato Tasso, Lettere (1575), I, 57.

kühner ihr Haupt, bringt die Leichtgläubigen in Wuth und macht die Zweifler zum mindesten mistrauisch, semper aliquid haeret. Niemand fand sich, der seinen Gegnern muthig zugerufen hätte: Ihr lügt! Kein Wunder, wenn das arme, durch längere Krankheit auch physisch herabgekommene Opfer in seinem milden edeln Charakter nicht die Kraft fand, einer Schar von Feinden, in deren Mitte es zu leben genöthigt war, muthig und mit stolzer Verachtung entgegenzutreten, Gerechtigkeit von der Zeit zu erwarten, die Verfolgungen und Verleumdungen Lügen zu strafen und das Netz von Intriguen zu entwirren; kein Wunder, wenn dieser Märtyrer, der sich überdies von seinen liebsten Freunden verlassen sah, in Trübsinn, in tiefe Schwermuth verfiel, verstört und verwirrt an Geist und Gemüth sich auf sich selbst zurückzog.

In solcher Lage befand sich Tasso, für den nicht einmal Freunde und Gönner ein tröstendes Wort mehr hatten, und sich darauf beschränkten, seine Betrübniß, seine Isolirung als Furchtsamkeit und Mangel an Einsicht mit zweideutigem Mitleid zu belächeln. Einen Ausweg aus diesen Wirrnissen schien die Einladung nach Rom zu bieten, doch der Unglückliche gleicht dem Vogel, der im Schlafe vom Jäger überrascht, um sich zu retten, auffliegen will, aber an der Leimruthe kleben bleibt.

VI.

Ausflug nach Padua.

Nach reiflicher Ueberlegung entschließt sich Tasso, die seinem Freunde Gonzaga gemachte Zusage zurückzuziehen. Warum? „Ich konnte nicht“, so schreibt er ihm, „allem

dem, wozu ich mich dem durchlauchtigsten Herzoge, meinem gnädigsten Herrn, verpflichtet halte, vollständig nachkommen, welcher Verpflichtung ich durch die Dedication des Gedichts nur zum Theil entsprochen zu haben erachte."[1]

Ein angenehmer Ausflug nach Vicenza und Padua, die Gesellschaft heiterer alter Universitätscollegen, Festivitäten und Bankete, womit ihn die Freunde um die Wette willkommen hießen, dies alles richtete Torquato's gebeugtes Gemüth und sein verstörtes Seelenleben einigermaßen wieder auf. Er, der in Ferrara ungern Gesehene, sah sich in Padua von Freunden umgeben, deren aufrichtige, ungezwungene Zuneigung seinem Herzen wohlgethan haben muß, sodaß er, alle trüben Gedanken verscheuchend, sich die Frage aufwarf: „Warum kann ich nicht frei und unabhängig leben? ..... Viele peinigen mich, aber niemand verjagt mich von dort, doch bin ich entschlossen, jenen Ort zu verlassen, wovon mich nicht leicht jemand abhalten kann, weil ich daselbst nicht ganz zufrieden bin, und weil es mir zu viel Sorge und Plage macht, immer kampfbereit zu sein; auch sind die Vortheile, die Ehren und die Aussichten in die Zukunft nicht von der Art, um ihrethalben mich beständig zur Wehr setzen zu müssen."

Obgleich er die Höflinge für ohnmächtig hielt, ihm nachhaltig zu schaden, so schien ihm doch das Leben am Hofe „des Streitens und Kämpfens nicht werth zu sein".[2]

Nach solchen Erwägungen macht er sich sofort an die Berechnung, ob er wol durch den Verkauf seiner Werke und der Geschenke, die er in Pesaro erhielt und die er

[1] Torquato Tasso, Lettere, I, 61.
[2] Ebendas., I, 59.

in Ferrara zu erhalten hofft, so viel zu ersparen vermag, um als freier Bürger in Rom leben zu können, wäre es auch nur sehr knapp und kümmerlich; er spricht nicht mehr von den Mediceern, noch von dem in Aussicht gestellten Ordenskreuz des heiligen Stephan, „um nicht die Begierde nach so eiteln Dingen zu erregen". Mit diesen Vorsätzen eilt er nach Ferrara zurück, um das „Befreite Jerusalem" zu vollenden, und wie er versprochen, dem Herzog Alfons zu widmen, dann Ferrara zu verlassen.

VII.

Revision des Poems.

Das „Befreite Jerusalem" ist vollendet, der Dichter konnte zufrieden sein, und doch bemächtigt sich seiner eine gewisse Verzagtheit. Er will noch das Urtheil seiner Freunde vernehmen, ob das Werk wol veröffentlicht zu werden verdiene, dann ob und welche Correcturen noch vorzunehmen wären; er kennt dessen Schönheiten, aber er weiß auch, daß es die Gelehrten und die Schule, die gegen ihn ergrimmt zu sein scheinen, nicht befriedigen werde.

Leider fehlten ihm in dem Moment, wo er Energie und Entschlossenheit zeigen sollte, die nöthigen Kräfte dazu. Aengstlichkeit, Zweifelsucht und Unentschlossenheit, gesteigert durch die Verfolgungen seiner Feinde, bemächtigten sich seines ganzen Wesens; theils war es ein an Furchtsamkeit grenzender Unterwürfigkeitssinn, anerzogen durch Jesuitendisciplin, theils aber die liebenswürdige Aufmunterung seitens der venetianischen Kunstverständigen

anläßlich der Publication des „Rinaldo“, was ihn bestimmte, an das Urtheil anderer zu appelliren, um das eigene richtig zu stellen und zu befestigen. Er unterbreitete das „Befreite Jerusalem“ einer Commission von Gelehrten unter dem Vorsitz seines Freundes Scipione Gonzaga, wobei er sich die volle Freiheit der Entschließung mit der Verpflichtung vorbehielt, Rechenschaft von den Motiven zu geben.

Gelehrte im Beinkleid und der Kutte, achtbare Poeten, armselige Dichterlinge, und eingebildete Pedanten versammelten sich an der Tafelrunde, um Tasso's kaum vollendete Gesänge zu lesen und zu prüfen; alle mit einem Vorrathskram von allerlei Axiomen ausgerüstet; nicht einer von ihnen war im Stande, dem Ideengange des Autors zu folgen, seine Gedanken aufzufassen, man hielt sich bei der Debatte an die Vorschriften der Theologie oder an Aristoteles oder auch an irgendeinen Heiligen, der sein himmlisches Licht in die Köpfe der Dunkelmänner leuchten ließ. Man liest, alle rufen: O wie schön! Doch gleich erhebt sich Speroni, der sich an Aristoteles und Virgil hält, dieses und jenes zu bekritteln findet, um den epischen Ton zu verstärken; Barga, ein Aristotelianer, will nicht nur Goffredo, sondern auch gewisse Frauen beseitigt wissen, weil ihre weichlichen Affecte dem Ideal eines stolzen Heroismus nicht angemessen sind; Antoniano schließlich nimmt Aergerniß an Armida, an Sofronia und Olinto, die er als unmoralisch verbannt wissen will, „denn die Kirche könne dies nur misfällig wahrnehmen“, wobei man dem Autor zu verstehen gab, „daß sie gewisse Dinge nicht erlauben dürfte“.[1]

[1] Torquato Tasso, Lettere, I, 114, 161.

Somit wäre von dem sehnlich erwarteten großartigen Poem, welches dem Verfasser die Mittel zu einer unabhängigen Existenz gewähren sollte, soviel wie nichts geblieben, und es ist zu wundern, daß ihm damals nicht die unglückliche Idee gekommen, sein Werk dem Vulcan zu opfern. Anfänglich nahm der arme Dichter diese Kritiken ohne Unwillen freundschaftlich entgegen und beschränkte sich mit unglaublicher Geduld auf die Widerlegung der ganz grundlosen Einwendungen, hoffend, die Tadler, welche, sei es aus Mangel an Einsicht oder aus Hochmuth und persönlicher Eitelkeit, unfähig waren, ihn zu verstehen, doch eines Bessern zu überzeugen.

Mit aller Bescheidenheit, aber auch mit Festigkeit hält er die neuen Ideen aufrecht, die seiner Dichtung zu Grunde liegen. „Ich behaupte nicht", sagte er, „Vollkommenes in der Kunst zu leisten, wol aber strebe ich nach einer neuen Richtung, die mir die bessere zu sein scheint, und darüber habe ich mir Ihren Rath, Ihre Wohlmeinung erbeten." Er bemerkt weiter, daß sein Poem neu erscheine und durchaus keine Nachahmung Homer's oder Virgil's oder des Aristoteles sei, daß es die Tendenz habe, das Epische mit dem Reiz des Abenteuerlichen, des Romantischen zu verbinden, was die Gelehrten befriedigen und vom Volke beifällig aufgenommen werden dürfte. „Unwesentliche Fehler oder Mängel mögen immerhin vorkommen und ich wünsche sie kennen zu lernen; im allgemeinen glaube ich, daß mein Werk nichts den Regeln des Aristoteles Widersprechendes enthalte, deshalb verlange ich in Fragen, die weder die Einheit, den Inbegriff aller Dinge, noch das Wesentliche der Dichtkunst berühren, mehr mit Vernunft-

gründen[1] als nach irgendeinem Muster beurtheilt zu werden." Sobald er sich von der Richtigkeit einer Bemerkung überzeugt hielt, nahm er sofort die entsprechende Correctur vor, ja, wo er nur konnte, erklärte er, daß der Freund — Gonzaga, der Vorsitzende der Prüfungscommission — seinem Wunsche zuvorgekommen sei. „Wenn es mir gestattet ist, mich dessen zu rühmen, möchte ich sagen, daß ich den nämlichen Gedanken, betreffend die Verbindung der Episoden des fünften Gesanges, den Sie, mein Herr, angeregt, ebenfalls reiflich erwogen habe, und wenn mir ja irgendein Zweifel blieb, Sie, mein Herr, haben ihn beseitigt, indem Sie jene Stellen, die in meinem Entwurfe rauh und unfertig waren, auszufeilen und zu verschönern wußten, wofür ich Ihnen vielmal verbunden bleibe." Seiner Schwächen bewußt, bittet er Gonzaga, ihn recht fest zu nehmen und auch seine Sprache in abgebrochenen Sätzen, die er sich durch das lange Studium des Virgil angeeignet, zu corrigiren.

Auch Galilei soll eine Diatribe gegen das „Befreite Jerusalem" geschrieben haben, was ich aber nicht glaube, denn von einem so barbarischen Stil, wie solcher in der fraglichen Flugschrift, deren Autorschaft ihm angedichtet wird, vorkommt, tragen die Schriften des großen Philosophen wol nicht die mindeste Spur. Der Verfasser, wer immer er gewesen sein mag, meinte vielleicht etwas Neues gesagt zu haben, hat aber nur das wiederholt, was Tasso selbst anerkannt hat.

In Betreff der von diesem Kritikus beanstandeten Anwendung magischer Künste oder Zaubermittel hat Tasso

[1] Torquato Tasso, Lettere, I, 62, 172.

zwar beigestimmt, doch auf welche andere Weise hätte er der Darstellung des Wunderbaren nachkommen sollen? Wenn einer und der andere sich ihm als Lehrmeister aufdringen und gleichsam Normen vorschreiben wollte, dann pflegte er, nachdem die Sache erörtert und der Opponent nicht zu überzeugen war, die Discussion in würdigem Tone zu schließen: „Dies war meine Meinung oder meine Einbildung, wenn es so scheint; daran glaube ich auch jetzt noch und ich erachte, mich nicht zu täuschen, ich stütze mich auf die Autorität der Lebenden einerseits und der Todten andererseits, endlich auf meine geringe Einsicht. Aber ich mag mich täuschen oder nicht, ich finde keine Art von Nachahmung, wenn sie mir nicht nachgewiesen wird."

Die Discussion ward immer gereizter, die Prüfungscommissare, statt zu rathen, wollten kategorisch dictiren. Tasso zeigt sich überlegen gegenüber so hochmüthiger Anmaßung. Jene wollten die Pfadweiser sein, wie man ein großer Dichter werden könne, dieser aber suchte auf dem Wege der freien Forschung die Wahrheit zu finden. Er verwirft den Dogmatismus, erklärt die Ideen für discutirbar zwischen ihm und Speroni, hebt die Sophismen hervor und widerlegt sie mit Vernunftgründen. „Ich habe alle Achtung vor Virgil", fügt er hinzu, „doch mein Ziel ist die Befriedigung der heutigen Welt; viele können vereint nach demselben Ziele streben, doch so, daß nebst dem Führer auch die Mitwirkenden an den Früchten des Sieges theilnehmen. Ich will selbst den Gegnern zuvorkommen, um nicht bei dem ersten Eindrucke meiner Dichtung im Nachtheil zu sein."[1]

[1] Torquato Tasso, Lettere, I, 88, 89.

Tasso's Ueberlegenheit an Geist und Charakter erregt die Galle der Neider, doch haben sie nicht den Muth, ihre böswilligen Hintergedanken zu offenbaren, sie verhüllen ihren Haß und conspiriren insgeheim; Tasso bemerkt es wol, doch hält er sich für stärker, als er wirklich war, um den Umtrieben nicht zu unterliegen. Begeistert für sein Ideal der Kunst setzt er den armseligen Einwürfen nur bittere Ironie entgegen. Zum Beispiel: „Wer ist der Strozza? Ich habe ihn nie nennen gehört. Sollte es vielleicht Piero di Filippo Strozzi sein, oder vielleicht Conte Palla, den ihr durch eure Zauberkunst wieder lebendig gemacht habt? Und jener Monsu di Rodan?... Laßt ihn hierher kommen aus Indien, ich will nicht sagen aus Frankreich. Doch Scherz beiseite, wer, meint ihr, soll euch verstehen? Wohlan! Auch ich verstehe mich auf Kunstgriffe: Beelzebub, ich beschwöre dich bei der Gottheit des Cantons!"

Der entdeckte Kunstgriff bestand darin, daß man ihm (Tasso) Briefe entwendet hat, um Geheimnisse darin zu lesen; Tasso selbst ertappte in flagranti den Signor Giulio C...., der zum vertrauten Boten gewählt worden war; das übrige kann man sich denken. Tasso wollte lachen, aber das Lachen blieb ihm in der Kehle stecken und hätte ihm nicht der Herzog ein Faß kostbaren Wein geschickt, er würde Galle und Aloë gespien haben.

Während die ränkeschmiedenden Höflinge mit wachsender Kühnheit gegen ihn auftreten, wird er von vielen andern mit heftigem Tadel in allerlei geschraubten, von Eigennutz und Schlauheit eingegebenen Reden verfolgt; tief gekränkt ruft er aus: „Bin ich denn ein solcher, der seinen Freunden den Weg versperrt, offen mit mir zu sprechen? Will ich denn in allem geschmeichelt sein?

Ich glaube weder euch noch andern irgendeinen Anlaß gegeben zu haben, daß man eine solche Meinung von mir hegen könnte."

Von allen Seiten angefeindet, sucht er sich nun fest an den Herzog zu halten; er begleitet diesen auf einem Ausflug nach Comacchio zu nicht geringem Aerger seiner Neider, wiewol er sich lieber mit der Revision des Poems befaßt hätte. „Groß ist die mir erwiesene Gunst", schreibt er, „ich erkenne ihren Werth, doch sie berauscht mich nicht, ich möchte etwas Reelleres."

Die Prüfungscommission verwandelt sich nach und nach in eine Art Tribunal und die Mitglieder dieses Collegiums in Instructionsrichter. Es wird Tasso bange um das Schicksal seiner Dichtung; er hört von schweren Beschuldigungen, welche gegen ihn erhoben worden, hegt ernste Besorgnisse und seine Gesundheit schwankt fortwährend. Unglücklicher als Schiller, stand ihm kein verständnißvoller, aufrichtender Genius, wie ein Goethe, zur Seite, doch rafft er sich endlich aus der Bestürzung auf, um seinem Schwanken ein Ende zu machen, und schreibt an seinen Freund Gonzaga:

„Nun ist es genug, ich will nichts mehr wissen von dem Vergangenen, von dem Erlebten, das sich nicht mehr ungeschehen machen läßt; um der Noth und des Kummers los zu werden, bin ich gezwungen, das Poem in Druck legen zu lassen, wenn nicht früher möglich, so doch nach Ostern, und ich schwöre Ihnen bei aller Liebe und Verehrung, die ich für Sie hege, daß ich, würde meine Lage mich nicht dazu zwingen, das Werk schwerlich drucken lassen möchte, wenigstens nicht sobald, vielleicht nicht in einem Jahre, vielleicht niemals in meinem Leben, so sehr zweifle ich an einem günstigen Erfolg."

Das Gedicht ist also nicht mehr der ausschließliche Gegenstand seines Sinnens und Trachtens, er sinnt auf ein anderes, wenngleich unsicheres, aber einziges Mittel, das ihn aus seiner unerträglichen Lage befreien könnte; aber kaum waren ihm jene Aeußerungen aus der Feder geflossen, so bereut er sie wieder: „Aber wie konnte ich mich doch so hinreißen lassen, Dinge niederzuschreiben, welche ich nie zu schreiben dachte.“[1]

Bald nachdem er sich mit dem rettenden Gedanken befaßt hatte, kamen Briefe von Antoniano, einer sehr einflußreichen Persönlichkeit bei der römischen Curie; inhaltlich dieser Briefe werden die schönsten Episoden des „Befreiten Jerusalem“ als unmoralisch und irreligiös verdammt. Tasso ahnte, wer dahinterstecke, und sah ein, daß es diesem Priester mehr darum zu thun war, ein seinem Streben nach der Cardinalswürde conformes, spitzfindiges, als ein sachgemäßes, triftig begründetes Urtheil abzugeben. Eingeschüchtert von dieser Autorität übergibt er die censurirten Verse ohne allen Commentar dem Inquisitor in Ferrara, und schreibt an Antoniano einen sehr höflichen Brief voll inniger Ergebenheit und edler Gesinnung. Es war verlorene Mühe, Antoniano gab nicht einen Schritt nach.

Jene sonderbaren Anschuldigungen erregten wol Tasso's lebhaften Unwillen, doch nahm er sie mit ironischem Lachen entgegen und schien sich darüber lustig zu machen. „Ich weiß, wo der Dichterling hinaus will, er spielt den Frömmler, um Cardinal zu werden.“

Als er jene Briefe erhielt, „merkt er am Geruche,

[1] Torquato Tasso, Lettere (1. October 1575), I, 114.

daß sie von Rom kommen, und, versteht sich, vom Collegio Germanico"; nach der Durchlesung ruft er aus: „O welch bewunderenswürdige Anschauung entwickelt doch unser Einfaltspinsel, der nicht zugeben will, daß das Poem mit C.... beginne; darüber werde ich ihm zehn Zeilen schreiben, voll höfischen Parfums; — nun, da hört schon aller Humor auf! — Insoweit ich nicht Christ bin, will ich also ganz und gar Epikuräer sein und sage: Pereat qui crastina curat".

Tasso bemüht sich, den Aerger und die Besorgnisse, die ihn innerlich quälen, um jeden Preis zu verscheuchen, er zeigt in Gesellschaft der wenigen, mit denen er verkehrt, eine heitere Stimmung, schwatzt, lacht und singt, kurz er macht den Gefaßten, der seiner Sache sicher ist. Von allen Seiten kommen ihm Einladungen zu, doch er bleibt zurückhaltend; die Leute wundern sich über ihn und fragen: „Woher diese heitere Stirn? Woher so viel Zuversicht? Hat er etwa einen Schatz gefunden?"

Die Astrologen bezeichnen ihn als einen großen Mann der Wissenschaften, als ein Glückskind, das von den Damen große Gnaden erlangen wird; Lucrezia und Leonora bieten ihm ihre Protection an, doch er ist immer reservirt: „Ich bewerbe mich nicht um Gunst und werde mich nicht darum bewerben, noch davon Erwähnung thun, weder bei ihnen noch bei dem Herzog; was sie gewähren, jede geringe Begünstigung werde ich gern und dankbar annehmen." Das wäre alles recht schön, doch es gab noch manches, was ihm nicht gefallen, seinen Zorn und Unwillen nähren mußte, zumal das Gekläffe einiger Spürhunde ihm immer und überall auf der Ferse folgte; er aber wußte sich zu fassen: „Es sei alles", schreibt er, „dem Lenker der Geschicke anheim-

gestellt, ich kann diese Möpse nur verachten und will Gutes hoffen."

Indessen wurde ein neuer Schlag gegen ihn vorbereitet. Sperone Speroni, ein intimer Freund seines Vaters, der Beschützer seiner Jugend, wußte sich das Manuscript einzelner Gesänge Tasso's, welche dieser dem Scalabrino mitgetheilt hatte, heimlich zu verschaffen; Speroni verbreitet hierüber eine beißende Kritik, beschuldigt den unglücklichen Dichter des Plagiats, und war der erste, der gegen ihn die schrecklichen Worte schleudert: „Er ist ein Narr! Torquato Tasso schmücke sich mit fremden Federn, das «Befreite Jerusalem» sei nach den von ihm (Speroni) erfundenen Kunstregeln geschrieben". In solcher Weise wurde Tasso dafür belohnt, daß er Speroni dem Herzoge empfohlen, ihn am Hofe Lucrezia's angerühmt und ihm auch zu nicht geringem eigenen Nachtheil hülfreich beigestanden![1]

Böse Gerüchte über das Obige, von Tasso's Feinden gierig aufgegriffen und vergrößert, machen die Runde durch ganz Italien; der unglückliche Dichter verfällt in den ärgsten Trübsinn. „Man muß der Sache ein Ende machen", schreibt er am 4. Mai 1576; „nein, warten wir", am 19. Mai; „lassen wir noch nichts merken und suchen wir diese Kniffe bestens abzulernen; man muß durch Schaden klug zu werden trachten", am 22. Mai 1576. Die infamen Streiche der Inquisition gegen Sigonio und Manuzio machten Tasso nicht wenig besorgt, besonders wegen der Haltung Antoniano's.

„Nur sachte! Ich werde alles beilegen, nicht ein

[1] Serassi, Vita, I, 291. — Torquato Tasso, Lettere, I, 166, 167.

Wort, nicht einen Vers stehen lassen, die er für skandalös hält, ich werde alle jene Strophen, welche ihm allzu frivol erscheinen, weglassen, obwol diese die schönsten sind; Erminia werde ich nicht nur zu einer Christin, sondern zu einer Nonne machen." Seine Furchtsamkeit ging so weit, daß er Gonzaga und Scalabrino Mäßigung empfiehlt, weil sie über die sophistischen Grübeleien jener Priester ziemlich aufgebracht waren.

„Wir werden den ganzen Streit beilegen, ich werde mich mit frommer Ergebenheit beugen, und darthun, daß ich keinen andern Zweck hatte als der Politik zu dienen, mit diesem Schilde werde ich die Liebschaften und die Zaubereien zu decken suchen."

Er gab zu, daß das Werk gedruckt werde, wie es ihnen beliebt, doch er behielt sich vor, vollständige Copien des Originals zu veröffentlichen, damit sie für die Geschichte erhalten bleiben.[1] Es war dies ein Moment, wo es der Inquisition gelungen, die edelste, die wahrhaftigste Seele des Jahrhunderts zu Lug und Trug zu verleiten.

VIII.

Tasso's Schlußfassung in Betreff der Revision.

Wie sehr unser Dichter am Hofe unausgesetzt verdächtigt wurde, geht daraus hervor, daß der Herzog, während er sich mit Worten anscheinend gnädig und freundlich gegen ihn zeigt, jede seiner Handlungen über-

[1] Torquato Tasso, Lettere, I, 81, 63, 66, 68, 164.

wachen und ausforschen, ja selbst seine Correspondenz auffangen, und ihm auch keine Beihülfe mehr leisten ließ.[1] Die Herzogin Lucrezia empfiehlt ihm, klug zu sein und nicht nach Rom zu gehen; Leonora überhäuft ihn zwar mit Versprechungen, doch blieb es immer nur bei leeren Zusagen.

Tasso, der sich nun unheimlich an diesem Hofe fühlt, merkt, daß er daselbst nicht mehr gern gesehen sei.[2] In dieser penibeln Lage weiß er nicht, was zu thun, und ändert jeden Augenblick seine Absichten: „Es wäre wol besser gewesen, ich hätte den Antrag des Mediceers angenommen! Doch nein, ich habe ja dem Herzoge das Wort gegeben und will es halten; aber in welch unglücklicher Lage befinde ich mich, wenn jeder mich tyrannisiren will; ich will keinen Gebieter, will frei sein im Schreiben und im Handeln...... Rathgeber weise ich nicht zurück, wenn sie sich nur in den Schranken des Rathgebens halten. Ich werde das Werk dergestalt vollenden, daß es den Andeutungen jener Kritiker entspricht, die den Sinn und die Tendenz desselben nicht mit beliebigen Geschmacklosigkeiten besudeln; den Kranken schmeckt der Wein bitter."

Dies war der wichtige Zeitpunkt, dem die Nachwelt das „Befreite Jerusalem" zu verdanken hat; bevor er jedoch zur Ausführung schritt, wollte er noch einen Versuch machen, sich mit den Revisoren zu verständigen. Zu dem Ende und vielleicht auch, um seine Angelegenheiten mit dem Hause Medici zu schlichten, begab sich Tasso nach Rom. Dieser Schritt war der Anfang und die

---

[1] Torquato Tasso, Lettere, I, 133.

[2] Ebendas., I, 157, 178.

Ursache oder vielmehr die Veranlassung seines künftigen Unglücks.[1]

Was die Revision des Gedichts anbelangt, so war die Reise nach Rom nur verlorene Zeit; Antoniano, dem es nicht um ein poetisches Werk für Ritter, sondern für Frömmler und Nonnen zu thun war, war nicht zu überzeugen. Tasso, angewidert von der römischen Revisionsmethode, entschließt sich endlich, nach eigenem Gutdünken zu handeln. Die gute Aufnahme, die ihm in Florenz und Siena zutheil wurde, die neckischen Stichelreden der Prinzessinnen über seine Unschlüssigkeit bestimmten ihn, sein Vorhaben auszuführen. Auch ist ohne Zweifel irgendeine Verabredung mit Cardinal Medici getroffen worden, denn kaum war Tasso nach Ferrara zurückgekehrt, so sucht er nach Vorwänden, um wieder wegzukommen; da stirbt Pigna, der Historiograph des Hauses d'Este, Tasso bewirbt sich um diesen Posten, in der Meinung, er werde ihm abgeschlagen werden, doch zu seinem Verdruß erhält er sofort und ohne weiteres die angesuchte Stelle; seinen Mismuth darüber sucht er durch Zerstreuung zu bannen.

Der Hof, wenn er auch nicht von allem in Kenntniß war, schöpfte doch gewiß aus der sequestrirten Correspondenz Tasso's manchen ernsten Verdacht und blieb wachsam. Die Prinzessinnen, welche ihm sehr geneigt waren, gaben sich alle Mühe, ihn zu beruhigen und zufriedenzustellen, gegen die Umtriebe der Höflinge konnten sie aber nur wenig ausrichten, ja zuweilen geriethen sie selbst in ihre Fallstricke; sie boten daher alles auf, Tasso's Freundschaft zu conserviren, damit er den Hof nicht verlasse.

[1] Torquato Tasso, Lettere, V, 195.

In der That ward er nach dem Osterfeste von der Prinzessin Leonora aufgefordert, sie nach Villa Consandoli zu begleiten; dort richtet sich sein gebeugtes Gemüth wieder auf, die düstern Gedanken verlieren sich und er schreibt eins der schönsten Idylle des menschlichen Herzens: „Erminia unter den Hirten." In diesen unsterblichen Ottaven bringt er alle Affecte, die seine Seele damals bewegten, zum Ausdruck und zur Darstellung.

In Consandoli befindet er sich immer in Gesellschaft der Prinzessinnen, das freundschaftliche Verhältniß wird ein familiäres, sie sind sein treuer Beirath, ihnen vertraut er alle seine Leiden, seinen Kummer, und findet bei ihnen immer trostreichen Beistand. Lucrezia zieht ihn oft scherzend auf wegen seiner ängstlichen Unentschlossenheit und vielleicht auch wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die Scrupel der Frömmlinge, während Leonora sich bemüht, ihn aufzuheitern. Die Poesie der Liebe treibt wieder herrliche Blüten aus seinem Herzen, ihr Duft berauscht ihn und begeistert ruft er aus: „Die Liebe ist ein heroischer Stoff wie der Kampf, und ich werde sie vertheidigen mit der Vernunft, mit Aristoteles, mit Plato, mit aller Macht des Genies, ich werde sie als unvergleichliche Tochter der Schöpfung darstellen." Die Frauen im Gedicht erscheinen wieder in vollem Glanze der Schönheit, heilig sind ihre Affecte, und indem er ihre Gestalten der Vollendung zuführt, verherrlicht er sie durch die Kunst.

IX.

Die Contessa di Scandiano und ihr Gesellschaftsfräulein.

Sonderbare Wechselfälle im Leben! Ein zufälliges Ereigniß brachte unsern Dichter um seine einzige und letzte Zuflucht: um die Zuneigung der Prinzessinnen.

Die junge Gemahlin des Conte di Scandiano, Eleonora Sanvitale Contessa di Sala, und ihr Gesellschaftsfräulein Olimpia erschienen am Hofe zu Ferrara. Erstere eine Dame von großer Schönheit, geistreich, reizend und anmuthig, überdies in der Literatur und in ernsten Wissenschaften wohl bewandert; die andere ein zartes, kaum aufgeblühtes Veilchen, voll Liebreiz und jugendlicher Schönheit; jene eine Königin im Tempel der Liebe, diese eine Prinzessin im Reiche der Schönheit. Beide wurden am Hofe allgemein bewundert, alles drängte sich an sie heran, besonders Montecatino und Guarino. Diese Damen erwiderten die freundliche Aufnahme in der graziösesten Weise, aber ihre Aufmerksamkeit war vor allem dem Dichter Tasso zugewendet, für den beide sich besonders eingenommen zeigten. Der gefühlvolle Dichter, hocherfreut darüber, war nicht wenig entzückt von ihrer Schönheit und ihrer Grazie, er erwiderte die Liebenswürdigkeit der Damen mit aller Hingebung und Offenheit seines Herzens. Die herrlichen Gedichte, die er an Eleonora Sanvitale richtet, erfüllen die Gefeierte mit Stolz, und entzückt rühmt sie ihren Sänger bei den andern rivalisirenden Dichtern; wo sie ihn nur erblickt, eilt sie auf ihn zu, und ihm sah man die freudige, die gehobene Stimmung an.

Der ganze Schwarm gallonirter und besternter Höflinge geräth darüber in Wuth und sie fragen sich: warum dulden wir diesen armseligen Fremden am Hofe? Versuchen wir, seine Misère bloßzustellen, sodaß er erröthen muß. Tasso kränkt sich darüber, doch ein Lächeln der Prinzessin verscheucht wieder seinen Unmuth, nur die Liebe vermochte die Kränkungen, den Zorn in seinem Innern zu beschwichtigen; er wendet sich an Eleonora Sanvitale und ruft ihr zu:

. . . . . E chi mai queste
Spinose cure mie d' onor pungente
D' oblìo conspargerà soavemente,
Ch' a mezza notte alta ragion tien deste,
Se tu non sei? . . . .

und Olimpia bittet er, ihr ein Lied überreichen zu dürfen, das ihm der Liebe zärtliches Sehnen eingegeben — beifügend: „Sage ihr, sie soll dich im verschleierten Busen verbergen vor den Männern und vor dem Himmel.“[1]

Von Barbara Duchessa di Sala singt er, daß sie zur Liebe entflamme und Neid errege:

. . . Mit demselben Blicke macht sie den einen erstarren,
Entflammt sie den andern.

So äußert der liebebedürftige Dichter seine Bangigkeit, seine Schwermuth — tief verwundet auch an jener Stelle, auf welche er einen hohen Werth gelegt, der adeligen Abstammung; von der Liebe verlangt er jetzt Heilung seiner Seelenleiden, doch sie schlägt ihm nur neue Wunden.

Ob Aeußerungen solcher Affecte auf eine Reihe ga-

[1] Torquato Tasso, Opere (Rime), III, 179; IV, 33.

lanter Liebschaften schließen lassen, wie einige Historiker und Poeten behaupten, stelle ich der kühlen Beurtheilung des discreten Lesers anheim. Tasso, der für drei Herzen schwärmt, die ihn lieben, macht seinem Schmerze Luft, und diese unschuldige Befriedigung kommt ihm theuer zu stehen, denn die Prinzessinnen, die, wie gesagt, noch seine einzigen und wirksamen Stützen waren, wurden merklich kälter gegen ihn. Infolge dessen vermehrte sich die Zahl mächtiger Feinde des Dichters; mit Montecatino, der von allen für böswillig gehalten wurde, haben sich Giraldini, Patrizi, Ariosto, ein Neffe des großen Poeten, und Guarino verbunden; der letztgenannte war besonders erbost darüber, daß die Contessa Scandiano den Aufmerksamkeiten Tasso's, eines ledigen jungen Mannes, den Vorzug gab vor den seinigen, der Gatte und Vater mehrerer Kinder.

Man gebe den geriebenen boshaften Intriguanten an diesem Hofe die Schriften, Acten und Correspondenzen des unglücklichen Dichters in die Hand, man denke sich, was sie dem argwöhnischen Herzoge und den eifersüchtigen Prinzessinnen ins Ohr geflüstert haben mögen, und man wird die fürchterliche Aufregung und Gemüthsstimmung des armen inmitten einer Schar von Furien alleinstehenden Tasso begreifen.

X.

Umtriebe der Höflinge zum Verderben Tasso's.

Seit einiger Zeit ging durch ganz Italien das Gerücht, Tasso habe die Dichtung, das „Befreite Jerusalem“,

dem Speroni entwendet und biete alles auf, den Ruhm des „semper florentis Homeri“ zu vernichten; man wollte, daß Orazio Ariosto seinen beleidigten Oheim, den großen Ariosto, vertheidige, und überall sagten die Leute: Man muß Mitleid mit ihm (Tasso) haben, er ist ein Narr! Aufrichtige Freunde, durch diese Gerüchte getäuscht, rathen ihm, Heilung seiner schweren Krankheit zu suchen und von allen Seiten kommen ihm theilnahmsvolle Briefe zu, darunter aber auch gefälschte, strotzend von Grobheiten im Namen lieber Freunde, um den armen Dichter ja recht zu ärgern und zu kränken, während andere nicht minder beleidigende in Tasso's Namen an dessen Freunde versendet wurden. In einem dieser Falsificate, mit der Namensunterschrift seines intimsten Freundes, Scipio Gonzaga, macht ihm dieser bittere Vorwürfe wegen seiner Narrheiten und droht, das freundschaftliche Verhältniß abzubrechen, wenn er nicht Ruhe halten sollte.[1]

Am Hofe wird die Verfolgung des unglücklichen Dichters auf eine zügellose Weise betrieben; man dringt mit falschen Schlüsseln in sein Zimmer ein, unterschlägt Briefe, die Dienerschaft behandelt ihn verächtlich, ja man bestiehlt ihn sogar, damit er gezwungen sei, den Herzog um einen ehrlichen, wenngleich rohen, ungeschlachten Diener anzugehen; Tasso wendet sich an den Herzog, an die Prinzessinnen und verlangt, daß die Sache dem Gerichte übergeben werde, aber was war da zu erwarten, zumal die Richter Creaturen eines Montecatino waren? Unter solchen Verhältnissen verbrachte Tasso zwei lange leidvolle Jahre als stiller Dulder; einst auf einem glänzenden

[1] Torquato Tasso, Lettere (13. Juni 1577), I, 264, 352.

Standpunkt an diesem Hofe, jetzt herabgesunken zu einer selbst von der Dienerschaft verächtlich behandelten Persönlichkeit. Sein Vertrauen in den Herzog ward arg getäuscht, die Prinzessinnen, erzürnt, weil eifersüchtig, halten ihn in einem Moment des Verdrusses für einen Verräther. Wer den Schaden hat, darf um den Spott nicht sorgen, fieberhaft jagten sich seine Gedanken und endigten immer mit Verwünschungen des bösen Geschicks; die Sorge um die Ehre, das war es, was ihn am meisten quälte. Nur der Mastbaum des zertrümmerten großen Schiffes ist geblieben: das Gedicht. Kaum war dieser auf dem Wasserspiegel wieder zum Vorschein gekommen, als alle darauf losstürzen. Als Tasso eines Tags, so bekümmert und gebeugt, durch die Säle des Schlosses schritt, wagt es ein Diener, ihn in Gegenwart der Prinzessinnen zu beschimpfen, und Tasso, der diese Schmach nicht ertragen kann, schleudert dem Beleidiger ein Messer nach. Einige Tage früher ließ sich ein gewisser Madalò, einer von den verschworenen Feinden unsers Dichters, verleiten, einige ihm von diesem anvertraute Geheimnisse zu verrathen und Tasso öffentlich der Lüge zu zeihen, wofür der beleidigte Dichter dem Verräther eine tüchtige Maulschelle versetzte. Dieser Schuft kam bald wieder, bewaffnet, mit mehrern Genossen, wurde aber von dem tapfern, wiewol unbewaffneten Arm unsers Tancred in die Flucht gejagt. Der Vorfall mag einerseits die Höflinge eingeschüchtert haben, andererseits zeigte er ihnen ein geeignetes Mittel, den unvorsichtigen, hitzigen jungen Mann zu compromittiren. Die Feinde hielten Tasso für verloren und benutzten den Moment; was durch gefälschte Briefe nicht erreicht wurde, sollte die Keckheit eines bestochenen Dieners bewirken; der Streich gelang insofern,

daß Tasso Zimmerarrest erhielt. Da fällt dem Armen die Binde von den Augen, er weiß sich nicht zu fassen und verzweifelt ruft er immer aus: „Was habe ich gethan?“ Nachdem ihn der Herzog aus der Disciplinarkammer entlassen hatte, nahm er ihn mit sich nach Belriguardo, vielleicht um ihn zu zerstreuen, denn in zweifelhaften Fällen muß man immer das Bessere annehmen,[1] doch waren weder sein Gemüthszustand noch das Benehmen des Herzogs danach angethan, dies glauben zu lassen.

Dem sei nun wie ihm wolle, die niederträchtigen Verräther frohlockten, während er nur Fragen wegen seines Verschuldens und Rathschläge zur Heilung seines Trübsinns zu hören bekam. Schwer gekränkt, verlangt er, sich in das Franciscanerkloster zurückziehen zu dürfen (11. Juli 1577). Der Herzog willigte ein, „untersagte ihm jedoch strengstens, an ihn oder an die Herzogin von Urbino zu schreiben“; ein Arzneimittel, würdig desjenigen, der sich durch niedrige Ränke verleiten ließ, einen großen Mann vorgeblich wegen einer Krankheit zu verfolgen.

Man denke sich den unglücklichen Tasso, so bestürzt und verstört, umgeben von zwei Mönchen, welche eigens beauftragt waren, ihn mit Ermahnungen zu plagen, ihm den Irrsinn förmlich einzureden und ihn zu bewegen, daß er sich einem ordentlichen Heilverfahren unterziehe. Die Wirkungen dieser schrecklichen Lage auf seinen Geistes- und Gemüthszustand sind unschwer zu errathen; empfindsam und reizbar wie er war, ließ er sich durch die frommen Reden der Mönche zur Beichte und Communion

---

[1] Torquato Tasso, Opere, Bd. XXXIII. — Considerazioni del Rosini (Saggio etc.).

bestimmen und äußerte schließlich die Absicht, Mönch zu werden;[1] doch diese Idee konnte in seiner Seele, die noch zu stark war, um sich mystischen Betrachtungen hinzugeben, nicht Wurzel fassen, auch hielt er fest an dem Glauben, daß er Gerechtigkeit finden werde, und hoffte sie vom Herzog zu erlangen; aber dieser hatte ihm ja verboten zu schreiben, also mußte es dabei bleiben, er ist ein Narr, ein Undankbarer.

Gemartert von solchen Gedanken war ihm das Leben ein wirrer Traum, entschlossen öffnet er die Klosterpforte und entflieht. Wohin? weit weg, am Himmel erblickt er ein Flämmchen, diesem folgt er vertrauensvoll nach dem Zuge seines Herzens und gelangt nach Sorrent in die Arme der geliebten Schwester; jenes Flämmchen war der Stern der Liebe, der den Verzweifelten nicht verließ, dessen milder Schein, dessen treue Hand ihm das Geleite gegeben auf dem Wege zur Unsterblichkeit.

---

[1] Serassi, Vita, I, 349.

Fünftes Kapitel.

Reise nach Sant-Anna.

„Hat denn Tasso übertrieben, als ihm Seelenleiden den Sinn verwirrten?“
G. Mazzini, Opere, Bd. II.

I.

Torquato und die Schwester Cornelia.

Wie Erminia eilt Torquato als Flüchtling allein und kummervoll in fieberhafter Angst, selbst das Rauschen der Blätter jagt ihm Furcht ein, über Berg und Thal, als Hirte verkleidet, damit das feindliche Geschick ihn nicht erkenne. Im Zweifel, ob er die Schwester wieder so liebevoll wie früher finden werde, will er ihre Gefühle vorerst auf die Probe stellen; im Hause der Schwester angelangt, übergibt er als Bote einen Brief mit der Nachricht, daß Torquato schwer erkrankt in Lebensgefahr schwebe. Die arme Frau wird über diese erschütternde Nachricht ohnmächtig; Torquato selbst, schmerzlich darüber betroffen, bereut seine Unvorsichtigkeit und gibt sich allmählich zu erkennen; der Augenblick des freudigen Wiedersehens erheitert wieder die betrübten Geschwister.

Das reizende Sorrent an der lachenden Meeresküste mit seinem tiefblauen Himmel, seinen lauen Lüften ruft in ihm alle seligen Erinnerungen wach an die Kindheit, an die Mutter, an Meister Angeluzzo; der große Sänger ergötzt sich hier und macht mit seinen kleinen Neffen anmuthige Spaziergänge, doch wurden ihm auch diese wenigen heitern Tage durch eine schwere Erkrankung verbittert; er erlangt zwar die Gesundheit wieder, aber nicht die Geistesruhe.

Unerträglich war ihm der Gedanke, zurückgezogen zu leben, während seine Rivalen Ehren genießen, die ihm gebührten. Von Ehrgeiz und Liebe unwiderstehlich gedrängt, richtet er seine Blicke immer nach Ferrara und bietet alles auf, dahin zurückkehren zu können; er schreibt an die Prinzessinnen und auch an den Herzog, um ihm seine Handlungsweise aufzuklären und ihn zu bewegen, daß er ihn in die verlorene Stellung am Hofe wieder einsetze, um nicht nur die genossene gemächliche, anständige Subsistenz wieder zu erlangen, sondern vielmehr, „wenn nicht in utili, so doch in Betreff seiner Ehre mit Vorzug rehabilitirt zu werden". Er erhielt keine Antwort, nur Leonora ließ ihm zu verstehen geben, daß sie sich nicht für ihn verwenden könne; andere schrieben in einer Weise, die ihn aufs äußerste kränken mußte, die Schwester bat ihn, nicht zu verzagen, Cardinal Albano und Gonzaga widerriethen die Rückkehr nach Ferrara, und er erklärt, ihren Rath befolgen zu wollen; plötzlich hält er es nicht nur für nothwendig, sondern für edel, sein Lebensgeschick unbedingt in die Hände des Herzogs, zu legen und reist unvermuthet von Sorrent ab.[1]

[1] Torquato Tasso, Lettere, I, 275.

Warum? Den Erklärungsgrund für so manche dunkle Ereignisse im Leben des großen Dichters glaubte man bequemerweise „in Geistesstörung“ gefunden zu haben.

Manso erzählt, Prinzessin Leonora habe Tasso zurückgerufen;[1] Serassi stellt dies jedoch in Abrede,[2] indem er sich des nämlichen Arguments bedient wie Rosini, der das Gegentheil behauptet.[3] Es steht wol einer guten Kritik nicht zu, einen Freund des Dichters, wie Manso, in Bezug auf Thatsachen, die er aus dem Munde Tasso's, dann vom Neffen Antonio Sersale und von andern Freunden vernommen, einer Unwahrheit zu zeihen.

So viel ist gewiß, daß Tasso an den Herzog schrieb: „Es habe sein edler Sinn einen Gedanken erfaßt, der unwürdig sei seiner Großmuth, seiner erhabenen Stellung, oder vielmehr sei ihm ein solcher von einem tückischen Rathgeber eingegeben worden“;[4] sicher ist auch, daß dem Herzoge Briefe, ob wahre oder falsche, vorgelegt wurden, welche große Geheimnisse enthielten, die dem armen Tasso sehr oft bittere Kränkung verursachten; gewiß ist endlich, daß von den Prinzessinnen nur Leonora ihm geantwortet hat, und daß Herzog Alfons den unglücklichen Dichter wieder bei sich haben und daß dieser wieder in Gnaden aufgenommen werden wollte; überdies war Tasso hauptsächlich daran gelegen, durch sein persönliches Erscheinen die allenthalben ausgestreuten Gerüchte über seinen Geisteszustand zu widerlegen, während andererseits dem Herzoge, der sicher sehr erzürnt und verletzt war, durch

---

[1] Torquato Tasso, Opere (Manso, Vita), XXXIII, 146, 147.
[2] Serassi, Vita, II, 9.
[3] Torquato Tasso, Opere, XXXIII, 66. Rosini, Saggio.
[4] Derselbe, Lettere, I, 278.

die fortwährenden Recriminationen des Dichters: „Nicht sowol ich bin der Irrsinnige, sondern vielmehr Sie sind der Irregeleitete, der Getäuschte" — nicht minder an der Rückkehr Tasso's gelegen gewesen sein mag, um darüber ins Klare zu kommen. Wie dem immer sei, Torquato Tasso, der gezwungen war, den ferrarensischen Hof ehrenhalber zu verlassen, kehrt aus einem ebenso triftigen Grunde als edelmüthigem Antriebe dahin zurück.

II.

Tasso's Rückkehr an den Hof zu Ferrara.

Anfänglich fand er daselbst eine gute Aufnahme, ja es schienen ihm seine Gegner sogar gedemüthigt, sodaß er daran dachte, sich ihnen freundschaftlich zu nähern. Nichtsdestoweniger verharrte er im Trübsinn, zog es vor, zurückgezogen lediglich den Studien zu leben, und erschien selten bei den geselligen Zusammenkünften, was die Höflinge als eine unziemliche Manifestation von Trotz auslegten und jede seiner Handlungen tadelten. Dem Herzoge selbst schien Tasso nicht mehr der frühere, seine Compositionen misfielen ihm, er verwarf sie und verlangte andere; er wollte überhaupt, „daß Tasso ferner nicht mehr auf den Ruhm eines Genies, auf den Ruf eines Gelehrten Anspruch mache, sondern lieber mit aller Gemächlichkeit den Vergnügungen nachgehe, ein weichliches, müßiges Leben führe, also dem Ehrgeiz, dem Parnaß, dem Lyceum, der Akademie entsage und in Epikur's Hallen eintrete, in jene Hallen, wo ein Virgil, ein Catull, ein Horaz, ja selbst ein Lucrez niemals zu finden waren".

Solcher Herabwürdigung setzte Tasso kräftigen Widerstand entgegen, mit offenem Visir und in freier Sprache erwidert er auf jene Zumuthung: „Lieber will ich der Diener eines Ihnen feindlich gesinnten Fürsten sein, als mich zu solcher Erniedrigung hergeben".

Mit verbissenem Ingrimm vernimmt der Herzog diese kühnen Worte, doch schweigt er, um mit dem Dichter nicht auch das Poem zu verlieren, und tritt in Verbindung mit den Höflingen, ihren Umtrieben freien Lauf lassend, sofern es ihnen nur gelingt, das „Befreite Jerusalem" heimlich zu entwenden.

Dieses Ereigniß hatte zur Folge, daß der unglückliche Dichter neuerdings in eine verzweifelte Lage gerieth wie wenige Monate zuvor; der Triumph der Niedertracht erbitterte ihn, aber was ihm am meisten zu Herzen ging, war die Isolirtheit, in der er sich befand. Einst die Zierde Italiens, war es ihm jetzt schwer geworden, jemand zu finden, der ihn bedauert und bemitleidet hätte; von der Inquisition bedroht, vom Hofe verfolgt, von seinen Freunden mit Ermahnungen überhäuft, wußte er nicht mehr wohin sich zu wenden. Er zog sich gänzlich auf sich selbst zurück, aber kaum fängt er an, über seine Lage nachzudenken, stürmt eine Menge von Ideen auf ihn ein, ganz entgegengesetzt denjenigen, die ihn sonst gewöhnlich erfüllten. Er bemüht sich vergebens ihrer los zu werden, „er weiß es, sehr anstößige Worte gesprochen zu haben, die allerdings geeignet waren, manchen Zweifel an seine Treue aufkommen zu lassen".

Selbst bei dem Gedanken, daß ihn die Inquisition loslasse, fühlt er sich nicht weniger beunruhigt und verwirrt als früher, denn er hält die Absolution für unwirksam zur Beschwichtigung seiner Seelenpein. Wiewol

ein Freund der freien Forschung, hatte er dennoch das Bedürfniß, Autoritäten außer sich zu folgen, und da er diese beiden Tendenzen nicht in Einklang bringen, nicht befriedigen kann, geht er andere um ihre Vermittelung an, aber niemand versteht ihn, jeder wendet sich von ihm ab und bemitleidet ihn als einen Kranken.

Während er in diesem Zwiespalt sich abquält, fahren die entarteten Feinde fort, ihn aufs unwürdigste zu behandeln, doch er ließ sich weder von leidenschaftlicher Eitelkeit hinreißen, noch von den Verfolgungen seiner Gegner beugen; dem Orazio Ariosto macht er den Vorwurf, seine Lobeserhebungen übertrieben zu haben: „Es soll euch genügen, mich gekrönt zu haben, ohne mich vergöttern zu wollen, denn wenn es eure Absicht ist, daß ich mich mit eurem Lobe schmücke, müßt ihr den richtigen, meinen Verdiensten angemessenen Maßstab anlegen, und mich in einer Weise ehren, daß die Ehrenbezeigung weniger der Ausdruck von Wohlwollen als der eines gerechten Urtheils sei. Ich will nicht leugnen, daß die Kränze des semper florentis Homeri (ich spreche hier von eurem ferrarensischen Homer) mir oft genug schlaflose Nächte verursacht haben, nicht aus neidischer Sucht, die ich niemals hegte, ihnen die Blüten abzustreifen oder sie zu entblättern, ich möchte vielmehr sagen:

> In Liebesreimen und Romanzen
> Uebertraf er alle und ließ die Thoren reden, —

auch ich will beifügen: Ehret den höchsten Poeten; .... Aber vielleicht hat mich allzu große Sehnsucht angetrieben, andere Kränze zu erlangen, wenn auch nicht gleiche oder ähnliche, doch zum wenigsten solche, die sich lange grün erhalten, ohne (ich will eure Metaphern ge-

brauchen) die kalte Hand des Todes befürchten zu müssen."[1]

Und sich an jene wendend, die ihn nicht einen Augenblick in Ruhe ließen, ruft er aus: „Du, Montecatino, hast mir Fallstricke gelegt, aber Gott wird mich vertheidigen und du wirst es bereuen. Du wirst vielleicht frohlocken, mich arm und nothleidend zu sehen, aber mich gedemüthigt und erniedrigt zu wissen, dieser Genuß wird dir niemals zutheil werden".

Tasso, der sich nicht fähig fühlte, den ungleichen Kampf mit den niederträchtigen Leuten, den Heuchlern und Schmeichlern auszukämpfen,[2] konnte das ekelhafte Treiben, ohne sich vollends zu Grunde zu richten, nicht länger ertragen und floh.

III.

Die Flucht.

Abermals wandert er flüchtig über Stock und Stein, allein und verlassen, düster und todtenbleich, ängstlich und scheu um sich blickend; wenn ihn die Häscher gesehen hätten, sie würden ihn für einen verdächtigen Vagabunden angehalten haben, und auf die Frage: Warum fliehst du? hätte er halbtodt vor Mattigkeit geantwortet: „Ich fliehe aus Abscheu vor dem Fürsten und aus Groll über mein Misgeschick".[3]

---

[1] Torquato Tasso, Lettere, I, 242, 250.
[2] Guarini, Lettere, I, 159, 194.
[3] Torquato Tasso, Dialoghi, I, 348.

Verstört und beunruhigt von tausend Gedanken und Gefühlen durcheilt er das Land und gelangt an die majestätische Kette der Apenninen, blickt auf zum Himmel und sieht am Horizont die Meeresküste und die Felsenriffe, die Stätte seiner Geburt und Kindheit; selige Erinnerungen tauchen immer wieder auf an die geliebten Aeltern und an den Freund seiner ersten Jugendzeit; wehmüthig gedenkt er dieses Moments in einer Ode an den Herzog von Urbino: „O nimm mich auf! des großen Apennin kleiner aber ruhmwürdiger Sohn, berge mich in dem tiefsten Schatten deiner Eichen vor der Göttin, die, obwol blind, mich, den Fliehenden, verfolgt."

Oimè! dal dì che pria
  Trassi l'aure vitali, e i lumi apersi
  In questa luce a me non mai serena,
  Fui dell'ingiusta e ria
  Trastullo e segno; e di sua man soffersi
  Piaghe che lunga età risalda e pena.
  Sassel la gloriosa alma Sirena,
  Appresso al cui sepolcro ebbi la cuna:
  Così avuto v'avessi o tomba o fossa
  Alla prima percossa! . . . .
  . . . .
  In aspro esiglio, e 'n dura
  Povertà crebbi in quei sì mesti errori,
  Intempestivo senso ebbi agli affanni,
  Ch'anzi stagion matura
  L'acerbità de' casi e de' dolori
  In me rendè l'acerbità degli anni.

„Erzählen will ich auch von meines Vaters mühseligem Alter, — aber bin ich nicht selbst von allem Unheil reichlich heimgesucht?"

Padre, o buon padre, che dal Ciel rimiri,
  Egro e morto ti piansi, e ben tu il sai,

E gemendo scaldai
La tomba e il letto: or che negli alti giri
Tu godi, a te si deve onor, non lutto,
A me versato il mio dolor sia tutto . . . .

Ueberwältigt von schmerzlichen Gefühlen fällt ihm die Feder aus der Hand und er bricht in einen Strom von Thränen aus.

IV.

Tasso flüchtet nach Urbino.

In Urbino, diesem geschätzten Zufluchtsort für die unschuldig verfolgte Tugend, findet er nicht die Ruhe, die er in seinen Jugendjahren daselbst genossen; auch hier war alles verändert; er hoffte, einen Freund zu treffen, der ihn verstehen, der ihn trösten könnte. Doch der Herzog, einst sein Studiengenosse, war ganz durch spanische Sitten verdorben, schwelgte in Vergnügungen und Lustbarkeiten;[1] eine Verständigung zwischen beiden war unmöglich, und während Tasso sich bitter getäuscht sah, erblickt Francesco Maria, der Herzog, in den Klagen des Jugendfreundes nur Symptome eines bedauerlichen verhängnißvollen Leidens, und gibt ihm ebenfalls den Rath, Heilung zu suchen. Diese Rathschläge mußten den unglücklichen Dichter, der alles aufgeboten, um die infamen Gerüchte Lügen zu strafen, wol tief kränken und erbittern. Wenn man einem gescheiten Menschen fortwährend einredet, daß er irrsinnig sei, kann er am Ende wirklich verrückt werden.

---

[1] Relazioni degli Ambasciatori veneti, Serie II, Bd. II.

Wohin sich Tasso immer wenden mochte, er fand nirgends Ruhe, statt Gerechtigkeit und ehrenvoller Aufnahme, die er gesucht, nur Gelächter und Mitleid; vergebens beschwört er den Herzog und die Freunde, ihn nicht für irrsinnig zu halten und die böswilligen Gerüchte zu widerlegen.

Ma tu, Lamberto, omai fa sì, che sterpe
Sì reo pensier dai petti ov' ei si annida,
Nè sì fallace fama intorno s' oda.[1]

„Wollt ihr mir helfen, nun, so verschafft mir wieder die Ehre und dieselbe Stellung bei den Fürsten und den Umgang mit Edelleuten, die ich bisher genossen habe und zu genießen gewohnt bin.“ Alles umsonst, jedes Haus, wo er eintritt, wird für ihn zum Krankenhaus; in der Verzweiflung wendet er sich an den Herzog von Savoyen, in der Hoffnung, daß dieser ihn für eine Bedienstung an seinem Hofe geeignet hält; die Welt werde dann seine unverkümmerte Thatkraft wieder erkennen und schätzen.[2]

V.

Tasso geht von Urbino nach Turin.

Es war zur Weinlesezeit, als er durch Novara gegen Vercelli zog, da begegnet ihm ein Jäger, dessen Mitleid sein Anblick erregt, theilnehmend fragt ihn dieser: Wohin geht Eure Reise? Nach Vercelli. Dann mache ich Euch aufmerksam, daß es nicht so leicht ist, den infolge der

[1] Torquato Tasso, Opere, V, 88.
[2] Derselbe, Lettere, I, 290.

letzten Regengüsse stark angeschwollenen Fluß zu passiren, deshalb möchte ich Euch rathen, über die Nacht bei mir Unterkunft zu nehmen, wenn es Euch so gefällt. Tasso nahm die zuvorkommende Einladung an, nachdem er sich von der Aufrichtigkeit derselben überzeugt, auch das einnehmende Wesen des Jägers ihm Vertrauen eingeflößt hatte.

Im Hause des gefälligen Wirthes wurde ihm eine besonders freundliche Aufnahme zutheil, wodurch er sich angenehm berührt und zu allerlei Betrachtungen und Fragen über die glücklichen Verhältnisse dieser angesehenen Familie angeregt fand; einige Jahre früher würde ihm dieses anmuthige Schauspiel Stoff zu einer Canzone oder zu einer Episode im „Befreiten Jerusalem“ gegeben haben, jetzt aber beschränkt er sich auf den „Dialog des Familienvaters“, denn es nähert sich die Zeit, wo die Muse unsers Dichters blos durch Minervens Mund sprechen kann.

Am Thore Turins hielt man ihn für einen Landstreicher und da er kein Sanitätszeugniß besaß (damals wüthete in Italien die Pest), wäre er zurückgewiesen worden, hätte ihn nicht einer seiner Bewunderer, Angelo Ingegneri, erkannt und passiren lassen; statt sich jedoch zum Herzoge von Savoyen zu verfügen, auf den er so große Hoffnungen gesetzt, und der ihm auch wirklich dieselbe Stellung und gastliche Behandlung, welche er in Ferrara genoß, antragen ließ, blieb er zurückgezogen im Hause des Filippo d'Este. Der gute Empfang daselbst genügte nicht, ihm die Ruhe wiederzugeben, Turin war ihm gleich andern Städten, er fand sich getäuscht und wendet seine Blicke anderwärts. Das Leben an einem Hofe, wo man Ehre und Ansehen genießt, die Gelegen-

heit und die Mittel zu ehrenvollen Auszeichnungen findet, hatte zwar immer einen gewissen Reiz für ihn, allein die Bitterkeiten, die er am Hofe zu Ferrara erfahren, mögen ihn derart eingeschüchtert und verzagt gemacht haben, daß er gleich in den ersten Tagen seiner Anwesenheit in Turin in alles und alle Mistrauen setzte.

Zwischen Tasso und seinen Zeitgenossen bestand wol eine Uebereinstimmung der Gefühle, aber ein Gegensatz der Ideen, daher der Wechsel der Zuneigung und der Anfeindung; zwei gleich starke Gewalten haben sich seiner bemächtigt und ihn angetrieben, um die Gunst derjenigen zu buhlen, die er mit derselben Heftigkeit liebte und haßte. Er konnte sich ein vollkommeneres Leben als das an einem Hofe nicht vorstellen, aber er wollte dieses, weil unvereinbar mit den Ideen, die ihn zur Zeit beherrschten, nach seinen Ansichten geformt wissen, und gerieth dadurch mit der bestehenden Lebensweise und Sitte in Widerspruch; so verweigert er den Adelstitel jenem, der unedel handelte. Nach seiner Ansicht sei die erste Eigenschaft eines Hofmannes: offen und frei seine Meinung zu sagen, und er ging ohne weiteres als Beispiel voran, indem er Fürsten, Minister und Priester an die Pflichten ihres Amtes erinnert.

Als seine Zeitgenossen bemerkten, daß er ihnen gewissermaßen die Karten in der Hand vertausche, konnten sie, die an politische Fictionen gewohnt waren, den mit ihnen so sehr contrastirenden Sonderling nicht begreifen und lachten über seine außerordentliche Naivetät.

Tasso, der sich für den zuverlässigsten und reellsten Menschen der Welt hielt, schöpfte Argwohn und fand sich bestimmt, das Leben an den Höfen so wie es in der That beschaffen war, zu beschreiben, und bewies damit

den großen Abstand der Wirklichkeit von seinem echten Vorbilde.

Diese Schilderung bewirkte jedoch eine so leidenschaftliche Aufregung gegen ihn, daß selbst diejenigen, die ihm zugethan waren, darin nur Ergüsse eines Geisteskranken erblicken wollten und zu einem Heilverfahren riethen.

In Turin scheint er immerhin discret behandelt worden zu sein, dennoch kam die Noth von allen Seiten zum Vorschein. Er wollte das Poem in Druck legen lassen, aber es fehlte an Geld; mühselig schleppt er das Leben dahin und drückt dem Marchese Filippo d'Este das Verlangen „nach einer erträglichen, wenn auch dürftigen Subsistenz aus, denn seine jetzige Lage wäre in der Länge der Zeit unerträglich".

Damit ist die Behauptung Serassi's und anderer, daß Tasso in Turin auf Rosen gebettet gewesen sei, deutlich widerlegt.[1]

Während dieser Zeit ließ Cardinal Albano ihm Muth zusprechen und die Versicherung ertheilen, daß er (Tasso) die allgemeine Achtung genieße. Die Trostworte des freundlichen Gönners blieben nicht ohne Eindruck auf den Unglücklichen, er schöpft wirklich Muth und schreibt den ebenso anmuthigen als würdevollen „Dialog über den Adel", um zu zeigen, „daß er in vollem Besitze seiner Geisteskräfte sei und um eine Probe zu liefern, was er zu leisten im Stande wäre, wenn er mit Ruhe und mit den nöthigen Büchern bei der Hand schreiben könnte".[2]

Auch die Liebe erwacht wieder in seinem Herzen, er

---

[1] Torquato Tasso, Lettere (December 1578), I, 294. — Serassi, Vita, II, 30.

[2] Torquato Tasso, Lettere, I, 295.

besingt anmuthige Frauen und bittet sie, „seinen Geist mit ihrer Leuchte zu erhellen, mit ihrem reinen Thau aufzufrischen“.[1]

Si ch' abbia frutti e fior l' aprile e 'l maggio.

. . . .

Oh! sempre tranquille
Fosser le luci vaghe
Qual indi attenderei vita felice!

VI.

Der Herzog übt Verrath an Tasso.

Während Tasso wieder Muth faßt, über den Adel schreibt und von Liebe spricht, leitet der Herzog Unterhandlungen ein, damit er zurückkehre, aber mit der versteckten Absicht, ihn wieder hinter Schloß und Riegel zu setzen. Sicher hat es der Herzog diesem ihm so sehr ergebenen Dichter übel genommen, daß er um einige Scudi bettelte und um Gerechtigkeit ob seiner gekränkten Ehre bat, auch scheinen die Aeußerungen allgemeinen Mitleides den Fürsten geärgert zu haben; kurz dieser ergriff eins jener Mittel oder sogenannten Vorsichtsmaßregeln, deren sich Fürsten in ihrem Unmuthe gern zu bedienen pflegen, insbesondere dieser Herzog von Ferrara; zwar leugnet dies Serassi, aber wer hat den Conte Ercole Contrari, den Freund Alfons', kalt gemacht? Ist nicht Montecatino plötzlich gestürzt worden? Mußte nicht der Padre Panigarola, dieses Muster von Klugheit und Tugend, so geliebt vom Herzog, der alles aufbot, ihm die Car-

---

[1] Torquato Tasso, Opere, III, 46.

dinalswürde zu verschaffen, binnen sechs Stunden den Hof verlassen? und der edle Cammillo Orobuoni, weil er den Herzog über die Grausamkeit des Zolleinnehmers Fabretti aufklären wollte, sofort die Flucht ergreifen? Und wer weiß, wie viele andere nicht minder ehrenwerthe Männer das Schicksal jener sechs Bürger theilten, welche, weil in verbotener Jagd betreten, aufgehenkt wurden.[1]

Aus diesen Thatsachen, wenn man sie den Worten des Dichters entgegenhält, geht zur Genüge hervor, wie arglistig und treulos der Herzog gehandelt, indem er Tasso an seinen Hof zurückrief und ihn dann in böser Laune unter feindseligem Vorwande einsperren ließ.

Man hat auch wirklich den leichtgläubigen Dichter durch heuchlerische Liebenswürdigkeit anzulocken, und in ihm die Lust zur Rückkehr nach und nach wieder zu erwecken gewußt, ja man ließ ihm sogar eine förmliche Einladung mit dem Beifügen zugehen, daß seine Anwesenheit bei der Vermählungsfeier des Herzogs mit der Herzogin Gonzaga erwünscht sei. Wie begreiflich konnte Tasso dieser Einladung nicht widerstehen; am 25. September 1578 schreibt er an seine Schwester: „Ich habe den ferrarensischen Hof aus sehr wichtigen Gründen verlassen, aber ihr müßt wissen, daß die Rückkehr in meiner Macht liegt, daß mein Abgang ihn (den Herzog) reut, und daß einer seiner Edelleute eigens hier war, damit ich mit ihm zurückkehre; auch ist wirklich ein junger Landsmann der Frau Herzogin seiner Schwester noch hier, mit dem ich zurückkehren könnte."

Auch Cardinal Albano und Cataneo waren beauf-

---

[1] Frizzi, Memorie di Ferrara, Bd. IV. — Faustini, Aggiunte. — Ughi, Dizionario storico.

tragt, ihn durch allerlei Versprechungen zur Rückkehr zu bewegen; Tasso glaubt den ersehnten Zeitpunkt gekommen: „Gott ist gerecht", ruft er aus, „ich bin nicht nur unschuldig, sondern habe auch wenige meinesgleichen, sodaß ich Gutes hoffen will." Schon nimmt er sich im Geiste vor der erste zu sein, der die herzogliche Vermählung mit seinen Gesängen am festlichen Hofe feiert, und er zweifelt auch nicht, in alle Ehren wieder eingesetzt zu werden, die Gnade der fürstlichen Personen, seine Bezüge und Bücher wieder zu erlangen. Vergebens gab ihm der Herzog von Savoyen den Rath, seine Abreise bis zum Frühjahr zu verschieben, denn voll der schönsten Hoffnungen, die seine Phantasie mit verführerischen Farben ausgemalt, eilt er sofort nach Ferrara, wo er am 21. Februar 1579 eintrifft, in der Erwartung, es werden ihm wie gewöhnlich der Herzog und die Prinzessinnen entgegenkommen; doch diese Illusion wurde ihm bald benommen, denn es kam nur einer von den Hofleuten, um ihm mit unartiger, fast roher Manier mitzutheilen, daß er nicht empfangen werden könne, und um ihm Wohnzimmer anzuweisen, die unter seiner Würde waren; dann verließ er ihn auf eine grobe Weise. Tasso wußte sich, obwol der Schlag stark war, dennoch zu fassen und unterließ es, den Livreeirten zu belehren, wie Edelleute behandelt werden sollen. Mit verbissenem Ingrimm mag sich der so arg Enttäuschte in das angewiesene Wohnzimmer zurückgezogen und in der Einsamkeit die erlittene Demüthigung erst recht drückend gefühlt haben; er hielt dies aber lediglich für ein Werk der Höflinge und nicht des Herzogs. Immer schlimmer gestaltete sich seine Lage, die herabwürdigende Behandlung änderte sich nicht, weder wurden ihm seine Sachen zurückgestellt noch sonst für

seine Bedürfnisse gesorgt, die Dienerschaft benahm sich unehrerbietig gegen ihn; er verlangte Audienz bei dem Herzoge und bei den Prinzessinnen, sie wurde ihm aber verweigert. Am 12. März schrieb er: er würde sich mit einer Unterkunft, die zum Studiren geeignet wäre, begnügen;[1] späterhin klagt er dem Cardinal Albano, daß alle Versprechungen, die ihm gemacht wurden, unerfüllt blieben, doch möchte er sich fügen, wenn ihm seine Sachen und die Besoldung ausgefolgt würden. Statt dessen versteigen sich die Hofleute von Grobheiten zu Injurien, was die Hoheiten billigten.

Es zeigt sich keine Möglichkeit, dagegen zu reclamiren, denn alle Thüren sind ihm verschlossen.

Tasso sieht sich verrathen, seine Geduld, die eben nicht immer eine Tugend edler und stolzer Seelen ist, geht zu Ende; er verdammt laut die Niedertracht des Hofs, beruft sich auf die Versprechungen, auf die rechtmäßigen Ansprüche eines Edelmannes und äußert freie Grundsätze, die in den Augen dieser infamen Leute ärger als Flüche und hinreichende Motive zu einer schnellen Entscheidung waren.

Der Herzog, großmüthig und edelgesinnt, wie Serassi sagt, stellt sich schmerzlich ergriffen ob der argen Geistesverwirrung des armen Tasso, und läßt ihn zur Heilung im Hospital Sant-Anna einsperren.

---

[1] Torquato Tasso, Lettere, I, 298, 299.

VII.

Ursachen der Gefangenschaft.

Die Urtheile eines Serassi und vieler anderer Schriftsteller müßten unsere Erbitterung erregen, wenn wir nicht bei einiger Menschenkenntniß Mitleid mit den Schwächen höfischer Schmeichler hätten.

Wo bleibt denn Alfons' oft gerühmte Großmuth?[1] Wenn Tasso irrsinnig war, warum täuscht man ihn zuerst mit Versprechungen und kränkt ihn hinterher durch Insulten? Man sperrte ihn ein, um ihn zu heilen! Wer kann im Ernst so sprechen? Sogar der Zutritt eines Arztes wurde ihm verweigert, kein Freund, nicht einmal ein Beichtvater durfte ihn besuchen, nur der Custos, der Priester Mosti, ein harter, böser Mensch, hatte Zutritt. Eine solche Behandlung war geeignet, den weisesten Menschen zu verdummen, aber nicht einen Irren zu heilen; und so dachte damals ganz Italien über das Schicksal des unglücklichen Dichters, dessen physische und geistige Kräfte in der langen harten Gefangenschaft schwinden mußten.[2]

Und warum wurde er denn eigentlich in Verwahrung gehalten? Etwa wegen allzu kühner leidenschaftlicher Liebe zu der Prinzessin Leonora, wie die landläufige Tradition besagt, welcher Manso und viele andere beipflichten? Ich meinestheils sage weder ja noch nein, weil in dieser Frage Argumente für alle Meinungen beigebracht werden können.[3]

---

[1] Serassi, Vita, II, 39.

[2] Torquato Tasso, Lettere, II, 86, 89, 120, 122, 133, 162.

[3] Manso, Muratori, Rosini.

Gewiß ist, daß Tasso die Prinzessin Leonora liebte und daß diese Liebe nicht unerwidert blieb, ein Verhältniß, welches von jedermann am Hofe und auch außerhalb als eine bekannte Thatsache besprochen wurde, ohne daß man sich darüber tadelnd geäußert hätte, ausgenommen die feindlich gesinnten Höflinge, welche, auf die Episode „Sofronia" in Tasso's „Befreitem Jerusalem" hinweisend, sich veranlaßt gefunden haben, dem Herzoge etwas über die Unschicklichkeit jenes Liebesverhältnisses ins Ohr zu flüstern; das mag immerhin eine der vielen Ursachen seines Unglücks gewesen sein, die erste und einzige war es sicher nicht. Oder war es vielleicht die Unterhandlung mit Medici, welcher zufolge die Dedication des Poems an den Herzog unterblieben wäre? Diese Meinung dringt sich oft dem Dichter selbst auf und Capponi behauptet es;[1] zum Theil mag dies immerhin der Fall gewesen sein; aber wie kommt es, daß der Herzog, der in ähnlichen Fällen mit Ausbrüchen des Zornes doch schnell bei der Hand war, sich nicht sofort der Person des Dichters versicherte, als er von jener Unterhandlung Kenntniß erhielt? Oder warum ließ er nicht die 100 Scudi zur Drucklegung des Poems erfolgen, damit ihm die Widmung nicht entgehe? Endlich, und das ist die Hauptfrage: Warum blieben dennoch, nachdem die Publication des „Befreiten Jerusalem" zur Zufriedenheit des Hofs geschehen war, die Pforten des Sanct-Annen-Hospitals fortan geschlossen für den unglücklichen Dichter? Also warum?

Die Historiker wollten diese Mishandlung Tasso's

[1] Torquato Tasso, Lettere, II, 96. — Capponi, Saggio. — Guasti, La prigionìa del Tasso.

auf eine einzige Ursache zurückführen, während doch viele widrige Umstände und Verhältnisse das ganze Unglück desselben herbeigeführt haben. Um dies anschaulich darzuthun, sei uns gestattet, seine gehörigen Orts besprochenen Erlebnisse am ferrarensischen Hofe und anderwärts hier zu recapituliren.

Fast alle Höflinge in Ferrara haßten Tasso aus Neid und Eifersucht; die Rathschläge, welche Prinzessin Leonora ihm schon zur Zeit Pigna's zu ertheilen sich veranlaßt fand, geben zu erkennen, daß die Feindseligkeiten bereits in den ersten Tagen seines Erscheinens an diesem Hofe ihren Anfang genommen haben. Weiter hat sich bald nach dem Triumphe der dramatischen Idylle „Aminta", — da Montecatino, von allen als ein böser Mensch geschildert, am Hofe übermächtig geworden und den größten Einfluß erlangt hatte, — eine Art geheimer Verbindung seiner Feinde und Neider gebildet mit der bestimmten Tendenz, Tasso ins Verderben zu stürzen.

Man kann wol sagen, daß er von diesem Moment an verloren war; auf jedem Tritt und Schritt folgten ihm die Späher, jedes Wort, das er sprach, alles was er that, wurde übel ausgelegt; unterhandelte er mit Medici, so hieß es, er sei undankbar und treulos; dichtete er ein Sonett an Leonora, so sagte man: er misbrauche das Vertrauen des Herzogs und erkühne sich, die Prinzessin zu compromittiren; als er nach Rom ging, um das Poem drucken zu lassen, da wurde er ein verrätherischer Flüchtling gescholten; wollte er sich vertheidigen, so hieß es, er sei ein unzufriedener Fanatiker, und schwieg er, so war er schuldbewußt. Und so ging es fort in derselben Tonart; diese Umtriebe waren so offenkundig, daß die Gemahlin von Ferdinand de' Medici ihm einen gestickten

Teppich: „Die Verfolgung eines Hasen von den Hunden“, als sinnbildliche Darstellung seines Misgeschicks theilnahmsvoll zum Geschenk gemacht hat.

Wie hat sich nun Tasso diesen böswilligen Nachstellungen gegenüber benommen? Mit ruhigem Gemüthe sagt er allen offen seine Meinung, seinem redlichen Sinne schien die Zuneigung des Herzogs gesichert, seine Gegner hält er für ohnmächtig, verachtet sie und bringt ihr Treiben zur Kenntniß des Herzogs, seine erhabene Denkungsart weiß all den Intriguen die Grundsätze der Wahrheit und Gerechtigkeit entgegenzustellen und dem Herzoge zu Gemüth zu führen: wie sehr die Duldung solcher Umtriebe an seinem Hofe der persönlichen Ehre des Herzogs und seiner fürstlichen Würde schade. Tasso's Feinde unterließen nicht, seine ruhige und kluge Haltung in das schiefste Licht zu stellen und ihn auf jede Weise zu verdächtigen. Eine strenge Untersuchung wird eingeleitet, man dringt mit falschen Schlüsseln in sein Wohnzimmer ein, durchsucht alles und nimmt was beliebt in Beschlag; Tasso's Zornausbrüche darüber werden für Furcht und Schrecken gehalten, der Herzog beruhigt ihn zwar, unterhält aber andererseits nach seiner Gewohnheit mit sogenannten treuen Dienern vertrauliches Einverständniß.

In diesem ganzen Gewebe von böswilligen Intriguen blieb bisjetzt der Dichter zwar ungefährdet, doch man benutzte die Revision des Poems und ließ Tasso zu wissen thun, daß die Inquisition die Veröffentlichung mehrerer Episoden nicht bewilligen könne; da hatte es der Dichter nun mit der Priesterschaft zu thun, seine Erklärungen verfehlten nicht, Anlaß zu allerlei Glossen zu geben.

Der Groll Speroni's gegen ihn war bekannt; durch

ein geschicktes Manöver wußte sich dieser einflußreiche Mann an die Spitze einer Verschwörung von Literaten zu stellen, welche den Dichter des „Befreiten Jerusalem" des Plagiats beschuldigten; die Dreistigkeit ging so weit, daß an Tasso gefälschte Briefe im Namen des Cardinals Albano und Scipione Gonzaga's geschrieben wurden. Nur die Prinzessinnen nahmen den Dichter in ihren Schutz und blieben seine treuen Trösterinnen; da erscheint Eleonora Sanvitale am Hofe zu Ferrara, welche ihn durch ihre Reize und ihren Geist zu fesseln weiß; der entzückte, aber unvorsichtige Dichter besingt sie als die schönste Dame des Hofes; die Prinzessinnen, darüber aufgebracht, zürnen dem undankbaren Schützling; Tasso will den begangenen Fehler mit einem Sonett an Leonora wieder gut machen, aber die Prinzessin schickt es ihm zurück und gibt ihm zu verstehen, „daß, wenn sie zu einer Zeit Liebe für ihn gefühlt, so war es, weil er es verdiente, jetzt aber bereue sie es sehr, da sie wahrgenommen, daß seine Liebe nur Strohfeuer sei, welches schnell aufflammt und schnell verlischt".

So ging es fort bis zu der Zeit, wo er, vom ganzen Hofe schel angesehen, aus Verzweiflung entflieht; aus der Ferne schrieb er Briefe, um seine Unschuld und die grausamen Verfolgungen darzuthun, den Herzog will er vertheidigen, aber thatsächlich blieb dieser verantwortlich für die beklagten Handlungen seiner Minister; Tasso kehrt zwar wieder nach Ferrara zurück, es ging ihm aber schlechter als früher; da ergreift er neuerdings die Flucht, seine Leiden erregten bereits die allgemeine Theilnahme, sodaß man sich an den Herzog um Abhülfe wendet.

Das Gerücht, Tasso sei irrsinnig, welches man sich bisjetzt in die Ohren geflüstert hat, wird als ein passen-

des Auskunftsmittel benutzt, um diesen gefährlichen Menschen ganz zum Schweigen zu bringen. In der That verlockt man ihn zur abermaligen Rückkehr nach Ferrara, bringt ihn durch fortgesetzte niederträchtige Behandlung sozusagen in Wuth und läßt ihn, vorgeblich heilungshalber, im Hospital Sant-Anna einsperren.[1]

Dieser in Kürze zusammengefaßte Verlauf der bisherigen Schicksale des armen Tasso dürfte genügende Anhaltspunkte bieten, um sich ein Urtheil zu bilden über das infame Verfahren gegen den unglücklichen Dichter.

Wir schließen dieses traurige Kapitel mit den Worten Arcangeli's: „Sieben volle Jahre des Jammers, in eine elende Kammer eingeschlossen, verlebt nun der große Sänger der glorreichen Eroberung; ihn trifft keine Schuld, nur das kann ihm zur Last gelegt werden, daß er durch seinen Gesang einen Nichtswürdigen unsterblich gemacht hat.“

[1] Torquato Tasso, Lettere, II, 88, 97, 102, 112, 118, 123.

Sechstes Kapitel.

Die Gefangenschaft in Sant-Anna.

„Ich spreche nur, um die Wahrheit zu sagen, aber nicht aus leidenschaftlicher Erbitterung oder Verachtung der Meinungen anderer."
Torquato Tasso, Dialoge, 1. Bd.

I.

Das Gefängniß, erste Eindrücke.

Im blühenden Mannesalter von 35 Jahren war Torquato Tasso Arrestant im Hospital Sant-Anna. Die Kammer, in welcher der Dichter gefangen saß, erregte den Abscheu Guastavini's und Montaigne's; er wurde mit einer ganz ungewöhnlichen Strenge behandelt, wie sie nur von rauhen Executoren boshafter Härte ersonnen werden kann.

Der schöne Mann hatte sich in der Gefangenschaft so verändert, daß er nicht mehr zu erkennen war. Bleich und abgemagert, Gesicht und Gehör geschwächt, Kopf- und Barthaar wüst, die Kleidung verwahrlost, so schlich er, meistens kopfleidend, mit gebeugtem Haupte in seiner Kammer auf und ab, der Gram lag auf seinem Antlitz und nagte an seinem Herzen.

In der Einsamkeit erreicht seine Verzweiflung den höchsten Grad, fortwährend über sein Unglück nachgrübelnd, fragt er sich: „Was habe ich gethan? Warum bin ich eingesperrt? Bin ich krank, warum verweigert man mir einen Arzt und den Beichtvater? Habe ich gefehlt, warum verweigert man die Vertheidigung, wenn ich schuldig bin?“ Nichts von alledem ward ihm zugestanden. In fieberhafter Aufregung jagen sich seine Gedanken und wühlen in vergangenen Tagen herum, er kann den Grund der Mishandlungen nicht finden. „Habe ich etwa den Herzog beleidigt, ich habe doch alles gethan, um seinen Namen zu verherrlichen? Doch — du hast dich aufgelehnt, hast zu heftig gesprochen, es ist wahr, aber ein Fürst soll Milde und Nachsicht walten lassen, so sagt das Evangelium, so lehrt die Philosophie; alle großen Monarchen übten Milde, warum kann Alfonso nicht auch so großherzig sein?“

Demüthig schrieb er an den Herzog: „Sire! ich irrte, aber Irren ist menschlich, sowie Verzeihen fürstlich ist.“ Und weiter sucht er darzulegen, daß die Fürsten kraft der dem moralischen Gewissen der Menschen schuldigen Achtung sich über die Leidenschaften erheben und nur nach der absoluten Wahrheit urtheilen und handeln sollen. Dann prüft er wiederholt all sein Handeln und Wirken in vergangener Zeit und kommt immer zu dem Schlusse:

„Nein, nein! ich bin nicht schuldig, es ist eine Ungerechtigkeit, mich zu strafen, ihr seid betrogen, gebt mir Gerechtigkeit und laßt ab von dem Unrechte und der Bosheit.“

Vom Herzog wandte er sich an die Prinzessinnen, an die italienischen und auswärtigen Fürsten, an die

ganze Welt, und zeigte in affectvoller, geistreicher Sprache die moralischen Folgen der Ungerechtigkeit, wenn auch nur ein einzelner Mensch dadurch zu Schaden käme.

Er wartet, aber die Gerechtigkeit erscheint nicht, nicht einmal in der milden Form des Trostes; sein erschütterter Geist vertieft sich in Erforschung des Gewissens: „Ich habe im Zweifel gefehlt, die Inquisition hat mich ermahnt, soll das mein Verbrechen sein? Straft mich die Kirche? Ja, es ist wahr, ich habe gezweifelt, geleugnet, nicht aus Sucht, mich gegen geheiligte Wahrheiten aufzulehnen, sondern weil mich der Forschungstrieb auf andere Schlußfolgerungen geführt hat, als ich dachte. Die Kirche möge bedenken, daß ich dies nicht aus Verkennung der Autorität der Schrift, sondern aus manchem philosophischen Grunde gethan; die Absicht, Opposition zu machen, war mir so fremd, daß ich lieber schwieg, um den deutschen Kurfürsten nicht zu verstehen zu geben, daß sie die Kirche auf einem andern Wege hätten bekämpfen sollen als auf dem, welchen sie eingeschlagen haben.

„Demnach verdiene ich nicht, von harten, unwissenden Klopffechtern des Gesetzes, sondern von solchen Männern beurtheilt zu werden, welche den Geist der Gesetzgeber aufzufassen und auszulegen verstehen. Vor den Menschen und vor Gott fühle ich mich rein von solchem schweren Verschulden, und verdiene nicht, durch so harte Züchtigung außerhalb des bürgerlichen Gesetzes gestellt worden zu sein.“

Sein verzweifeltes, aber immer gläubiges Gemüth nimmt Zuflucht zu Gott: „Du kennst mich, Allerbarmer!“ Doch eine Stimme aus der Tiefe seines Gewissens quält ihn: „Was sagst du? Fühlst du dich vielleicht beruhigt? Glaubst du wirklich aus voller Ueberzeugung an die

Glaubensdogmen, an Gott selbst? Dem Mysterium der Dreieinigkeit stimmst du mit geschlossenen Augen bei; mit Hülfe der heiligen Bücher erklärst du philosophische Fragen, aber deines Geistes Blick, der über die erlaubten Grenzen dringt, läßt dich in Ungewißheit, im Zweifel über das, was du schlechterdings glauben solltest."

Tasso zittert im Gefühle dieser peinlichen Wahrheit, weiß sich aus diesem Dilemma nicht herauszufinden und verlangt von der Kirche nicht Bestrafung, sondern Ueberzeugung: „Gebt mir zurück den sichern Glauben, den mir Vernunftschlüsse genommen haben, trachtet mich zu belehren, überzeugt mich, und ich werde frei sein von jeder Schuld, dazu seid ihr verpflichtet. Zu strafen, ohne zu überzeugen, ist Ungerechtigkeit; niemand hat das Recht, sich in Gewissenssachen einzumengen. Bewirkt durch Ueberzeugung, daß meine Vernunft von selbst dem Willen folge."

Sein starker Geist richtet das niedergebeugte Gemüth auf, und kühn sich über alle erhebend, ruft er aus: „Es ist unrecht, den zu verhöhnen und zu strafen, der sich Mühe gibt, die Wahrheit zu erforschen. Ihr hättet, nach dem Grundsatz der Pythagoräer, auf keine andere Art Rache üben sollen, als durch Gerechtigkeit; ich verlange nur eine solche, auf welche ich nach meinen guten Schriften und guten Handlungen Anspruch machen kann. Ich gestehe, nicht ohne so manches eigene Verschulden in diese unheilvolle Lage gerathen zu sein, doch finde ich Trost in dem festen Glauben, daß du, großer Gott, auch denen verzeihen wirst, die nicht an dich geglaubt haben, wenn nur ihre Ungläubigkeit nicht von Halsstarrigkeit und Bosheit genährt ward.[1]

[1] Torquato Tasso, Lettere, II, 12, 16.

„Aber meinst du wirklich, daß dein Glaube ein aufrichtiger sei? — Im Angesichte Gottes, der auf die Intention sieht, bist du unschuldig, aber nicht vor den Menschen." Von diesen erwartet er keinen Trost, auf den Knien bekennt er Gott seine ganze Schuld und glaubt nun den innern Frieden gefunden zu haben. Doch kaum aufgerichtet, sieht er mit der Welt Jerusalems den prophetischen Schatten des sokratischen Genius am Horizonte Athens sich erheben und mit ihm die heitere heidnische Welt. Ihm war, als ob er aus einem tiefen Schlafe erwachte, mistrauisch betrachtet er anfänglich diese Erscheinung, dann fragt er sie: „Bist du gekommen, um mir die ewigen Ideen zu enthüllen, wie Venus dem Aeneas? Ja! so komme mir zu Hülfe!" Da öffnet sich, wie von einem sanften Luftzug bewegt, das Fenster, die Strahlen der Morgensonne erhellen das Gemach und zeigen die Gestalt eines anmuthigen Jünglings, weiß und blond, sodaß Milch und Gold übertroffen waren von der Farbe des Körpers und der Haare; er hatte tiefblaue Augen, ähnlich jenen, welche Homer der Göttin Pallas-Athene zuschreibt; in diesen Augen glänzte ein süßes Lächeln dermaßen, „daß ich von dem grellen Lichte geblendet worden wäre, hätte nicht der liebliche Blick den allzu starken Glanz gemildert; den Gürtel des Jünglings schmückten silberumrahmte Bilder lächelnder und spielender Grazien, begleitet von Kindern, die Amoretten glichen." Aengstlich und zweifelnd fragt er nach der Bedeutung dieser Erscheinung, doch er weiß sich bald zu bescheiden und erkennt die platonische Welt!

Die Weltseele belebt den Himmel, und die Seele eines jeden ist nur ein Theilchen der Weltseele. Gott

erschafft die vernünftigen Ebenbilder, dann die Götter, welche die untergeordneten Dinge bewirken.[1]

Bei Betrachtung jener Erscheinung kehrt die poetische Begeisterung des unglücklichen Dichters auf Momente zurück, doch kaum hat sich dieselbe verloren, überfällt ihn wieder die gewohnte Unruhe.

Nebst den innern Conflicten philosophischer und religiöser Ideen martern ihn auch moralische Leiden: über den Verlust der Ehre, über den Sieg der Niedertracht und über die ihm, dem Schuldlosen, gleich einem Vatermörder widerfahrene Behandlung.

Unter solchen Qualen mußte wol das stärkste Gemüth in Zerrissenheit, der kräftigste, edelste Geist in Trübsinn und Verwirrung gerathen; ist es da zu verwundern, wenn der arme, gepeinigte Mann ausruft: „Mir bleibt nichts übrig als Schweigen, Seufzen und Weinen! Doch auch das ist Illusion! Was half mir das Schweigen? Ach! Nein, ich will durchaus nicht schweigen, will weder Mühe noch Gefahr scheuen, will Worte wagen, um nach dem Verluste der Ehre, der Ruhe und Gemächlichkeit, der Reputation, der Freiheit, ja gleichsam des Lebens selbst, das wol ein elendes genannt werden muß, wenigstens einen Theil von dem Verlorenen wiederzuerlangen. Wohlan! Aber wen soll ich ansprechen, wenn die Welt mich nicht anhört? Ich werde meine Zuflucht zur Philosophie nehmen und in Betrachtung des Wahren und des Guten die Ruhe des Gewissens und die Sicherheit des Urtheils finden."

In den Abhandlungen, welche unser Dichter im Gefängnisse niedergeschrieben, geht er von dem Ideal der

[1] Torquato Tasso, Dialoghi, I, 207, 235, 240.

Gesittung zu den Drangsalen des realen Lebens über, dem besten Fürsten stellt er den schlechtesten entgegen, malt auf hellem Grunde mitunter glänzende Bilder, dann schildert er die Deformität, die Häßlichkeit der Physiognomien der Zeitgenossen; selbst ergriffen von dieser Betrachtung, ermahnt er alle, besonders den Herzog Alfons, ernstlich, bald bittend, bald drohend: der Stimme der Wahrheit Gehör zu geben und sich zu ändern.

Diese Schilderung erregte natürlich nicht geringes Aergerniß bei jenen Herren, die gewohnt waren, immer mit pomphaften Phrasen gepriesen, immer im Gewande heroischer Tugenden, die sie wie ein Heiligenschein umgaben, dargestellt zu werden; hätte er solche Tugenden und glänzende Eigenschaften in einem akademischen Discours erörtert, man wäre von seinen schönen und großen Ideen durchdrungen gewesen, hätte an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen nie gezweifelt, ihm mit Freuden Beifall gespendet, in dem stolzen Selbstgefühle: ein Theilchen des Heroismus zu repräsentiren, von dem der gefeierte Redner gesprochen; allein das Unglück war, daß Tasso das Gegentheil gethan, ihre schlechten Eigenschaften erörtert, die Gebrechen der Zeitgenossen charakterisirt und damit die im öffentlichen und im Privatleben herrschenden Sitten und Gewohnheiten verurtheilt hat. Menschen, die sich gegenseitig für würdig hielten, von der Dichtkunst und von der Geschichte verherrlicht zu werden, kennzeichnet er als ebenso viele Missethäter. Welchen Werth haben gute Absichten, wenn die Handlungen dahin abzielen, jede Ordnung zu verkehren, zu verwirren, das Würdevolle herabzusetzen; von dem, was das Gewissen dieser Leute für das Wesentliche des Lebens hielt, konnte ein Tasso nur die äußern Formen wahrnehmen, und Hand-

lungen, die in ihren Augen heilig erschienen, wurden von ihm als schändlich verworfen. Unbekannt mit den Grenzen der materiellen Gewalt, gewohnt, nach Willkür und Laune Verwirrung und Intriguen anzuzetteln und auszubeuten, haben die zahlreichen Feinde des Dichters seine freimüthigen Bekenntnisse für thörichte Ergüsse eines Geisteskranken gehalten. Gramerfüllten Herzens entgegnet Tasso auf solche gehässige Aeußerungen:

„Neu und unerhört ist mein Misgeschick, welches mich zwingt, zu beweisen, daß ich nicht wahnsinnig bin! ... Sophokles, der Geistesschwäche beschuldigt, bewies seine geistige Gesundheit durch den Vortrag eines Chorgesanges aus dem eben gedichteten Oedipus auf Kolonos. „Meine Dialoge über den Adel und die Würde sind offenkundige Beweise, wie mein Verstand beschaffen ist, und doch bin ich hier im Gefängniß, aller Tröstungen beraubt. Oh! würde diejenige, welche meine liebreiche Gesinnung so wenig liebreich erwidert hat, mich in diesem jämmerlichen Zustande sehen, sie hätte doch einiges Mitleid mit mir. Mich stärkt nur das Bewußtsein, daß ich viele Rücksichten für meine Freunde und für die Welt habe. Gott, der Herr, hat meine Verirrungen milde gestraft, von den Menschen will ich nicht sprechen; möge die göttliche Majestät sie daran mahnen, daß sie Menschen sind, daß auch ich ein Mensch bin und als Mensch sterben will.“

Er appellirt an den Menschen, ohne zu erkennen, daß er selbst es ist, der sich gegen eine Vorstellung, Einbildung oder Zweifelsucht empört, welche in seinem Gewissen zur Hölle wird und ihn in seinem Stolze vernichtet.

Es wäre ein ebenso widerwärtiges als unnützes Unternehmen, diejenigen widerlegen zu wollen, welche sich zur Aufgabe machten, den Irrsinn Tasso's darzuthun;

doch wir leugnen nicht einen krankhaften Zustand, momentane Hallucinationen, und halten sein Leiden, die zeitweisen krankhaften Geistesafflictionen für Symptome der Wirkung jener schwerwiegenden Ursachen und Momente, welche — zumal in einer civilisatorischen Uebergangsperiode — dem menschlichen Gewissen entspringend, auf die Gestaltung der Charaktere unleugbar einen wesentlichen Einfluß nehmen. Gleichwol können wir dem vielbesprochenen und bestrittenen Geisteszustand des großen Dichters während seiner ärgsten Leidensepoche keineswegs die Bezeichnung Narrheit, Irrsinn oder Geisteszerrüttung beilegen, wie es die meisten gethan haben.

Wenn unverwandte Fixirung des Denkens und Strebens auf eine und dieselbe Idee, auf einen und denselben Gegenstand, wenn andauerndes Misgeschick, beständiges moralisches und geistiges Ringen und Kämpfen mit feindseligen Potenzen ausreichende Motive abgeben, um jemand als mit der „Monomanie“ behaftet zu erklären, dann waren ein Demosthenes, ein Cäsar, Dante, Petrarca, Bruno, Leopardi, Mazzini und so viele andere — ebenfalls, ja noch mehr verrückt. Man denke auch an das beharrliche Streben der großen Italiener unsers Jahrhunderts, man betrachte die Wissenschaften, die Künste, die Industrie, alle unverwandt von dem Gedanken an das Vaterland und an die Freiheit durchdrungen; die beständigen Hallucinationen, die patriotischen Expeditionen, das Jahr 1848; und endlich, wollte man den vielen über den unglücklichen Tasso geäußerten Ansichten und Urtheilen beipflichten, man würde zu dem Schlusse gelangen, daß der erste Theil der Geschichte unserer Unabhängigkeit eigentlich eine pathologische Abhandlung über das Nervensystem sein sollte.

Tasso's Lebenslauf ist ein beständiges Ringen nach contrastirenden Idealen, aber nicht nach thörichten Hirngespinsten, hat immer einen bedeutsamen Eindruck gemacht und war das vereinsamte Echo des menschlichen Gewissens im Beginne der Renovation des neuen Zeitalters.

Seit dem Eintritt in das Sanct-Annen-Hospital ist eine große Veränderung in seiner Geistesthätigkeit vorgegangen: der Dichter schweigt, der Philosoph spricht. Keins seiner spätern Gedichte hält einen Vergleich aus mit dem „Befreiten Jerusalem" und mit „Aminta", noch kann es den „Dialogen" und den „Briefen" an die Seite gestellt werden; die Flügel seiner Phantasie erlahmten unter dem Bleigewicht einer jahrelangen Leidenszeit, sein poetischer Genius, einst berufen, einen ihm zujubelnden Hof zu ergötzen, mußte sich in dem Prokrustesbette einer ihm ganz neuen, widerlichen Kampfweise mit böswilligen Richtern über seine Werke, mit nichtswürdigen Menschen abquälen. Doch auch im Kerker wußte er sich in Berührung mit der Welt zu erhalten; jede Erscheinung, jedes Ereigniß der Gegenwart erregte sein Interesse, aber was ihn früher mit Begeisterung erfüllt, ihm ein Lied, einen Gesang eingegeben, gibt ihm nur mehr Stoff zu Abhandlungen, Dialogen oder Briefen, um alle Dinge im Lichte der Schönheit zu zeigen, die Kunst, die Familie, die Festivitäten und Lustbarkeiten — wenn nur dabei die Menschenwürde gewahrt wird. Die Poesie war dabei wol zu kurz gekommen, doch nicht die Kunst, welche, herabgekommen infolge Vernachlässigung der Philosophie, sich nun mit dieser in der Schule befreundet und so der Seele das Mittel geboten hat, ihre ganze Tiefe klarzustellen.

Die Briefe, welche Tasso im Kerker geschrieben, haben durch ihren künstlerischen Werth für die Literatur zur Förderung eines mächtigen Instruments der Civilisation, des Briefes, als Boten des Austausches von Gedanken und Gefühlen, nicht wenig beigetragen.

II.

Wunderliche Phantasiebilder und poetische Phantasie.

Zwei Jahre verflossen, ohne daß Tasso's Behandlung im Gefängniß milder wurde; er blieb immer in derselben dunkeln Kammer, sein Aeußeres, seine physische Kraft in demselben früher geschilderten, erbarmungswürdigen Zustande, sein Geist ermattet. Während man ihm fortan die geringsten Erleichterungen verweigerte, wurde doch dafür Sorge getragen, ihm zu wissen zu thun, daß „Das befreite Jerusalem" überall in Druck gelegt worden sei. Man ließ ihm auch durch einen französischen Edelmann das Versprechen der Zurückstellung seiner mütterlichen Mitgift zugehen.

Diese zwei Nachrichten mögen auf das sehr verbitterte Gemüth des Gefangenen einen nachtheiligen Eindruck gemacht haben, denn es trat infolge derselben eine unvorgesehene heftige Verschlimmerung seines Zustandes ein. Häufige wirre Träume, Argwohn und Furcht vor allerlei Hirngespinsten, abergläubische Visionen von Geistern und Hexen plagten ihn unaufhörlich; alles was er erlebte und ihm unbegreiflich erschien, nahm eine phantastische Gestaltung an, Kobolde waren es, die seine Briefe entwendet, seine Gegner, seine Feinde sind ge-

heimnißvolle Mächte, die einfachsten, natürlichsten Vorfälle erhalten eine überspannte Auslegung, und bei alledem kein Deliriren eines verstörten Geistes.

Die Furcht vor dämonischen Gewalten hat seinerzeit auch die unerschrockensten Männer, wie einen Sforza, und kühne Denker, wie Machiavelli und Cardano, ergriffen; der Glaube an Geistererscheinungen war damals, man kann sagen, in der Mode, keine Festlichkeit, kein Gastmahl, ja selbst keine religiöse Ceremonie fand statt ohne die sonderbare, überraschende Beigabe von Gespenstern;[1] es muß daher auffallen, daß gelehrt sein wollende Schriftsteller diese historischen Thatsachen beharrlich ignoriren und solche bei unserm unglücklichen Tasso als ein ganz specielles Symptom von Geisteszerrüttung auffassen und behaupten.

Die Phantasie, von Angst und Furcht getrieben, klammerte sich gern an Geistererscheinungen, an die mehr oder weniger allgemein geglaubt ward; manchmal geschah es, um die Wahrheit zu verhüllen. Gewiß ist, daß Tasso nie daran glaubte; wenn er im „Messaggero" dergleichen gethan, als spräche er mit einer Geistererscheinung, so geschah dies, „um dem Rathe eines Fürsten zu entsprechen, der wahrscheinlich keine böse Absicht dabei hatte; doch habe ich es", sagt er, „weder für einen großen Fehler noch für gefährlich gehalten, diesen Stoff gleichsam poetisch zu behandeln." Seine Feinde aber haben hinterher daraus Kapital geschlagen, „indem sie das, was er nur fingirte, für wahr, für vollen Ernst

---

[1] Muratori, Annali, Bd. X. — Antichità Estensi, Th. II. — Archivio storico, Bd. II (Appendice). — Machiavelli, Storie, u. s. w.

ausgaben". Weiter beruft er sich auf den, der ihn gastlich aufgenommen, welcher bezeugen kann, „daß er sich zur Zeit nicht in einem so elenden Zustande befunden habe".[1] Uebrigens bespricht er auch in den „Dialogen" die ausgestreuten Gerüchte über seinen angeblichen Irrsinn, wobei er jede Aehnlichkeit seiner Vision mit jener des Pentheus in Abrede stellt, die Einwirkung imaginärer Vorstellungen auf die Richter erörtert und beweist, wie oft im Deliriren der Kranken und im Schlafe Erscheinungen vorkommen, welche die Wirklichkeit trüben. Schließlich glaubt er, daß seine Narrheit „vom Weine oder von der Liebe herrühren könne, weil er zu viel trinke und sich auch sehr nach dem Anblick und der Gnade einer gewissen Persönlichkeit sehne, die ihn auch nur mit einem kleinen Theile jener Gunstbezeigungen beglücken könnte, mit denen sie ohne Zweifel gegen manchen, der sie weniger liebt, weniger karg ist".[2] Bald danach, indem er Leonorens gedenkt, beklagt er sich über sein Leiden und daß er ob eines gewissen innern Widerstrebens an sie nicht schreiben konnte.[3] Tasso prüft somit die Ursachen seiner Leiden und erörtert die Natur seiner fixen Ideen oder Vorstellungen, was doch kein Kriterium von Monomanie ist; ja er vergißt seine schreckliche Lage, alle seine Mühseligkeiten, wenn er sich damit befaßt, die Welt in den Werken der Vernunft mit geistigem Auge zu betrachten; da lebt er wieder auf, wie in glücklichern Tagen, inmitten ambrosisch duftender Blumengärten, da vernehmen wir den Dichter-Philosophen, welcher

---

[1] Torquato Tasso, Lettere, II, 478.
[2] Derselbe, Dialoghi (August 1586), I, 214.
[3] Derselbe, Lettere (Januar 1591), II, 103.

sagt: „Alles ist enthalten im sittlichen Einklang. Das Schöne ist wie eine Blume, die, hervorsprießend aus den Wurzeln, welche die Tugend in unser Erkenntnißvermögen, in unsere Seele gelegt hat, die Wangen so reizend mit den lieblichsten Farben schmückt.“ Ihr köstlicher Duft erfüllt ihn mit Hoffnung, welche der Trost, die Hülfe der Starken ist, und ganz zufrieden ruft er aus: „entschlossen zu sein, ehrbar zu leben und sich niemals niederbeugen zu lassen, was auch der Hochmuth der Adeligen thun möchte. Ich will lieber sterben als schimpflich handeln.“

Nach solchen Tagen ruhiger, entschlossener Stimmung jagen sich wieder seine Gedanken, er forscht nach dem Urgrund aller Dinge, verwickelt sich und kann sich nicht herausfinden; die Summe von Gelehrsamkeit macht ihn verwirrt. Es fehlte ihm, wie es scheint, an eigenen philosophischen Ideen, denn es kommen ihm bald platonische, bald aristotelische in die Feder, und wenn sich ihm Plotinus und Alexander aufdringen, schließt er sich ihnen im Vorübergehen ebenfalls an, mengt sie durcheinander, in der Absicht, dieselben in Einklang zu bringen oder vielleicht auch, um seine Gelehrsamkeit zu zeigen; nicht selten geräth er mit sich selbst in Zwiespalt und sucht, wie der Kranke des Dante, durch Aufregung seinen Schmerz zu übertäuben. Hat er eine Idee gefunden, die er suchte, so schreibt er mit reißender Schnelligkeit ganze Seiten von bewunderungswürdiger Schönheit, bald verirrt er sich in einem Labyrinth von Definitionen und spinnt lange Fäden verworrener, fieberhafter Argumentationen, dann schweigt er plötzlich bestürzt und verlegt sich schwermüthig aufs Bitten. Dabei konnte er sich des Gefühls nicht erwehren, daß es etwas Erhabenes sei, was seine Seele in beständiger Aufregung erhält und

die wechselnden Gemüthsbewegungen hervorruft. Der Gefangene, getrennt von der Außenwelt, schließt sich in eine Gedankenwelt ein, die seine Phantasie geschaffen, und befaßt sich mit erhabenen Vorstellungen.

Die Despoten jeder Sorte sind grausam genug, die berühmtesten Männer zu verfolgen, und bewirken dadurch, daß ihre großen Gedanken um so unvergänglicher der Geschichte verbleiben. Gleichwol schrieb Plato „Die Republik", ohne eine Gefangenschaft erlitten zu haben, und zu Tasso's Zeiten pflegten übermüthige Höflinge Schilderungen der Gesellschaft und der Menschen zu liefern, die schlechterdings unmöglich sind. Tasso hat sich auch als Gefangener von der Welt nicht abgewendet, er betrachtet sie immer mit liebevollen Blicken und philosophirt, nicht wie Boëthius, um sich Trost zu verschaffen, sondern, um den Menschen ihre Fehler vorzuhalten.

Als ihn endlich der Körper an seine Leiden mahnt, da ruft er betrübt aus: „O glücklicher Geist, gedenke meines Elends in deiner Glückseligkeit, damit ich manchmal nicht nur deines Trostes, sondern auch deiner wohlthuenden Hülfe theilhaftig werde!" Und einem Freunde sagte er: „Mir scheint, es wäre jetzt, nach achtzehn und mehr Monaten der Gefangenschaft und des Siechthums, an der Zeit, daß irgendein theilnehmendes, mitleidiges Wesen sich zu meinen Gunsten verwenden möchte."[1]

Nach wiederholten Bitten erlangt endlich Marfisa d'Este die Erlaubniß, Tasso nur für einen Tag zu sich nach Medolana zu führen. Er ging mit Freuden hin, in der angenehmen Aussicht, dort eine geistreiche Conversation zu finden; anfänglich zwischen Demuth. und Ehrerbietung

[1] Torquato Tasso, Dialoghi, I, 273.

schwankend, war er schweigsam, doch betheiligte er sich endlich an den Gesprächen zur allgemeinen Befriedigung und war besonders erfreut, als er sich aufgefordert fand, über die Liebe zu sprechen.

Mit dem sinkenden Tage war seine kurze Freiheit zu Ende, er mußte zurückkehren in den Kerker, und es mag ihm in diesem Moment der Druck der Gefangenschaft gewiß noch empfindlicher gewesen sein.

Zwei Jahre später gedenkt er dieses Tags, schreibt den Dialog „Tarquinia Molza oder über die Liebe" und befaßt sich mit der Bearbeitung der früher erwähnten Dialoge „Ueber das Spiel", „Ueber den Adel", „Ueber die Würde". Diese Aufsätze pflegte er mit irgendeiner fremdartigen Erzählung einzuleiten, wie: „Es war ein herrlicher Tag, als er, vom Hofe in seine Wohnung zurückkehrend, aus einer Straße im Vorübergehen ein schönes, graziöses und, trotz der Aermlichkeit der Stoffe, anständig gekleidetes Mädchen kommen sieht, eine üppige, anmuthige Blondine, jungfräuliche Sittsamkeit röthete ihre Wangen; während er ihr folgt, tritt ihm eine bekannte, noble Dame in den Weg und spricht ihn an, weshalb er die schöne Blondine aus den Augen verliert." Dieses niedliche Bild ist die Einleitung zu dem Dialog „Ueber den Adel". Indem Tasso der natürlichen Schönheit und Sittsamkeit des Mädchens aus dem Volke die prunkende Dame entgegenstellt, gibt er eine Andeutung seiner Gedanken über die Frage, die er in dem Dialog behandeln will.

Und doch, wenn man nach solchen Schriftstellen einen andern von ihm zu derselben Zeit geschriebenen Brief liest, möchte man kaum glauben, daß dieser von dem nämlichen Manne herrühre; in der That schrieb er gleich

danach an Cataneo: „Ich bin wie behext; wenn ich schreibe, werde ich beunruhigt, mein Zimmer ist voll Mäuse, die wie vom Teufel besessen erscheinen, denn das Gepolter, welches sie machen, ist sicher nur des Teufels Werk; ich höre ein Getöse, und wenn ich lese und schreibe, summt mir der Name Paul, Jakob, Hieronymus in den Ohren, was mich in Wuth bringt und grobe Fehler begehen läßt, die ich ausstreiche und die Arbeit von vorn anfangen muß; diese Fehler, die ich in der Verwirrung, aber nicht aus Unwissenheit begehe, möge man mir verzeihen." Bei näherer Betrachtung der grellen Unterschiede in gleichzeitigen Aeußerungen Tasso's hat es gleichsam den Anschein, als ob in diesem Menschen zwei Seelen lebten.[1]

III.

Ascetische Sophistereien eines Kapuzinerpaters.

Der Horizont schien sich zu erheitern, denn man sagte, Tasso's Freilassung sei so gut wie beschlossen; voll

[1] Auszug aus dem Feuilleton der wiener Neuen Freien Presse vom 8. März 1879: „Schlafen und Wachen", von Dr. Raab.

„Die von den Organen des Vorstellungsvermögens angeregte Mitthätigkeit der Sinne kann so stark werden, daß sie dieselben Empfindungen verursacht wie sonst die Reize der Außenwelt. Diese gesteigerte Erregung führt dann zu sinnlichen Wahrnehmungen, die der wirklichen äußern Veranlassung entbehren, aus der eigenen Thätigkeit des Gehirns stammen und Sinnestäuschungen oder Hallucinationen genannt werden. Nur in seltenen Fällen unterliegt es der Willkür,

Vertrauensseligkeit beeilt er sich, Danksagungsbriefe zu schreiben und Geld zur Abreise von Curzio Ardizio zu

---

Vorstellungen zu sinnlichen Phänomenen zu steigern. Allerdings ist in solchen Ausnahmsfällen der Unterschied zwischen dem Vorgestellten und der Wirklichkeit sehr gering, sodaß eine Verwechselung nahe liegt, und solche Menschen, die eine so lebhafte Einbildungskraft haben und sich ihre Operation zu einer krankhaften Gewohnheit machen, verfallen später nicht selten in eine mit Gesichtshallucinationen verbundene Geisteskrankheit.

„Einsamkeit, Fasten, Beten, das Versenken in das Innere, kurz alle jene Uebungen, die im guten Glauben um Gottes willen von Eremiten, Mönchen und Frömmlern des Mittelalters ausgeübt wurden, begünstigen das Auftreten von Hallucinationen; deshalb führt die Ascese verbunden mit einer dem Ueberirdischen zugewendeten Denkrichtung so häufig zu religiösen Visionen. Erscheinungen himmlischer Personen gehörten bekanntlich in den Klöstern nicht zu den Seltenheiten. Auch in neuerer Zeit besitzen wir Kunde von solchen durch Entbehrungen und einsame Haft veranlaßten Visionen.

„So erblickte der unglückliche vom Papst Paul III. in den dunkeln Verließen der Engelsburg eingekerkerte Benvenuto Cellini eine trostverheißende Vision Gottes und der Heiligen; und Luther warf, als er in engem Gewahrsam auf der Wartburg an der Bibelübersetzung arbeitete, das Tintenfaß nach dem Teufel, der ihm leibhaftig vor Augen getreten. Während alle religiösen Visionen unwillkürlich, ja oft gegen die Erwartung und den Wunsch der Betreffenden auftreten, sucht die Magie mit Aufwand künstlicher Mittel derlei Erscheinungen in bewußter Absicht hervorzubringen. Auch im sogenannten magnetischen Schlafe treten Hallucinationen auf, die nach Bedarf als Orakel gedeutet werden können.

„Phantastische Geistererscheinungen kommen bei geistig und körperlich völlig gesunden Menschen vor, und nichts wäre irriger, als alle Schwärmer, die den Himmel offen sehen, und alle Adepten, die mit dem Fürsten der Hölle unterhandeln,

verlangen, welches er auch erhält; er verfaßt Sonette und Lobeshymnen an den König von Spanien, an die Fürsten, insbesondere an Herzog Alfons, den er bittet, großmüthig seine schwache schriftstellerische Thätigkeit zu berücksichtigen.[1]

Während Tasso solchergestalt bessern Tagen entgegensieht, erhält er von einem einfältigen, unverschämten Kapuziner — Gott verzeih' es ihm — die briefliche Mittheilung: es seien ihm alle Herzensgeheimnisse des Dichters bekannt. Tasso, wohlwissend, daß ihm die kirchlichen Autoritäten eben nicht sehr gewogen sind, war darüber nicht wenig bestürzt. „Wenn Padre Marco alles weiß, so bin ich verloren.“ In der Aufregung sieht er neuen

---

ohne weiteres als Wahnsinnige zu betrachten. Gerade geistig hochstehenden, mit reger Einbildungskraft begabten Persönlichkeiten, Künstlern, Gelehrten, erschienen derlei Phanthasmen, ohne daß von einer Geistesstörung die Rede sein konnte; Tasso hielt in Gegenwart Manso's lange Unterredungen mit seinem imaginären Schutzgeist; Walter Scott sah das Antlitz seines verstorbenen Freundes Byron in den Falten seines Bettvorhangs, und Goethe erblickte sich selbst zu Pferde auf dem Wege nach Sesenheim.

„Unter Umständen können Hallucinationen allerdings von allgemeinem Unwohlsein abhängen und den Kranken sehr beunruhigen. Jedes heftige Fieber kann mit Ohrensausen, Funkensehen einhergehen, gewöhnlich aber sind es stärkere Congestionen gegen das Gehirn, veranlaßt durch psychische Aufregungen, welche eigentliche Hallucinationen zur Folge haben, wobei der Patient niemals das Unterscheidungsvermögen zwischen dem wirklich Geschehenen und der phantastischen Gesichtswahrnehmung verliert. Von Wahnsinn aber kann erst dann die Rede sein, wenn dieses Unterscheidungsvermögen erlischt.“

[1] Torquato Tasso, Lettere, II, 138; Opere, V, 95.

Quälereien entgegen, die kaum gehegten Hoffnungen verschwinden wieder. „Aber wie kann der Pater alles erfahren haben? Sollte ihm Gott selbst all mein Verschulden geoffenbart haben? Ich preise seine unendliche Gnade, die sich gewürdigt hat, den göttlichen nach meinem menschlichen Willen zu richten. Hätte ich Gelegenheit gehabt, ich würde Ihnen", schreibt er an Pater Marco, „alles das gesagt haben, was ich jetzt nicht schreibe, indem ich der Standhaftigkeit meines Gemüths nicht sicher bin. Wenn Sie durch irgendwelche Enthüllungen Mitwisser geworden sind, so mögen Sie in Ihren frommen Gebeten Gott den Herrn bitten, daß er mir beistehe und mir helfe, damit ich standhaft bleibe in allem, was dem Dienste und der Ehre der göttlichen Majestät gebührt, und dann, daß er nicht zugebe, daß dasjenige, was Sie von meinen Geheimnissen zu wissen glauben, andern kund werde."

Er fühlt, daß die Verschiedenheit der Meinungen die Glaubenstreue in Wanken bringe und das religiöse Gewissen verletze, deshalb fleht er demüthig um Kraft, zu siegen und zu schweigen.[1] „Denn der Mensch soll die Vernunft nicht in einer Weise anwenden, daß die äußern Handlungen behindert werden könnten, wenn durch Gottes Allmacht die Hindernisse nicht beseitigt sind." Pater Marco's Antwort an Tasso lautete dahin: „Was denn Wunderbares daran sei, wenn Gott ihm die Geheimnisse seines Herzens geoffenbart habe?" Eine gewisse scharfsinnige Sophistik führt den Beweis, „daß die Verwunderung, das Erstaunen eine leidenschaftliche Gemüthsbewegung ist,

[1] Torquato Tasso, Lettere (7. October 1581), II, 157.

welche durch das Wunder erregt wird". Tasso schien darüber gleichsam aufzuathmen, nimmt sofort Umgang von den Gewissensgeheimnissen und vertieft sich in eine philosophische Betrachtung, die ihn zu dem Schlusse führt, daß das Wunder sowie die Verwunderung von der Unkenntniß der wirkenden Ursachen herrühren. Je weiter die Aufklärung der Menschen fortschreitet, desto weniger Wunder wird man wahrnehmen. „Ihr sagt mir, wer Gott kennt, der kennt die Ursache des Wunders. Nun, wie sehr man auch Gott kennen mag, die Erkenntniß, die ich von ihm habe, ist sehr unvollkommen, und dann ist er der Urgrund des Universums, und mich bewegen particuläre Ursachen." Die Vernunft richtet Tasso aus seiner Verzagtheit wieder auf, und freimüthig antwortet er dem unwissenden, vorurtheilsvollen Mönch: „Ich werde niemals glauben, daß mit Hülfe irgendwelcher Naturwissenschaft ein Mensch von den Geheimnissen des andern Kenntniß erlangen kann, noch durch jene Wissenschaften, welche in den Schulen der Philosophen die übernatürlichen genannt werden." Vor dem Gebote der Allmacht Gottes, der alles thun kann, und bei dem Gedanken an Wundererscheinungen geräth jedoch die kühne Schlußfolgerung ins Stocken, nicht ohne Furcht sucht Tasso seine Conclusion mit der theologischen Auffassung des Wunders in Einklang zu bringen und ruft den Pater Marco an, Gott um di[illegible] bitten, daß er nach Loreto und Assisi pilgern könne. „Indessen", fügt er bei, „wenn Sie mit Ihrer oder eines andern Paters Doctrin mir aus meinem Irrthume helfen können, werde ich Ihnen dafür zu Dank verpflichtet bleiben, und Sie müssen wissen, daß ich Ihnen über die Wunder schreiben wollte, nicht um Sie zu belehren, sondern damit Sie

das Wenige, was ich davon weiß, erfahren, und über das, was ich nicht weiß, mich belehren lassen können."[1]

Während dieses Streitfalls erhielt Tasso Briefe von Cantaneo, worin ihm Stillschweigen auferlegt wird, damit durch seinen Schriftwechsel die wegen seiner Befreiung schwebenden Unterhandlungen nicht gestört werden; man kann sich denken, wie sehr er, der so große Erwartungen an seine Briefe geknüpft und sich schon vorweg an dem Gedanken der Abreise ergötzt hatte, darüber erstaunt war. Seit neun Monaten sah er niemand, mit dem er sich in ein vertrauliches Gespräch hätte einlassen können, und doch hat sein heller Geist all das Ungemach überwunden, ja er untersucht es sogar und beschreibt es auch.

„Wenn zu den innern Wirrnissen sich auch äußere Drangsale gesellen, wie es häufig geschieht, dann überfällt mich wol der größte Mismuth; oft bringe ich keine Briefe zu Wege, zerreiße sie und fange von neuem zu schreiben an, wie es mir mit diesem ergangen ist. Wenn nur das Gepolter aufhören möchte, das wol die gescheitesten Menschen rasend machen könnte; wäre ich gesund, hätte ich eine bessere Kost, nicht eine solche, die meine üble Laune, meine Schwermuth steigert, ich würde mich in allem, was ich unternehme, sicher fühlen."[2]

Man sieht, der Arme suchte sich Gewalt anzuthun, um seine Leiden zu ertragen; drei Jahre hat er es noch ausgehalten.

---

[1] Torquato Tasso, Lettere, II, 161.

[2] Ebendas. (18. October 1581), II, 162, 295.

IV.

Härten des Kerkers. Beruhigung Tasso's.

Nachdem ihm einerseits bedeutet wurde, sich während der Unterhandlungen zu seiner Befreiung ruhig zu verhalten, wird andererseits die Wachsamkeit der Späher verdoppelt, seine Briefe werden fortan eröffnet oder ihm gar nicht zugestellt, die nothwendigsten Bedürfnisse vorenthalten. Er entbehrt noch immer der nöthigen Nahrung und Kleidung, man verabreicht ihm nicht einmal einen Tropfen Wein, obwol er wiederholt um einen stärkenden Labetrunk gebeten; Aerzte werden noch immer nicht zu ihm gelassen; ganz ohne Geld, um sich Medicamente zu verschaffen, wendet er sich an den Bischof von Mondovi und an Mercuriale in Padua. Die Strenge geht so weit, daß man ihm nicht einmal der Heiligen Messe beizuwohnen gestattet; noch mehr! man überläßt es den Verlegern und Buchhändlern, seine Manuscripte für ihre Rechnung in Druck zu legen, und dem unglücklichen Dichter bleibt das Nachsehen, wie andere die Früchte seines Geistes in Gelagen mit Frauen und Rittern verprassen.[1]

Trotz so vieler Schmach und Kränkungen gedenkt er des Versprechens, welches er dem Cardinal Albano gegeben, und schweigt, oder wenn er sich beklagt, sagt er nur, daß die über seinen Zustand verbreiteten Nachrichten von der Wahrheit gänzlich abweichen, und bittet, man möge sich bei Giulio Mosti — einem Neffen vom Geblüt und nicht vom Herzen des Priors von Sant-Anna — erkundigen. Dem Papio, der ihm seine Dienste anbietet,

[1] Torquato Tasso, Lettere, II, 224—572 (1581—1585).

antwortet er, daß, wenn ihn Cesare Brancaccio besuchen sollte, er ihm vieles sagen wird, was er einem andern nicht anvertrauen kann noch darf; für jetzt beschränke er sich, ihm zu wissen zu thun, daß er an Körper und Seele leidend sei und daß er in der Erinnerung an die Vergangenheit sich mit der Gegenwart unmöglich befreunden könne, wol aber von der Zukunft das Beste hoffe.

In allen Schriften Tasso's aus dieser Zeit erkennt man den Menschen, der sich anstrengt, die Prüfung des Schicksals gut zu bestehen; die Briefe haben eine andere Färbung, sie lauten betrübt, der Stil ist kalt, man sieht, er schreibt nur, um sich zu zerstreuen und den zudringlichen Leuten zu genügen, die ihn immer um Gedichte angehen; selbst in den Dialogen merkt man, daß er sich bemüht, seine Gemüthsstimmung zu verbergen; um ja nichts merken zu lassen, schreibt er sogar eine Abhandlung über „das Spiel".

Sonderbarer Fall! Dieser Narr (als solchen verurtheilt ihn, und zwar ohne Berufungsrecht und ohne mildernde Umstände, ein Schriftsteller unserer Tage in der „Nuova Antologia") ist freiwilliger Anstrengungen fähig, sich selbst zu prüfen, seinen Zustand zu untersuchen; und wie kann man behaupten, daß jener kategorische Ausspruch im Namen der Physiologie gefällt wurde?

Die continuirliche Zwangslage, das beständige Abmühen zur Ueberwindung der an ihm verübten Gewaltthätigkeiten, mußten wol die Functionen des immer mehr herabgekommenen Organismus des unglücklichen Dichters wesentlich alteriren, und er konnte sich zuweilen nicht enthalten, seine physischen Gebrechen detaillirt zu beschreiben: sein Unterleibsleiden, das Ohrensausen, das heftige Brausen im Kopfe, so oft er Nahrung zu sich genommen, die

widerwärtigen phantastischen Bilder, die ihn aufregten und am Studiren hinderten, die wirren Träume zur Nachtzeit, die fromme Ekstase, wobei er die Worte des Pater Marco wieder zu vernehmen glaubt; das Gedächtniß war ihm beinahe abhanden gekommen, sodaß er von drei- bis vierhundert Stanzen kaum des letzten, jüngstverfaßten Sonetts sich entsinnen konnte; vertrocknet war die poetische Ader, sein Genie konnte nur langsam und mit großer Schwierigkeit neue Pläne entwerfen.[1] Entsprechend dem so gearteten physischen und geistigen Zustande war der moralische; der Welt überdrüßig, möchte er sich mit ein wenig Ruhe und seinem guten Namen zufrieden geben; er war schlaff und schwerfällig geworden, ohne Selbstvertrauen und voll Mistrauen gegen andere. Das Leben erscheint ihm werthlos, ist ihm zur Last, er wird immer mehr Pessimist, legt die Feder beiseite und härmt sich ab, will sich bald mit dem Tode, bald mit der Liebe abfinden und verfällt endlich in gänzliche Apathie. Und dennoch kann er bald danach wie ein Glücklicher schreiben:

Ma risorgo sovente, ed oso, e spero,
  E tento di raccorre il senno, e l' arte,
  E quel saper, ch' in porto altrui conduce.
E veggendo le merci in mare sparte,
  Ond' arricchir poteva, al mio pensiero
  L' alta virtù, che lodi, ancor traluce.[2]

Er klammert sich nur noch an die Hoffnung auf einen günstigen Erfolg der durch Cardinal Albano eingeleiteten Unterhandlung, dann an die brüderliche Beihülfe des Don Antonio Grillo und der Benedictiner. Grillo war ihm

[1] Torquato Tasso, Lettere, II; Dialoghi, II, 360.
[2] Derselbe, Opere, V, 220.

wirklich ein wahrer und treuer Freund, der ihn muthig vertheidigt, unterstützt und endlich einen förmlichen Kreuzzug durch ganz Italien unternommen hat, um seine Befreiung zu erwirken, der über die Klagen des bedauernswerthen Gefangenen nie unwillig wurde, wie gewisse aberwitzige Herren im Purpur, sondern ihre triftige Berechtigung anerkannte und vertheidigte. Tasso, den manche als einen beständigen Wehklager, als ein Klageweib und unbeständigen Freund darstellen, hatte nie einen Zwist mit Pater Grillo, dem er bis zum Grabe mit liebevoller Verehrung zugethan blieb; der Arme war höchlich erfreut, als er von den Benedictinern etwas Zuckerwerk und Wäsche erhielt, und vollends entzückt über einen ihm vom Freunde gesendeten, sehnlichst gewünschten Smaragd.

So verging das Triennium 1580—1583, welches uns Tasso mit der Ruhe eines Psychologen und Arztes beschreibt. Nichts entgeht seiner Erwägnng und Betrachtung; wenn er irrt oder fehlgeht, bemerkt er es sogleich, forscht emsig nach den Ursachen der äußern Vorkommnisse und sagt uns, wie alles gekommen; immer ist der Verstand sein Führer, und wenn er auch klagt und singt, „daß er sein Leid aus Furcht im Busen verberge", setzt er doch hinzu: „er thue dies, weil er jetzt endlich einen Strahl vom wahren Licht erwarte!" Was wird dieser Mann thun, wenn der wahrgenommene Lichtschein wieder verschwindet, wie das Licht des Fanals bei stürmischer See?

V.

Mysticismus.

Während in seiner Seele, für welche Glauben und Forschen gleichmäßig Bedürfniß waren, so manche Gegensätze einander bekämpften, bemächtigte sich seiner eine gewaltige Sinnesrichtung, welche, alle verwandten Neigungen und Bestrebungen umfassend, allmählich dahin gelangte, den ganzen Menschen zu beherrschen. In den Jahren heitern Lebensgenusses haben ihm Liebe und genossene Ehren ein gewisses ermuthigendes Selbstvertrauen gewährt, welches auf innere Bekümmernisse beschwichtigend einwirken mußte; in Frankreich verurtheilt er die Ascese, dann besingt er neben den Thaten der Christenheit die Schönheiten der Natur und die zarten Affecte verliebter Frauen; nichts deutet auf ascetische Ideen hin. Kaum war er jedoch ins Gefängniß gerathen, so sieht sein Gewissen darin eine Strafe für begangene Fehltritte; ein gewisser Eifer für die Wahrheit drängt ihn, weit über jede Absicht hinaus, ein Generalbekenntniß vor Gott und den Menschen abzulegen. Zugegeben, daß er Gott zum Zeugen seiner Unschuld angerufen, an Ordensobere appellirt, auch von der Philosophie die Lösung mancher Zweifel verlangt habe, an den Glauben aber recurrirt er nicht und spricht selten davon. Seitdem seine Kräfte abzunehmen begonnen und ihm zwei Mönche des Franciscanerordens zur Beaufsichtigung beigegeben wurden, insbesondere seit er einem Pater Marco, der es verstand, das menschliche Gehirn zu verwirren, in die Hände gefallen war, plagten ihn allerlei wunderliche, phantastische Vorstellungen; endlich will er selbst Frater und aus der bestrickenden Gewalt des wunderfertigen hallucinirenden

Paters erlöst werden. Welche Mittel und Wege ihm eingegeben wurden, ist leicht zu errathen, und in der That spricht er seitdem immer vom bußfertigen Pilgern nach Loreto und Assisi, wobei er sich mit Beharrlichkeit einzureden sucht, daß darin das einzige Mittel seiner Rettung liege.

Allmählich schwinden die Hoffnungen; das Wort des Paters Marco wird für ihn ein Autoritätsausspruch. Trostlos über sein Elend und über die Ruchlosigkeit der Menschen sieht er im Geiste das Paradies zu seiner Aufnahme offen, den Betäubten ergreift Bewunderung und Sehnsucht.

Nebst den Franciscanern suchen ihn auch die Benedictiner durch ihren Zuspruch, durch angenehme Geschenke und brüderliche Beihülfe zu ermuntern und überzeugend auf ihn einzuwirken, indem sie ihm die Nichtigkeit des Lebens auf Erden und das sichere Erlangen der Herrlichkeiten des Paradieses durch Gebete in Aussicht stellen; mit diesen schließt er innige Freundschaft, berathschlagt sich mit ihnen, will sie immer um sich haben, sodaß er sich deshalb in einem Schreiben an Cataneo zu entschuldigen sucht, „er habe, nachdem ihm bisher alles misglückte, andere Freundschaften gesucht".

Und nun, welche ängstlich grübelnde und zweifelnde Sinnesänderung, welche glaubenseifrige Schwärmerei, die versunken in religiöse Andachtsübungen vor dem Bilde Gottes, der heiligen Jungfrau und der Heiligen, in Hymnen und Gesängen frommer Begeisterung zum Ausdruck kommt! Die Saite, welche Erminia und Armida ertönen ließ, war gerissen, mismuthig gedenkt der Sänger ihrer Klänge — nur eine Faser ist geblieben, viel zu schwach, um mit dem menschlichen Herzen im

Accord zu klingen. Ein mystisches Gefühl vom Leben und von der Kunst hat sich ihm aufgedrungen; er schreibt „über den Frieden der Seele“ (1584), „vermag ihn aber nur zu finden, wenn er sich in jenes erhabene göttliche Schweigen hüllt, welches alle erlittenen Unbilden beschwichtigt und der Vergessenheit überliefert“. Hätte man ihm den Vorschlag gemacht, zur Zerstreuung einen Maskenball zu besuchen, er würde melancholisch zugesagt haben unter der Bedingung, sich als Pater Panigarola zu verkleiden und der maskirten Gesellschaft in die Ohren zu schreien: „O elende Sterbliche, wie vergeudet ihr euere schlecht erworbenen Reichthümer, womit der Tugendhafte, der Noth leidet, sein Leben fristen könnte!“[1]

Der Mystiker betrachtet das irdische Leben von jenem Standpunkte, welcher am meisten seinem neuen Ideal entspricht. Ein Mönchskloster hält er „für einen herrlichen, glücklichen Ort, wo die Würdigsten wohnen und dort in erhabener Ruhe heilige, beseligende Studien betreiben, deren Früchte sie sammeln und zur Nahrung der nüchternen Seele weiter verbreiten, es ist das Asyl der Auserwählten, wo man den reinen Frieden genießt und von wo aus man in das Himmelreich eingeht.“[2]

Während diese Veränderung in unserm Dichter vorging, scheint sich inzwischen doch sein moralisches Gewissen an der Hand sicherer Grundsätze mächtiger zu regen. Was er früher nur angedeutet, behauptet er nun in entschlossener Sprache, und wenn ja eine Klage über seine Lippen kommt, so ist es die, daß er zu lange temporisirt habe. Er spricht im Namen des Rechts;

---

[1] Torquato Tasso, Dialoghi, II, 140, 159.

[2] Derselbe, Opere, VI, 1 fg.

an Papio schreibt er: „er sei elend, weil die Welt ungerecht ist“, und dem Fürsten von Bisignano erklärt er: „Man will mir Gnade erweisen? Ich nehme sie an, aber man verweigere mir nicht Gerechtigkeit.“[1]

VI.

Treulosigkeit des Herzogs. Leiden Tasso's.

Wir sind im sechsten Jahre seiner Gefangenschaft, es ist Frühjahr, und wiewol er sich in Bitten und Hoffnungen erschöpft hat, will ihm noch immer kein besseres Los erblühen; auch der Herbst vergeht, die Freunde machen fortwährend erfolglose Anstrengungen. Bergamo überreicht dem Herzog Alfons eine antike Inschrift, die er wiederholt zu erhalten gesucht hat; dafür erhält diese Stadt zwar gute Verspechungen, nichts weiter, und obwol der Herzog in Gegenwart französischer Edelleute die Zusicherung gegeben, Tasso bald freizulassen, hielt er trotzdem nicht sein Wort.[2] Für das geringe Zugeständniß, daß man dem Gefangenen manchen Tag etwas frische Luft genießen ließ, mußte er noch härtere Behandlung erdulden.

Selbst seine Freunde sahen sich in ihren Hoffnungen getäuscht und genöthigt, Tasso mit allerlei Ausflüchten zu trösten. Pater Grillo schreibt an Pater Zaniboni, daß er zwar sehnlichst wünsche, Tasso's Befreiung zu erwirken, daß er aber nur schwache Hoffnungen hege, weil

---

[1] Torquato Tasso, Lettere, II, 349, 475, 507, 522.

[1] Serassi, Vita, II, 154.

seine Kräfte nicht gleichen Schritt mit seinem guten Willen halten können; er sagt dies mit lebhaftem Bedauern.[1] Gonzaga befand sich in derselben Lage und erklärt Scalabrino, „daß er noch nicht im Stande gewesen sei, Tasso zu befriedigen, wiewol er sich alle Mühe gegeben, das Beste für ihn zu erkämpfen, doch möge man Tasso nicht mit leeren Versprechungen hinhalten".[2]

Die Versprechungen Albano's und Cataneo's waren in Rauch aufgegangen, nur Costantino verwendete sich für ihn bei Signora Bianca Capello um 25 Dukaten.[3] Unter solchen Umständen ist es wol verzeihlich, wenn Tasso über geringe Theilnahme und Treue seiner Freunde klagt, Widersprüche in ihren Worten und Handlungen hervorhebt und gewissermaßen den Vorwurf fallen läßt, als ob sie ihn nur absichtlich hinhalten und hintergehen wollten; immerhin hat er ihnen dadurch insofern unrecht gethan, daß er die Gründe nicht einsehen wollte, welche seine Freunde nöthigten, in einer anscheinend zweideutigen Art für ihn zu wirken. Schlimmer haben doch diejenigen gehandelt, welche den Jammerausbrüchen eines Unglücklichen, der sechs Jahre lang eine harte und ungerechte Gefangenschaft erduldete, die Berechtigung abgesprochen haben. In seiner Lage war der Gram, der in der Seele und am Herzen nagte, waren die Klagen über namenloses Elend keine Symptome von Verrücktheit; er wiederholte auch nur das, was seine Freunde mit tiefem Leidwesen unter sich sagten.

---

[1] A. Grillo, Lettere, II, 823 (Venedig 1612).

[2] Torquato Tasso, Lettere, II, 344, 503.

[3] Ebendaselbst.

VII.

Controversen mit der Accademia della Crusca.

Es fehlte nicht an neuen Anlässen, daß der Zündstoff leidenschaftlicher Gehässigkeit gegen Tasso, der seit Jahren an dieser Akademie unter der Asche glimmte, in helle Flammen aufloderte. Anfänglich bewegte sich die literarische Opposition, wie wir wissen, auf dem Felde friedlicher Discussion, die Revisoren drohten bisweilen, ohne jedoch die Grenze von Rathschlägen und Vorsichten zu überschreiten; Tasso machte der Sache ein Ende, indem er unbeirrt das Poem in seinem Sinne vollendete. Nun aber, nachdem „Das befreite Jerusalem" in die Oeffentlichkeit gelangt war, brachte der allgemeine Beifall die Neider förmlich in Wuth, und sie beschlossen neuerdings, den Dichter in der öffentlichen Meinung zu vernichten, gleichwie sie den Menschen Tasso ins Verderben gestürzt hatten.

Ich will nicht sagen, daß Herzog Alfons der Urheber dieses böswilligen Anschlags gewesen, doch ist gewiß, daß er, obwol ihm die Dedication des Werks erwünscht war und er dasselbe unter der Hand veröffentlichen ließ, einem Leonardo Salviati, der es in den Koth zu zerren trachtete, Belohnungen und Auszeichnungen zukommen ließ. Die Controversen mit der „Crusca" hatten ihren Sitz in Florenz, aber das Centrum war in Ferrara, im Herzen jenes Siebengestirns sophistischer Rhetoren, die am Sterbebette der italienischen Kunst psalmodirten.

Die Worte Martelli's in dem Dialog „Del Piacere onesto", sowie die Vertheidigung Ariosto's waren nur leere Vorwände, seitdem die wiederholten Beweise von

Anhänglichkeit an das Haus Medici und die dem ferrarensischen Homer gespendeten aufrichtigen Lobreden allgemein bekannt wurden.

Der Grund der Leidenschaft lag zunächst in der verschiedenen Art und Weise, die Kunst darzustellen und die Obliegenheiten der literarischen Kritik aufzufassen; ein gemeiner Materialismus hatte bereits die Geister und die Gemüther entkräftet, welche, der Idealität unfähig, nur für äußere Dinge Sinn hatten. Die Kritiker geberdeten sich, als wären sie die Meister im Universum; für sie war die Bedeutung der Worte gleichgültig, ihre ganze Kunst bestand im harmonischen Bau der Perioden und in Phrasen. Die Literatur ward ein geschäftiger Müßiggang, ihr Endziel war Vergnügen; jedes moralischen Gehalts bar, gefiel sie sich im dreisten, übermüthigen Insultiren; ob die Wahrheit gesprochen wurde oder nicht, daran war blutwenig gelegen; der leere Wortstreit, wobei man sich alles, auch die Lüge erlauben konnte, war das Steckenpferd, auf dem man jeder vernünftigen Erörterung auswich; die Kritiker verfolgten nur den Zweck gegenseitiger Beschimpfungen oder weithin schallender Schmeicheleien, um selbst besonders gelehrt und weise zu erscheinen. Wer sich beigehen ließ, einem von diesen Leuten nur mit einer bescheidenen Einwendung oder Bemerkung entgegenzutreten, der wurde von ihm in hochmüthiger Erbitterung, mit rollenden Augen, zerzaustem Baarthaar und erblaßten Wangen angeschrien: „Ach, Armseliger, Ihr seid ein Dummkopf! [1] Ein Feind des Vaterlandes! Ein falscher, treuloser Mensch!" Und so fort, bis er sich heiser geschrien. Dann wendet er sich an

[1] Firenzuola, Scritti vari (Florenz 1733), I, 10.

das Auditorium und schließt mit den Worten: „Ich verkenne nicht, o meine lieben Akademiker, den Abscheu, den ihr vor diesem Menschen hegt, sei es wegen seines Wankelmuths, seiner heimtückischen Lästerung aller Guten und seines beleidigenden trügerischen Benehmens, oder weil er immer auf Verrath und Empörung sinnt."[1]

Bewunderst du hingegen die tiefe unermeßliche Gelehrsamkeit eines solchen Kritikers, dann wird derselbe, der in Wuth gerieth, wenn einer „chere" statt „chero" geschrieben, dir freundlich erwidern, „dein Wissen habe Berge geebnet, Unmögliches geleistet"; der Feind wird dein Freund; deine Schriften, wenn auch früher verdammt, werden plötzlich „Werke, die Jahrhunderte überdauern müssen".[2] Zur Versöhnung erhältst du die Würde eines Akademikers prämiirt mit einem Heiligenbilde.

Da te, germe di Flora alto e sovrano,
E delle sue corone il più bel fiore,
Onde l' Arno non pur sente l' odore
Ma 'l Tebro, e coll' Eurota anch' il Giordano.[2]

Bei der akademischen Disputation wurden wichtige Principienfragen erörtert, aber die Urheber bedienten sich derselben nur, um ihre persönliche Animosität zu verhüllen; in der That hatte man bei Ausfertigung des ersten Revisionsurtheils erwartet, Tasso werde, sein Verfahren bereuend, sich entschuldigen, und manchem erschienen die Ausstellungen und Glossen der Crusca doch allzu strenge; aber kaum hatte Tasso, statt sich zu entschul-

[1] Alfani, Scritti d' Orazio Rucellai (Florenz 1872).

[2] Torquato Tasso, Opere, XIX, XX; Controversie, II, 87, 169; III. — Aretino, Lettere (Venedig 1637), II, 188.

digen, entgegnend geantwortet, so ward jede Rücksicht beiseitegesetzt, das Mitleid verwandelte sich in Härte, sodaß selbst diejenigen, welche anfänglich die Strenge der akademischen Kritik misbilligten, nunmehr dafür stimmten, daß bei der Fortsetzung der Revision noch schärfer verfahren werde; ja Salviati selbst hat die unverschämte Antwort entworfen, und zwar zu einer Zeit, wo er eben andere Aufsätze über die Dichtkunst schreiben und darin seine wirkliche persönliche Meinung erörtern wollte, die aber seinen Aussprüchen bei Gelegenheit der akademischen Discussionen, wo er an den Lehrmeinungen der andern festhielt, durchaus entgegengesetzt war; bald darauf hat er seine eigentliche Gesinnung mit folgenden Worten angedeutet: „Wäre Tasso auf eine andere Weise vorgegangen, die Medicin würde ihm von der nämlichen Hand gereicht worden sein, die ihn verwundet hat."

Ein Sonett, bombastisch und volltönig nach Art des Don Pellegrino, als Merkmal seiner Genossenschaft mit dem Schwarme vulgärer Dichterlinge, würde genügt haben, damit auch er (Tasso) unter andern ekelerregenden Complimenten den Zuruf vernehme: „Heil dir, göttlicher Mensch, der du, gleich dem Monde, herabkommst, mich zu umarmen!"[1] Tasso war aber nicht aus solchem Holze, sondern er unterzog, sei es, um seinen Vater und sich selbst zu vertheidigen, das Poem einer streng pedantischen Ueberprüfung vom rhetorischen, statt vom Standpunkte eines freien poetischen Aufschwungs, denn wenn er auch sein Werk vertheidigt, er verkannte nicht, daß manche Fehler zu verbessern wären; bei ihrer Betrachtung reflec-

[1] Torquato Tasso, Opere, XX; Controversie, III. — Lettere del Pellegrino e di Leonardo Salviati.

tirt er auf die Classiker des Alterthums und findet es angezeigt, die Einheit der Handlung fester zu knüpfen. Allein die schaffenden Kräfte lassen ihn bei der Ueberprüfung im Stiche; tausend Zweifel treten an ihre Stelle; religiöse Scrupel nehmen Anstoß an den freien Liebschaften, und auch die Schreibart mag zu blumenreich erschienen sein. So ist es gekommen, daß unser Dichter sich für Verbesserungen, dann Aenderungen, endlich für eine gänzliche Umarbeitung des von der akademischen Kritik verworfeneu Poems gestimmt fand.

Es läßt sich denken, welche hochgradige Geistes- und Gemüthsaufregung sich infolge des brutalen Verfahrens des literarischen Areopags unsers Dichters, der so eifersüchtig auf seine Ehre, so empfindlich und reizbar war, bemächtigt habe, welche Kränkung, welche Seelenpein er erlitten, als er Anschuldigungen über sich ergehen lassen mußte, die auch den verworfensten Menschen erröthen gemacht hätten.

Wir wissen, daß die verletzenden Angriffe von Leonardo Salviati, einem Freunde und Lobredner des Poems, herrührten, und was noch mehr ist, daß der Herzog und der Hof von Ferrara davon Kenntniß hatten, ja dieselben sogar prämiirt haben sollen. Nach Serassi's Muthmaßung, welcher, weil evident, alle beipflichteten, wären der Stimmungswechsel und die scharfe akademische Kritik, oder richtiger gesagt das Revisionsurtheil, gewissermaßen der Preis der herzoglichen Gunstbezeigungen gewesen, welche so verschwenderisch ausgetheilt wurden, während Tasso, den man zur Heilung im sogenannten Hospital unterbringen ließ, thatsächlich unter den härtesten Entbehrungen im Gefängniß schmachtete. Wenn es wahr wäre, daß der Herzog aus Eifersucht wegen des Poems

Tasso ins Gefängniß setzen ließ, wie Bak, Capponi, Guasti und andere vermuthen, hätte er denjenigen, welcher das Werk selbst gegen die eigene Intention herabzusetzen sucht, sicher nicht belohnt.[1]

Daß Tasso bei jener Disputation, wie de Sanctis sagt und wir bereis bemerkten, sich immerhin im Unrechte fühlte, mag wahr sein, aber von da ist doch die Verwerfung des Poems ausgegangen, welches der gelehrte Kritiker seit Jahrhunderten bewundert, ein sicherer Beweis, daß in diesem Falle der Verfolgte auf seiten des richtigen Urtheils war.

VIII.

Erneuter Anfall von Mysticismus.

Viele Monate vergingen und aus der versprochenen Befreiung ward eine verlängerte Gefangenschaft. „O, Signor Maurizio!" ruft Tasso aus, „wann wird endlich der Tag anbrechen, an dem ich unter freiem Himmel aufathmen kann, daß ich nicht immer das Ausgangsthor gesperrt finde, selbst wenn ich des Arztes oder Beichtvaters benöthigt bin?"

Der toscanische Gesandte hatte die Erlaubniß erhalten, ihn zu sich zu führen, und Tasso stand den ganzen Tag am Fenster, in der Erwartung seines lieben Costantini,

---

[1] Guasti hat in einer gelehrten Monographie („La Crusca und Tasso") die Akademie vertheidigt, indem er beweist, daß nicht diese, sondern Salviati und andere es waren, welche Tasso verfolgten. — Torquato Tasso, Lettere, IV.

der ihm Trost bringen sollte.[1] Doch nach der Rückkehr in seine Zelle mußte er diesen Tropfen Freude bitter büßen, denn die harte Behandlung dauerte fort; man that ihm alles zum Trotz, um ihn recht in Wuth zu bringen; darüber verbrachte er die Nächte nur in Halbschlaf, von allerlei Visionen geplagt, die ihn mit sich fortgerissen hätten, wenn der Verstand sich nicht ins Mittel gelegt und ihn zurückgehalten hätte.

Im Traume erscheint ihm die Jungfrau mit der lichtstrahlenden Krone auf dem Haupte, sie gewährt ihm ihren Beistand in seinem Schmerze, damit die Seele nicht unterliege im Kampfe; mit Anbruch des Tags gedenkt er dieser göttlichen Gnade und betet kniefällig:

Or sacro questo core, e queste carte,
Mentre più bella io ti contemplo in Cielo,
Regina a te, che mi risani, e scampi.[2]

An der Seite der neuen Liebe sieht er das Bild der ewigen Majestät, welche ihn emporhebt und in die höchsten Mysterien einweiht; Tasso weint, aber nachdem er gesehen, wie der Allmächtige die stolzen Gemüther, die mächtigen Könige, die großen Fürsten demüthigt, vor denen das unterwürfige Volk bewundernd niederfällt, da schlägt er sich die Sehnsucht nach dem festlichen Gepränge und all dem Schmuck der Sieger auf dem Capitol aus dem Sinn und weiht entschlossen sein Herz dem Kreuze:

Alla Croce il mio core io sacro e i carmi,
Ch' è più vittoriosa e grande insegna,
E con lei si trionfa ancor di morte.

---

[1] Torquato Tasso, Lettere, II, 554.
[2] Derselbe, Opere, VI; Rime, IV, 24.

E d' umiltà son le vittorie, e l' armi
Che 'l superbo Pluton paventa, e sdegna,
Aperto il Cielo, e le Tartaree porte.[1]

Unter dem lebhaften Eindrucke dieser gewaltigen Empfindungen geht mit seinem Ideal des Lebens eine wesentliche Wandlung vor; er überträgt Anfang und Ende aller menschlichen Handlungen auf das Jenseits des irdischen Seins. Im Schreiben ruft er Gott an, bei ihm sucht er Tröstung: „Gott weiß das Beste, Gott möge mich erhören, möge es Gott gefallen, daß mir Hülfe werde." Diese Worte wiederholte er von nun an jeden Augenblick. Solche Sinnesänderung unsers Dichters tritt immer deutlicher hervor; er verläßt den Parnaß, langt nach dem Oelzweige des Pilgers statt nach dem Lorber der Musen, und betritt den Tempel Jesu Christi, heilige Lieder singend über das Abendmahl und das Fronleichnamsfest. Die Anschuldigungen gegen das „Befreite Jerusalem" erscheinen ihm nun richtig, wohlbegründet die Kritiken Antoniano's und Flamminio's; vor der Tochter von Nazareth ist jede andere Liebe verwerflich; „es soll daher die Episode Sofronia und alles, was einen Geruch vom Heidenthum hat, beseitigt, ferner viele Zusätze gemacht werden: aus dem Buche der «Stadt Gottes» vom heiligen Augustin, aus der Apokalypse des heiligen Johannes und aus dem Buche «über das Auffinden der Lanze Christi»; auch sei der Erzählungen und der Wunder, die im Alten und Neuen Testamente vorkommen, Erwähnung zu thun". Das neue Werk sollte „wegen seines bedeutenden Inhalts und Umfangs bemerkenswerth werden; zu dem Ende

[1] Torquato Tasso, Opere (1586), VI; Rime, IV, 42, 43.

verlangt er das Werk des heiligen Gregorius, welches von der Hierarchie der Engel handelt, einen Commentar über die Apokalypse und über den heiligen Paulus, sowie die «Neue Abhandlung von den Waffen und Schlingen der bösen Geister», welche der hochwürdige Don Giulio Candiotti von Sinigaglia, Archidiakon des heiligen Hauses Loreto, in Form eines Handbuchs (Enchiridion) redigirt hat."

Zu dieser Umarbeitung des „Befreiten Jerusalem" entschließt sich der Dichter, ohne das Werk, seitdem es im Druck erschien (mit Ausnahme eines kleinen Theils einzelner Gesänge), wieder gelesen zu haben; er macht dies seinem Freunde mit der Versicherung bekannt: alles mit vieler Zuversicht niedergeschrieben zu haben, und bittet ihn, darüber nichts zu verlautbaren.[1] So hat sich sein poetischer Genius ein neues Ideal zu einem neuen Leben geschaffen, welches, die immer bekämpften, niemals überwundenen Tendenzen befestigend, das, was er um jeden Preis zu vertheidigen geschworen, nun als verwerflich niederriß.

Obwol Tasso von der neuen Gestaltung, die er seinen Werken zu geben willens war, nicht ohne Scheu, nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit dem Freunde Kenntniß gab, hat er doch die eingetretene Wandlung frohlockend im Gesange vor der Welt eingestanden:

Già fui tronco infelice in queste sponde,
 Che da radice amara ha doglia e lutto:
 M' innesta or sacro ramo, e dolce in tutto,
 Per divina virtù, ch' in sè nasconde:
E del tuo sangue il santo fiume, e l' onde
 Giungono al cor, quasi terreno asciutto,

[1] Torquato Tasso, Lettere, II, 556—558.

Talch' egli se n' irriga, e novo frutto
Fa di giustizia, e *non sol fiori e fronde.*
Era un deserto ancor l' alma dogliosa:
Or ch' il tuo corpo è l' ombra, e 'l lume un Sole,
Signor, l' hai fatto un Paradiso adorno;
Ove di carità vermiglia rosa,
Ha di pura umiltà bianche viole,
E di sua castitate i gigli intorno.

Und zu der „Jungfrau" gewendet:

„Zu dir nehme ich meine Zuflucht, auf dich hoffe und vertraue ich, weil die Natur und die Kunst meinem hinfälligen Leben keine Hülfe mehr gewähren können."[1]

IX.

Philosophischer Mysticismus.

Während die religiöse Stimmung, der fromme Sinn sich aus der Tiefe des Gemüths emporringen, sehen wir Tasso's geistiges Streben allmählich eine entgegengesetzte Richtung einschlagen. In der Abhandlung „Ueber die Ehe" („Discorso sul matrimonio") entwickelt er mit Sicherheit seine Ansichten über Moralität und in den „Repliken" an Lombardello geht er klar und entschieden vor; nichtsdestoweniger verwickelt er sich, zum Epitaph übergehend, in einer Weise, daß es den Anschein gewinnt, er habe Mühe gehabt, sich selbst zu überzeugen, wiewol schließlich seine Ideen über die Klopffechterei der Pedanten triumphiren. Aber die Mannichfaltigkeit und das

[1] Torquato Tasso, Opere, VI; Rime (27. März 1586), IV, 37. 80.

Contradictorische in allem, was sein Wissensdurst zu erkennen strebte, jagt ihm Angst ein; er zieht sich auf sein Inneres zurück, doch auch da stößt er auf so viel Widerspruch, daß er seinem Gefährten erschrocken zuruft: „Fliehen wir!“ Kaum hat er diese Worte ausgesprochen, wirft ihm die innere Stimme die Frage entgegen: „Fliehen willst du? Trägst du nicht all den Zwiespalt in dir selbst?“ Vergebens ruft er den Beistand der Wissenschaft an, denn sie selbst schwankt hin und her auf stürmischer See! Er sieht in der Ferne den Hafen der Eintracht, in den er einzulaufen sucht, aber bei Wahrnehmung der Gebrechen aller dorthin vor ihm steuernden Fahrzeuge gibt er verzagt diese Absicht auf, und gelangt zu dem Schlusse, „daß es rathsam sei, die Menge der sich aufthürmenden Hindernisse zu fliehen und sich alle menschlichen Gedanken aus dem Sinne zu schlagen. Ja, wenn wir das könnten, würden wir glücklich sein.“[1]

Die Kritik zerstört die Welt, welche die Philosophie aufbaut, und die prüfende Vernunft, wenn sie das, woran Autorität und Gefühl festhalten, nicht zu erkennen vermag, um Zweifel oder Räthsel zu lösen, hat keine andere Zuflucht als Gott.

Dieselbe Verworrenheit zeigt sich in dem Dialoge „La Cavaletta“; er spricht über Poesie und gelangt erst nach langem Schwanken und scholastischen Zweifeln zu einer natürlichen Beurtheilung, indem er die Schlußfolgerungen nach freier Einsicht macht. Es ist nothwendig, daß der Gedanke sich von der Gewalt losmache, die ihn überwältigt. In dem Dialog „Ueber die Eifersucht“ erklärt er, daß die Liebe der würdigste Lohn der

---

[1] Torquato Tasso, Dialoghi, III (Il Malpiglio Secondo).

Tugend und die Gefährtin der Ehre sei; doch ein Jahr später nennt er sie eine Sittenverderberin, die auch ihn verführt hat: „Lassen wir ab von ihr; auch ich habe in meiner Jugend Abgötterei getrieben und nur das Bild meiner Geliebten, ähnlich jenem Minervens, könne mich, so schien es mir, aus der Todesgefahr erretten. Fort mit diesen Abgöttern, mit denen die Welt bevölkert ist!"

Da erheben sich die heidnischen Gottheiten vor seinen Augen; Tasso ist gerührt, sie wiederzusehen, und weil er sie nicht vertheidigen kann, will er sie zur Verherrlichung des neuen Glaubens bewahren; ihm schien es, sie möchten christliche Gottheiten werden, denn er hört sie sprechen: Wir waren mächtige Menschen, für Götter gehalten wegen unserer kraftvollen Wirksamkeit und wegen des hülfreichen Beistandes, den wir den armen Sterblichen angedeihen ließen; unser Reich breitete sich immer mehr aus, und wenn auch im Wechsel der Zeiten trügerische Götter die höchste Stelle in der Religion dem wahren Gotte einräumen mußten; unsere antiken Standbilder werden noch erhalten, wir werden noch in Dichtungen und Reden von berühmten Menschen gefeiert, auch in dieser neuen Sprache besungen, welche, so scheint es, unsere Glorie auffrischt. Selbst im Vatican werden wir als ruhmwürdig geschätzt; so gefiel es der unendlichen Macht desjenigen, der kein gutes Werk ohne die verdiente Belohnung läßt."

Tasso findet die Vertheidigung richtig, und meint, daß ihr auch die Rigorosesten beipflichten dürften, doch konnte er sich nicht entschließen, sie zu acceptiren, denn eine schwere Menge von Idolen dringt sich ihm auf und sucht ihn zu überwältigen. Die im Dialog „Malpiglio" entwickelten Ideen werden im „Cataneo" zu eben

so vielen Idolen, jedes Gefühl, jeder Affect ist ein Idol, welches die Rechte der Gottheit usurpirt und die Seele corrumpirt, die man von solcher Abgötterei rein halten und diese mit der Wurzel ausrotten muß, um durch den Glauben und die Religion Gott ähnlich zu werden. Der neue Weg ist gefunden, die Vernunft und der poetische Genius werden sich darin zurechtzufinden wissen. Man kann „Cataneo" die Einleitung zum „Eroberten Jerusalem" nennen.

X.

Ruhe des Geistes in stiller Betrachtung der Schönheit.

Die Sicherheit im Glauben beruhigte sein erbittertes Gemüth, doch der Vorsatz, sich alle Idole aus dem Sinne zu schlagen, genügte nicht, um das angenehme Gefühl, welches die Schönheit erregt, und die Sehnsucht nach dem zeitweiligen Genusse ihrer süßen Wonne zu unterdrücken; auch das ist ein Idol, wiederholt er betrübt, von dem man sich schwer trennen kann. Wie ein Verliebter huldigt er dem Gedanken, das Idol mit sich ins Paradies zu nehmen, und beinahe schien es ihm, als sähe er hienieden die Strahlen jener herrlichen Leuchte, die ihn anzieht, seine Phantasie folgt ihr und er fühlt wieder die mächtige poetische Inspiration: „O könnte ich das Poem umarbeiten, ruhend auf einer Anhöhe, die das Meer beherrscht, oder am Ufer eines rieselnden klaren Baches oder im erfrischenden Schatten eines Haines; wenn ich im Vatican weilen könnte, versunken in Betrachtungen so vieler Reliquien und Heiligenbilder, da

müßte jede andere unheilige Muse verstummen wie die falschen Götter.“ [1]

Man sieht, daß die ihn umgebenden realen Schönheiten dem Mysticismus, der sich seiner bemächtigt hat, eine mehr natürliche Gestaltung, und seiner Schreibart eine eigenthümliche Färbung gegeben haben. Auch das Weib ist ein Idol, hören wir ihn weiter sagen, welches das Herz des Poeten nicht von sich weisen kann, ja er verwandelt es in ein himmlisches Wesen, in einen Engel Gottes und huldigt ihm. Die Lebenden erhebt er in den Himmel, die Geschiedenen führt er wieder herab auf die Erde, stets schildert er das Weib als ein Wesen, welches die Mitte hält zwischen dem Menschlichen und dem Göttlichen.

Noch ist sein religiöses Gewissen nicht beruhigt; der Cultus der Jungfrau hat sein Herz geläutert, und doch konnte die Kirche mit ihrer Autorität ihm nicht den geistigen Frieden zurückgeben? Vergebens befaßt er sich mit dem Studium der Theologie, um nicht den ganzen Lebensweg im Dunkeln zu wandeln; hätte man ihm ein Schwert in die Hand gegeben, er würde die Ungläubigen bekämpft haben, wäre er nur von den Zweifeln befreit worden, die ihn in einer oder der andern Weise peinigten. Das Wort Gottes hat ihn überzeugt, aber es fehlte ihm noch das Insiegel, die Bekräftigung einer sichtbaren Autorität; kaum hatten jedoch der Papst, hatten die Priester gesprochen, so fühlte er sich durchbohrt vom Dämon des Zwiespalts: er möchte glauben, aber er kann nicht. [2]

---

[1] Torquato Tasso, Dialoghi, III, 211. — Lettere, II, 521.

[2] Lettere, III, 172, 214.

An Leonora von Oesterreich, Herzogin von Mantua, schreibt er in Form einer Botschaft der verstorbenen Herzogin Barbara, welche vom Himmel die Befreiung Tasso's aus der Gefangenschaft erbittet: „Barbara bittet, Barbara fleht inständig, wer kann ihr die Bitte für Tasso abschlagen?“ In einem Schreiben an die Herzogin Lucrezia erwähnt er, daß seine Erinnerung an ihre Gnaden verbunden sei mit der Erinnerung an ihre Drangsale, und als er Marfisa sieht, gedenkt er des Streites über die Liebe und spricht zu ihr in einer Weise, als ob er sie in einen Engel verwandelt finde: „Leben Sie glücklich“, sagt er ihr, „und bewirken Sie, daß mein Elend ein Ende nehme.“

Wenn er an Priester schreibt, so geschieht es mit frommer Ergebenheit, andern Männern gegenüber ist sein Stil kraftvoller, muthiger; den Cardinal Borromeo bittet er, daß, wenn seine ausgestandenen Leiden ihn nicht von allen Fehlern gereinigt haben sollten, er ihm Vergebung gewähren möge: „Sie werden nicht wollen, daß erst der Tod meinem Jammer ein Ende mache, sondern das Mitleid. Schwer ist mein Misgeschick und mich stärkt nur der Gedanke, daß ich allen Gelegenheit gegeben habe, mich zu lieben. Möchten Sie doch, Signor Papio, zu meinem Besten wirken; ich beschwöre Sie darum, bei dem Andenken an meinen Vater und im heiligen Namen Ihrer Freundschaft, Excellenz! Doch ich will nicht weiter, lieber möchte ich wol an Ihren Freuden theilnehmen, als Sie mit meinen Klageu belästigen.“ [1]

Und an Don Cesar schreibt er: „Mein Zustand er-

[1] Torquato Tasso, Lettere, II, 362, 399 (April und September 1585).

heischt nicht Entschuldigung, sondern Hülfe; und warum sollte ich nicht in Ihre Versprechungen Hoffnung und Vertrauen setzen, wofern noch irgendwo in der Welt Treue, Humanität und Willfährigkeit zu finden ist; gleichwol scheint mir alles von Geiz, Grausamkeit und Verrätherei besessen zu sein; ja darin liegt ein Grund zu unerhört traurigem Geschick. Wenn nur Einsamkeit, Trübsinn und Thränen mein Unglück wären, würde vielleicht der hochwürdige Licino Ihnen nicht viel von meinem leidenden Zustand, der Ihr Mitleid erregen könnte, zu erzählen haben; aber außer diesen gibt es noch andere Uebel; das Verlassensein von den Freunden ist wol das größte von allen, und die Gemüthsleiden überragen bei weitem die körperlichen; könnte er Ihnen alle schildern, ich dürfte hoffen, Erbarmen und Vergebung bei Ihnen zu finden."[1] Eine Betrachtung des Lebens preßt ihm den Ausruf ab: „Was für eine neue Wissenschaft, o Gott! ist doch jetzt in der Welt aufgekommen? Wie und von wem wurde sie eingegeben? Doch ich will nicht weiter über diesen Gegenstand nachgrübeln."[2]

XI.

Der allgemeine Unwille bewirkt die Oeffnung des Kerkers.

Gegen so arge Mishandlungen, so viele Unbilden empörte sich das menschliche Gewissen; von allen Seiten,

---

[1] Torquato Tasso, Lettere, II, 495 (Februar 1586).
[2] Serassi, Vita, II. — Manso, Vita (Opere, XXX).

man kann sagen aus allen Weltgegenden, wurden Schritte zur Befreiung des unglücklichen Dichters gethan; der Papst intervenirte unmittelbar, und selbst Don Cesar verlangte, daß man wenigstens aufhöre, den unglücklichen Dichter zu martern; der Herzog von Mantua wendete sich persönlich mit dem Antrage, Tasso zu sich zu nehmen, an Herzog Alfons. Dieser sogenannte großmüthige Fürst blieb unerbittlich bis zum letzten Augenblick, erst als er sich von allen Seiten gedrängt sah, ging er auf jenen Antrag, jedoch mit der Bedingung ein, daß man Tasso nicht einen Augenblick freilasse; er gestand also nur eine Veränderung des Ortes der Gefangenschaft, aber nicht die gänzliche Freilassung zu. Der Herzog von Mantua versprach es zwar, doch sein edles Herz ließ den unglücklichen Dichter doch frei, denn auch ein Wortbruch ist heilig, wenn dadurch einem Unschuldigen Gerechtigkeit wird gegen Tyrannei.

Freunde ließen Tasso zu wissen thun, daß seine Freilassung nahe sei; der Herzog von Mantua, hocherfreut darüber, eilt ihn zu besuchen. Damit die langersehnte Botschaft den Unglücklichen nicht zu sehr aufrege und angreife, verlangt er von ihm zwei Octavreime, um ihn zu zerstreuen, und verspricht, daß er bald wiederkommen werde ihn abzuholen; der sonst so gewandte Dichter brauchte eine ganze Nacht, um sechzehn Verse niederzuschreiben.

Endlich langt die Anordnung seiner Freilassung an; Tasso steht ängstlich am Fenster, seinen lieben Costantini erwartend, der den nach sieben Jahren vier Monaten frei gewordenen Freund am 13. Juli 1586 zu sich in die Wohnung führt. In der Eile des Loskommens vergißt er alle Effecten und Bücher, was leider neuen Stoff zu

Verfolgungen und Rachegelüsten gibt; bald danach geht Tasso mit Vincenzo Gonzaga nach Mantua.

Der Historiker muß bei diesem Befreiungsacte der Treue und des Eifers zweier wahren Freunde des Dichters gedenken: Don Angelo Grillo's und Antonio Costantini's, Secretär der florentinischen Gesandtschaft, seltene Erscheinungen unter so viel Niedertracht. Für den geliebten Tasso boten sie alles auf, mit offenem Visir vertheidigten sie seine Rechte, so wie sie mit seiner Ungeduld alles Mitleid hatten; ihre edeln Herzen wußten sich ganz in seine Lage zu versetzen, sie fühlten mit ihm alle Pein, theilten seine Affecte, verachteten die Gehässigkeit, den Spott und Hohn der Höflinge; ganz Italien haben sie durchzogen, überall Erbarmen und Mitleid angerufen, die Weisheit des Mannes vertheidigend, der von seinen niederträchtigen Feinden für einen Narren erklärt wurde; Zurückweisungen und gegnerischer Widerstand spornten sie zu noch kräftigerm Wirken für den unglücklichen Freund an. Die Hochwürdigsten im Purpur haben anfänglich manchen vermittelnden Schritt gethan, später aber hatten sie für das bedauernswerthe Opfer nur Ermahnungen und Ermunterungen zum Ausharren, denn ihr Herz stand nicht auf gleicher Höhe mit ihrer Würde und die Gerechtigkeit unterlag der Convenienz. Ein einfacher Priester und ein armer Secretär wahrten die Ehre der menschlichen Natur; sie waren es, die den Herzog zu dem schweren Entschlusse nöthigten und die einen Unschuldigen gerettet haben.

Wohl dem, der sich eines wahren Freundes rühmen kann, er wird im Sterben sagen können: „Ich habe die schönste Freude des Lebens genossen!"

Siebentes Kapitel.

Von der Entlassung aus dem Hospital Sant-Anna bis zur Reise nach Rom.

„Von keinem andern Orte können mir bessere Nachrichten zukommen als von Rom."
Torquato Tasso, Lettere, III.

I.

Erste Eindrücke nach der Freilassung.

Man kann sich das Wonnegefühl vorstellen, als Tasso wieder unter Gottes freiem Himmel, in frischer Luft aufathmen konnte: er fühlte sich wie neugeboren. Die Erinnerung an die Jugendzeit, an die genossenen Ehren und Freuden trat zuerst vor sein geistiges Auge, die entzückte Phantasie ergötzte sich an poetischen Reminiscenzen; alles, was er sieht, findet er schön und gut, das Wohnzimmer, die Kost, das Brot, das Obst, die Fische, das Wildpret, den Wein lieblich und pikant, den Fürsten zuvorkommend, freundlich; auch mit der Gesundheit geht es anfänglich besser, zu vollkommener Herstellung consultirt er die berühmtesten Aerzte; seine Freunde ersucht er, für ihn zu beten, und gelobt, bald nach diesem, bald nach jenem

heiligen Orte zu pilgern, um Gott zu danken. Doch es dauert nicht lange, da nimmt das erste Entzücken allmählich ab, die Wirklichkeit läßt manche gehegte Hoffnung unerfüllt und die erregte Phantasie vergrößert immer die Widerwärtigkeiten der Gegenwart; die ärztliche Behandlung mit starken Purgantien und häufigen Aderlässen schwächte und ruinirte ihn vollends, machte ihn unfähig, die Mühseligkeiten zu ertragen, denen er noch entgegenging. In der That ward ihm die kaum bemerkbare Ueberwachung, welcher man ihn unterzog, bald unerträglich, besonders schien es ihm demüthigend, jedesmal, wenn er ausgehen wollte, die Erlaubniß ansuchen zu müssen; endlich wurde es ihm lästig, im Schatten einer scheinbaren Freiheit zu leben, er sehnte sich nach einer ihm besser zusagenden Lebensweise, und meinte: „Hier (in Mantua) ist zwar alles recht schön, aber schöner ist Bergamo.“

II.

Was ist das Leben?

Diese Vorfälle im äußern Leben regen ihn wieder auf, er verfällt neuerdings in Unruhe und Bestürzung, weil auch auf sein inneres Leben allerlei unverträgliche Gefühle und Ideen einstürmen. Wie soll er sich davon losmachen? Je mehr er nachsinnt und ihnen auf den Grund zu kommen sucht, um sie zu beschwichtigen und zu versöhnen, desto furchtbarer wird die Marter; wahrhaftig eine unerbittliche Sphinx!

„Seit Jahren kämpft meine Seele mit den Sinnen, wann werde ich je Frieden haben?“ schreibt er betrübt

an Don Cesar, „O wann werde ich meine Gedanken beruhigen können? Ist es denn noch nicht an der Zeit, und wann wird dies der Fall sein? Ich bin doch der gute Tasso, der theuere, der liebenswürdige Tasso, ich bin aber auch der gemordete Tasso.“[1] Da ist er wieder ins Nachgrübeln über sein Misgeschick gerathen: „Woher mag wol mein Unglück stammen? Von den Verhältnissen der Gegenwart und von den Rückblicken in die Vergangenheit, — ich habe daher Grund, mich über die Welt zu beklagen, die sich nicht mehr um mich bekümmert, sowie über mich selbst, der ich mich über eine immerhin bestehende schmerzliche Thatsache nicht beruhigen kann.“

Neben diesem vergeblichen Abmühen, um Ruhe zu erlangen, plagt ihn der Ehrgeiz, der ihm vorstellt: es sei unpassend, da zu bleiben, wo ihn der Adel nicht wie seinesgleichen behandelt. „Warum hat man dies in früherer Zeit gethan? Ich bin arm, bin krank, aber verdient nicht eine vorzügliche Geisteskraft in Ehren gehalten zu werden? Der Dichter steht doch etwas höher als der Fürst? Ist meine Ansicht irrig, möge man mir die Beleidigungen verzeihen.“ Tasso hielt sich als Dichter zu dem Anspruche berechtigt, daß die Fürsten sich ihm gleichsam unterwürfig zeigen sollten. Und doch kommt ganz das Gegentheil vor, — an wem liegt die Schuld?

Uebrigens war von den Freunden das frühere Zutrauen zu ihm gewichen, nichts ist geblieben als fortwährende fromme Ermahnungen und Ausdrücke des Mitleides. Die Höflinge wußten diesen Stand der Dinge auszubeuten, sie spotteten, höhnten ihn heimlich und öffentlich, und reizten ihn beständig; er duldete, verhielt

[1] Torquato Tasso, Lettere, III, 21, 29.

sich still, um ja keinen neuerlichen Anlaß zu dem verdrießlichen Geschwätze zu geben, er sei wirklich ein Narr; doch sinnt er auf einen Ausweg aus dieser Lage: „Ich möchte frei und unabhängig leben; die Mittel dazu wären durch den Verkauf meiner Werke und die mütterliche Mitgift aufzubringen; also fort von den Höfen, ich will keine Herren mehr!“ — Wohlan! Aber es dringt sich ihm noch eine Frage auf: „Und die Ehre? Durch Rivalitäten und durch deine eigene Vermessenheit, die aus Menschen Götter machen wollte, durch deinen Eigensinn und die freie Sprache im Verlangen von Prämien für Werke, die hier verpönt sind, bist du der Ehre verlustig geworden. Wie und wo ist sie wieder zu erlangen? Ist somit der Freiheitssinn durch die Nothwendigkeit gefesselt, am Hofe zu leben? Was ist also zu thun in diesem Leben, wo alles, selbst die Freude, trübe Seiten hat. Ich fühle bereits, daß ich des Lebens müde bin, bevor ich es genossen habe.“

Betrübt stellt er sich die große räthselhafte Frage: „Was ist das Leben?“ „Pindar sagt: der Mensch sei ein träumendes Schattenbild. Kann man die Menschenwürde mehr herabsetzen? — Wie beschwerlich ist doch das Leben, voll Mühen und Gefahren, an und für sich wenig geeignet, dem Geschicke Widerstand zu leisten. Die Erde und das Meer sind überfüllt mit Uebeln aller Art, und zu dem Schlimmen, das uns täglich heimsucht, gesellt sich schließlich der Tod. Wahrlich, für so viel Leid sind nicht einmal Thränen ein Heilmittel. Wir wandeln alle dieselbe Straße, theils mit trockenen, theils mit thränenfeuchten Augen und stürzen in den perennirenden Strom der Generationen. Den Tod wie das Leben, sagt Heraklit, haben wir von unsern Voraltern überkommen, um

als Schuldner dieser fatalen Verpflichtung an die Natur zu ihnen zurückzukehren. Glücklich sind, die nicht geboren wurden, sie haben nichts zu erdulden von der Gegenwart, nichts zu hoffen von der Zukunft. Was wissen wir? Wonach streben wir? Warum bilden wir uns so viel ein auf unser Wissen, das uns so hochmüthig macht und doch in diesem Leben nur ein Wahn ist? Wenn die Glückseligkeit in der Wissenschaft liegt, und das wahre Wissen erst nach dem Tode zu erlangen ist, so hängt die Glückseligkeit von dem Tode ab. So dachten Sophokles und die Alten. Was haben wir also zu thun? Führen wir ein tugendhaftes Leben und erwarten wir die Stunde, wo die Gottheit für uns kein Mysterium mehr sein wird, wo wir Gott aus unmittelbarer Anschauung erkennen werden, — in welcher Art? Dies zu sagen besitze ich weder den Muth noch die Autorität. Der Mensch muß sich bescheiden, daß er nicht in diese Welt gekommen ist, um ihr Gesetze zu geben, wohl aber, daß er nach den Geboten der Vorsehung leben soll. Wenn es wahr wäre, daß der Mensch sein Geschick selbst schmiede, so würde er sich dasselbe aus Gold oder Wachs, wenigstens aus Holz machen; während er, ein Einsamer unter vielen Tausenden von Mitmenschen, trübsinnig in seine gewohnten süßen und bittern Gedanken vertieft einherschreitet.“ [1]

Solchergestalt erscheint das Problem des Lebens den Blicken Tasso's und verschwindet schnell. Der antike und der mittelalterliche Fatalismus lassen ihn unbefriedigt; von Zweifeln gequält wirft er sich bald in Heraklit's Arme, bald nimmt er Zuflucht zu Gott, wie einer,

---

[1] Torquato Tasso, Lettere (1587), III, 132—145.

der nach Empfang einer ihm unverständlichen Nachricht bald von diesem, bald von jenem Aufklärung verlangt, aber niemand Glauben schenkt.

Verstand und Gefühl waren ohnmächtig, sich über diesen Conflict, über diese Zweifel zu erheben und sie zu bemeistern, welche wie eine verborgene Glut vielmehr den Zwiespalt entzündeten und nichts bewirkten als das Unglück einer großen Seele, eines seltenen Charakters in der Geschichte des Lebens.

Zuweilen behandelt der Dichter die flüchtigen, aber bedeutungsvollen Momente dieses Kampfes — so im „Torrismondo", dessen edles Gemüth sich von der Leidenschaft hinreißen läßt, gegen Ehre und Glauben zu fehlen, dann, von Gewissensbissen gemartert, die Menschen, die Welt und sich selbst zu fliehen, indem er den einzigen Ausweg ergreift, auf den ihn das Leben hingewiesen: den Selbstmord.

Der Philosoph Tasso vermochte nicht den Faden der neuen Ideen festzuhalten, er verlor sich in Grübeleien, Kritiken und Umarbeiten seiner bereits niedergeschriebenen Dialoge; ihm war es nicht gegeben, sich mannhaft dem Verhängnisse zu überlassen wie ein Werther; weder springt er von einem Extrem zum andern, vom Unglauben zum religiösen Hyper-Enthusiasmus wie ein Werner, noch besitzt er so viel Zuversicht im Glauben, daß er diesen durch die Gefühle, welche die Herzen der verjüngten Völker bewegten, als Dichter und Apostel zu beleben gewußt hätte. Im Gegentheil, wir sehen, wie er an der Schwelle des modernen Zeitalters bestürzt innehält, die Antiken und die Neuerer einladet weiter zu gehen, aber selbst furchtsam und unentschlossen, ob er gehen oder stehen bleiben soll, die kühnen Passanten alsbald zurückzurufen trachtet.

Die Begierde, zu wirken, und eine ängstliche Unentschlossenheit zehrten ihn auf; gläubig und doch zweifelsüchtig, von den Gärten Armida's ebenso entzückt wie von einem Leben im Himmelreiche, unfaßlich sich selbst und der Welt, die ihn verspottete und verhöhnte, quälte sich der edelmüthige Unglückliche vergebens ab, eine unmögliche Ruhe zu finden.

III.

Neue Pein, alte Peiniger.

Das Leben in Mantua wurde ihm immer widerwärtiger; der Unabhängigkeitssinn duldete ihn jetzt nicht mehr an einem Hofe; da ging es nur gut solange das Dienen eigentlich ein Herrschen war; er sinnt deshalb auf Mittel und Wege, sich anderswohin wenden zu können, nicht mehr von einem andern Herrn als von sich selbst abhängig sein zu müssen. Auch Dante und Bruno waren in ähnlicher Lage, doch diese besannen sich nicht lange, ließen Amt und Pfründe im Stiche und gingen fort, nur auf sich vertrauend; aber der erste war ein freier Bürger und der zweite war nicht adelig, während Tasso am Hofe wie zu Hause war; in seinen Augen war Trotz gleich Ungehorsam, und da er nicht servil sein konnte und doch der Subsistenz und der Ehre wegen Höfling zu sein sich benöthigt fand, hatte er immerhin Grund, über sich selbst zu klagen. Endlich faßt er den Entschluß abzureisen, doch mußte er schicklichkeitshalber den Herrn des Hauses um die Erlaubniß angehen; wäre sie ihm verweigert worden, er hätte sie sich selbst ge-

nommen. Um nun seinen Entschluß ausführen zu können, richtet er nach allen Seiten hin voluminöse Klagebriefe um Beihülfe: an die Buchhändler, daß man ihm seine Werke bezahle, an die Freunde, daß sie ihm beistehen, an die Fürsten, daß sie ihm zur Ausfolgung der mütterlichen Mitgift behülflich sein mögen; wer es gut mit ihm meine, wolle ihn selbständig leben lassen; aber es handelte sich um das Wo und Wovon?

Dazu kamen noch allerlei andere Belästigungen, die ihn keinen Moment in Ruhe ließen. Wiewol sich niemand zu seiner Unterstützung herbeilassen wollte, drängten sich doch Fürsten, Höflinge, Priester und Leute aus allen Klassen an ihn heran, um von seiner Hand Briefe, Sonette, Madrigalen u. dgl. zu erhalten; jeder wollte, daß sein Name Jahrhunderte überdauere, die Sucht, berühmt zu werden, war damals eine förmliche Manie. Hohe und niedere Persönlichkeiten klammerten sich an den armen Poeten, der ihnen zu dem Ende das sicherste Mittel erschien. Man kann sich denken, daß derlei Zumuthungen unserm Dichter bis zum Uebermaße gemacht wurden, ihm, den man für einen Narren erklärte, wenn er um materielle Unterstützung, um Geld oder Kleidungsstücke zu bitten sich genöthigt fand; wenn er aber die vom Weine erhitzten schwelgerischen großen Herren in hochtönenden Versen zu verherrlichen wußte, da wurde er momentan als ein geistreicher Mann, als ein genialer Poet gefeiert; es gab kein wichtiges öffentliches oder Familienereigniß, keine Vermählung, kein Leichenbegängniß, keine Priesterweihe, wo er nicht um Gelegenheitsgedichte bittlich angegangen worden wäre. Ein anderer hätte solche Anliegen sich endlich vom Halse geschafft, aber dem nachgiebigen rücksichtsvollen Tasso war dies nicht gegeben;

besonders widerwärtig war es ihm, die Freuden von Neuvermählten besingen zu müssen, doch machte er aus der Noth eine Tugend und befriedigte die Eitelkeit der ebenso indiscreten als unartigen Freunde mit Metaphern, Fabeln, griechischen Göttern u. s. w. „Seht, wie peinlich es für mich ist", klagt er oft, „in meiner unglücklichen Lage derart behelligt zu werden." Und in Momenten guter Laune schreibt er: „Dieser gute Bischof hätte lieber nicht sterben sollen, als mir solche Langweile (Abfassung des Trauergedichts) zu verursachen"; dann an Pater Faustin und an Pater Hippolit, zwei Priester, die ihre Seligkeit um Geld hergegeben hätten: „Ich möchte auch gegen euch gefällig sein, aber ich besorge, euch lästig zu fallen, daher berathet euch mit einem Theologen oder mit jemand anderm, der nur pecuniäre Gefälligkeiten kennt." Seinem lieben Freunde Costantini versichert er, „daß er weder undankbar, noch uneingedenk sei desjenigen, der ihm eine Gefälligkeit oder einen Dienst erwiesen, und daß ihn sein Misgeschick hauptsächlich deshalb so schmerzlich berühre, weil ihm dadurch die Gelegenheit benommen sei, den Freunden seinen guten Willen, seine große Dankbarkeit und treue Anhänglichkeit zu beweisen".[1]

Außerdem häuften sich noch andere, nicht geringe Kränkungen. Die Herausgabe seiner in der Eile des Loskommens von Sant-Anna dort zurückgelassenen wenigen Habseligkeiten wurde vom großmüthigen Alfonso als eine diplomatische Frage behandelt, zuerst gänzlich verweigert und später erhielt der Arme durch Intervention mehrerer Freunde nur einzelne Gegenstände zurück, nie alles. Tasso war darüber nicht wenig bestürzt, denn

[1] Torquato Tasso, Lettere, III, 9.

unter den zurückgebliebenen Sachen waren auch theuere Familienandenken, namentlich das Porträt des Vaters, „das ihm so lieb und werth war, wie nur etwas in der Welt sein konnte“.[1]

Auch wegen dieser Fatalität wurde er von seinen Feinden geschmäht: Seht, wegen nichts möchte er, daß die Welt einstürze, so scheint es. In den Augen dieser Leute war also die nothwendigste Kleidung, war ein so kostbarer Gegenstand wie das Bild des Vaters soviel wie nichts; genug an dem, es geht aus allem die Fortdauer der gehässigen Verfolgungen des Dichters hervor. Welches Motiv kann wol den Herzog bei gesundem Verstand veranlaßt haben, einen von aller Welt bemitleideten Unglücklichen unaufhörlich zu quälen?

Was Tasso besonders erbitterte, war die Mishandlung, die ihm betreffs seiner Werke zugefügt wurde. In Venedig, in Florenz, überall hat man dieselben veröffentlicht, ohne ihn davon zu verständigen und irgendwie schadlos zu halten. Doch es kam noch schlimmer, es sind unter seinem Namen Druckwerke in Verkauf gesetzt worden, die gar nicht von ihm herrührten, und die seinigen erschienen dermaßen incorrect und verunstaltet, daß ein Heiliger darüber in Wuth gerathen wäre. Don Licino wußte ihm unter dem Deckmantel der Freundschaft mit Schmeichelworten und Versprechungen alles, was ihm gefiel, herauszulocken, behielt den größten Theil des Erlöses für sich und machte den armen Dichter Blut schwitzen, bevor er ihm nur etliche Dukaten zukommen ließ. Tasso hat sich wol oft sehr scharf darüber ausgelassen, aber es war den Wänden gepredigt, denn niemand achtete darauf.

[1] Torquato Tasso, Lettere, III, 91.

Wiewol in jedem Staate Censurgesetze bestanden und Tasso sich überall das ausschließende Verlagsrecht verschafft hatte, so halfen dennoch alle Reclamationen nichts; früher wollte jedermann seine Werke kritisiren, und nun will jeder ihren Herrn und Verleger spielen, während der bedauernswürdige Verfasser um einen Soldo ansteht, um sich die nothwendigsten Bücher zu kaufen.[1] Zuweilen, wenn er weder mit Güte noch mit Schlimmem etwas ausrichten konnte, verlegt er sich auf den Humor; so schrieb er an Vasalino, welcher die Herausgabe seiner Werke unternommen, jedoch an eine Geldverrechnung nicht dachte: „Ihr werdet eines Tages den Tasso mit einer Flinte in der einen, den Tornister in der andern Hand, mit dem Degen an der Seite und dem Speer auf der Schulter, gleich einem Straßenräuber herumgehen sehen; da nehmt Euch in Acht, falls Ihr nicht früher meinen Zorn zu besänftigen sucht.“

Manche von diesen Leuten, welche die Manuscripte zur Herausgabe ohne sein Vorwissen an sich gezogen, meinten, dem Verfasser damit einen Dienst erwiesen zu haben, denn wer hätte ohne die Verleger den Tasso kennen gelernt? Dem Drucker Baldini in Ferrara, der sich die silberne Tasse, ein Geschenk der Bianca Cappello an Tasso, ohne weiteres zugeeignet hat, schrieb er: „O Herr! Ihr habt mir so viele Versprechungen gemacht und nun wird mir von Euch die Tasse vorenthalten! Was hättet Ihr gethan, wenn es ein Sack voll Thaler gewesen wäre? Schickt mir also dieselbe zurück mit sechs Krystallgläsern, damit ich all den Verdruß, den mir die schlecht gedruckten Werke verursacht haben, in

[1] Torquato Tasso, Lettere, III, 79.

dem Becher der Vergessenheit ertränken kann.“ Doch die Eselsnatur von einem Drucker blieb hartnäckig und war selbst mit Spornstichen nicht in Bewegung zu setzen.[1]

Vom Scherz zum Ernst übergehend, nimmt er sich vor, seinen Betrachtungen über die menschlichen Schwächen in einem Dialoge Luft zu machen und das Muster eines vollkommenen Druckers, der sehr dienstwillig und höflich sein soll, zu schildern.

In einem Schreiben an die Herzogin von Ferrara, worin er erklärt, in seinem geistigen Wirken wahnwitzig zu sein, wie die Leute meinen, fügt er mit feiner Satire bei: „Die sonstigen Uebel sind andern besser bekannt als mir selbst, und der sie kennt, sollte das Heilmittel und dessen Gebrauch anzugeben wissen.“[2]

Aeußerst aufgebracht droht er, nichts mehr zu verfassen, und sich in eine Einsiedelei zurückzuziehen, wann es niemand erwartet.

IV.

Das Himmelreich.

Infolge dieser fortwährenden Gemüthserschütterungen bei andauernder Kränklichkeit verfiel der Unglückliche in einen dahinsiechenden Zustand, verbunden mit Gehirnaffection, Gedächtnißabnahme und beständigem Trübsinn; seine Mattigkeit war derart, daß er nicht mehr als zwei Bogen schreiben konnte; ein düsteres Vorgefühl des

[1] Torquato Tasso, Lettere, III, 188, 193, 194, 197.

[2] Ebendas. (November 1586), III, 89.

nahenden Endes veranlaßt ihn, sich mit dem künftigen Leben zu beschäftigen. Der Rückschlag des physischen Verfalls auf seine Geistesthätigkeit zeigte sich in dem Verluste der Schaffenskraft; seine sonst so lebhafte Arbeitslust beschränkte sich nur noch auf Correcturen vollendeter Werke, und wenn er an einen neuen Entwurf dachte, suchte er in Ermangelung der frühern selbständigen Erfindungsgabe nach Modellen. Der Herzog von Mantua wollte, daß er die Tragödie vollende, und er selbst hegte diesen Wunsch; an die Arbeit schreitend, was thut er? Er verlangt die Werke des Sophokles und Euripides, studirt nochmals Aristoteles und stattet nur den in jüngern Jahren verfaßten Entwurf mit einigen Verzierungen aus. Aus jener Zeit stammen die harmonischen, correcten Verse, nur etliche Stellen sind spätere Dichtung; die lebendige Handlung, die Verwickelung des Dramas gehen in den langen Dissertationen der philosophirenden Personen verloren; auch an den Dialogen, einige wenige von geringem Werthe ausgenommen, wußte er lediglich formelle Correcturen vorzunehmen und etliche theologische Sätze einzuflechten. Sonette und Canzonen lassen erkennen, daß er unfähig war, neue zu schaffen, sondern sich nur mit dem Ausmalen der alten befassen konnte.[1]

Die größte Sorge macht ihm noch immer das „Befreite Jerusalem"; er findet die Dichtung nicht im Einklange mit seinen Gefühlen, sowol der Form als dem Inhalte nach; eine Umarbeitung schien ihm daher vom künstlerischen Standpunkte und im Gewissen geboten. Schon seit einiger Zeit hatte er sich durch historische

[1] Torquato Tasso, Lettere, III, 254.

Forschungen und durch das Studium guter, heiliger Bücher zu dieser großen Arbeit vorbereitet. Diese veränderte Tendenz konnte indeß das Genie zu neuen Schöpfungen im Bereiche der Idealität nicht anregen; es scheint, daß der Intellectus agens im Kampfe mit der freien Inspiration gesiegt habe, weil eben der Verfall der schöpferischen Kraft ihm den Sieg überließ.

In der That sehen wir ihn von nun an ernstlich darauf bedacht, das Poem zu einer vollkommenen Einheit zu gestalten, wobei er sich an eine pedantische Interpretation des Aristoteles hält und ferner alles zu beseitigen sucht, woran die scrupulösen Betbrüder Anstoß genommen; endlich wollte er auch den Rhetoren entsprechen, indem er sich mit richtiger Anwendung von Phrasen abmüht und dabei mehr das Gehör als das Herz zu Rathe zieht. Wenn noch einige schöne Stellen unverändert blieben, so war es der Sophistik jener Zeit zu danken, welche manches Bewunderungswürdige duldete, wenn es mit dem Schleier der Allegorie bedeckt war; im übrigen kein Schwung der Phantasie mehr, nicht mehr jene leidenschaftlichen Ausbrüche, welche jetzt allzu viel die Jungfrau und Jesus Christus um die Herrlichkeit des Himmels anrufen.

Die scholastische Schule war es, welche an die Stelle der gesunkenen Kraft des Dichtes trat, und sich daran gemacht, ein Werk, das sie nicht verhindern konnte, zu verunstalten, in dem Wahne, es zu verschönern; des Dichters Herz war im Erstarren, die Fackel seines Genius im Erlöschen begriffen; nur zuweilen blitzt noch ein Flämmchen schönheitduftender Gedanken auf, wie in einem an Albizi's Gattin gerichteten Trostbrief, ein Kleinod

von Kunst und Philosophie; unter mystischen Anwandlungen und wohlüberdachten Reminiscenzen an die antike Welt ergeht er sich von neuem in Betrachtungen über das Problem des Lebens, sucht die Kümmernisse, die Ungewißheit, die Hoffnungen und Befürchtungen seines Seelenlebens zu deuten, leidet dabei und tröstet sich zu gleicher Zeit. In einem politischen Briefe an Giulio Giordano entwickelt er wahrhaft originelle Ansichten, dem gesunden Sinne und der richtigen Einsicht ohne Sophisterei folgend; die Schule der italienischen Politiker, deren Haupt Macchiavelli, vollführe ihre Tendenz, indem sie bei der Forschung nach historischen und positiven Gesetzen, im Einklange mit der hohen Idealität des moralischen Gewissens, vorgehe. Doch die neue Idee konnte keine bestimmte Form annehmen, ihr Gedeihen blieb zweifelhaft, von unentschiedener Farbe, gleich den Frühlingsblumen, die von der Nässe und der unbeständigen Jahreszeit leiden. Wenn der Intellect da prüfend eindringt, geräth er auf Abwege, weil er, an Vernunftschlüsse gewöhnt, das, was aus der einfachen Natur der Dinge hervorgeht, nicht zu beweisen vermag; er schreitet doch ermüdet fort und gelangt selten auf den Grund des Gedankens, der offen vor seinen Augen leuchtet.

So verging die Zeit, ohne daß sein Geist die ersehnte Ruhe finden konnte; „das Leben hienieden kann sie nicht geben, nur im Paradiese beginnt die Freiheit, im Angesicht des wahren Gottes“; diese Worte hat er oft von den heiligen Vätern vernommen; in den Schriften des heiligen Augustinus fand er die Schilderung der himmlischen Stadt im Gegensatz zu der irdischen; die lebhafte Phantasie des Dichters und seine Vorliebe für mystische Allegorien entwirft sich sofort ein Bild dieses Ideals

einer Stadt und die Umrisse der neuen Dichtung; Rom betrachtet er als das Sinnbild der Stadt Gottes, „dort, unter der Aegide des Vicars Christi, unter den Fürsten der Kirche, erleuchtet von den Lichtstrahlen und dem Glanze der Religion, wirst du zufrieden leben, dort ist der Boden der Freiheit, warum gehst du nicht hin?“ Und in der That schreibt er sofort seinen Freunden, um ihnen den neuen Gedanken mitzutheilen und ihre Mitwirkung in Anspruch zu nehmen; seine Briefe an Cardinal Albano, an Gonzaga und an Monsignore Papio sind voll Zuversicht, um zu zeigen, daß seine Absicht, nach Rom zu gehen, eine ausgemachte Sache sei.

Die Antworten der Freunde, die mit Worten und Rathschlägen nicht kargten, sollten nach seiner Erwartung nicht anders lauten, als: Bravo! Komme zu uns, wir erwarten dich sehnlichst! — Doch welche Illusion! Die Freunde, gewissermaßen erschrocken über diese Mittheilung, als ob es sich um Gott weiß was handeln würde, beeilten sich, unter tausend Vorwänden ihn von seinem Entschlusse abzubringen, und bedeuteten ihn endlich ohne viele Umschweife, ja nicht nach Rom zu gehen, weil er dort schlecht aufgenommen würde. Tasso, der in der Ausführung dieses Vorhabens einen Rettungsanker aus den bisherigen Wirrnissen erblickte, war über die Rathschläge der Freunde nicht wenig betroffen, doch antwortete er ihnen mit aller Ruhe und mit der erneuten Vorstellung, daß seine Lage wirklich eine unverdiente sei; er bittet wiederholt, Rücksicht für ihn zu haben und ihn zufriedenzustellen, er handle aus Liebe zur Tugend und nicht aus Furcht vor Strafe; auch kenne er seine Pflichten und sei dem Herzoge Vincenzio dankbar, aber er sei es müde, immer in Abhängigkeit zu leben, daher mögen ihm seine

Freunde zur Freiheit verhelfen: „Ich bitte Euch, meine Hoffnung nicht zu vereiteln."

Wiewol sich Tasso durch sein Vorhaben manchen Verdruß zugezogen und alles Bitten vergeblich war, bestand er dennoch fest darauf und entschied sich für die Abreise, weil er es für unwürdig hielt, seine Existenz immer nur nach den Anforderungen anderer zu richten und ihnen zu dienen; denen, welche durch Verweigerung der angesuchten Geldunterstützung zur Abreise ihn daran zu hindern glaubten, antwortet er: „Ich werde zu Fuß pilgernd kommen", und er hielt Wort.[1]

V.

Von Bergamo über Loreto nach Rom in das geträumte Sinnbild des Himmelreichs.

Mit Bewilligung des Herzogs von Mantua begibt sich Tasso nach Bergamo, wo sein Vater geboren war und seine liebsten Verwandten lebten; dort besingt er das rührende Wiedersehen:

> Riveder non potrei parte più cara
> E gradita di te, da cui mi venne
> In riva al gran Tirren famoso padre
> Che fra l'arme cantò rime leggiadre;
> Benchè la fama tua pur si rischiara,
> E si dispiega al ciel con altre penne.

Alle Verwandten und Freunde versammelten sich um ihn, jeder wollte seine Gesellschaft genießen, bald da,

[1] Torquato Tasso, Lettere, Bd. III, IV, V.

bald dort ward er zu Mittag oder zu Abend geladen; hocherfreut über so viel Liebenswürdigkeit, bemüht er sich, allen zu entsprechen, um ja nicht unhöflich zu erscheinen. So verlebt er wieder einmal schöne Tage im Kreise von Jugendfreunden und in freundschaftlichen Beziehungen zu den ersten Familien der Stadt; an den Lustbarkeiten der Fiera nimmt er vergnügten Antheil und er wäre gern noch länger in Bergamo geblieben, aber er war nicht unabhängig, er mußte abreisen, weil sein Urlaub zu Ende ging; doch das war nicht das einzige Motiv der Abreise, denn die Idee, nach Rom zu gehen, beherrschte ihn fortwährend, dahin ging all sein Sinnen und Trachten, denn nur dort glaubte er eine bessere Gestaltung seiner Verhältnisse gewärtigen zu können. Gerade um diese Zeit starb jedoch Herzog Wilhelm von Mantua und infolge dessen eilt Tasso in den letzten Tagen des August an den Hof nach Mantua zurück.

In der Zwischenzeit bewirkte Pater Angelo Grillo, dem des Freundes Wohl ernst am Herzen lag, und dem es darum zu thun war, ihn von dem Hofleben loszumachen, daß Tasso von der Stadt Genua ein Lehramt angeboten wurde. Er behielt sich jedoch vor, diesen Antrag, womit ihm das Mittel gegeben war, sein Streben nach einer unabhängigen Existenz zu realisiren, vorerst noch zu überlegen, weil ihm, eingedenk der vielen Unannehmlichkeiten, welche die Unterhandlung mit dem Fürstenhause Medici verursacht hatte, wieder allerlei Bedenken und Zweifel aufstießen; und welchen Werth hatte die genueser Akademie in den Augen desjenigen, der kein anderes Ziel vor Augen hatte als die Gnade Seiner Heiligkeit?[1]

---

[1] Torquato Tasso, Lettere, III, 263.

Indessen treten bedenkliche Fieberanfälle und Rückfälle in seine sonstigen Leiden ein und mit diesen Melancholie und wunderliche Phantasien; die Krise steigert seinen Unmuth und das begreifliche Drängen nach Luftveränderung, die ihm allerdings nöthig war. Das Gelübde der Wallfahrt zur Madonna in Loreto mußte gelöst werden, um fromm und gut zu leben und selig zu sterben; nichts konnte ihn mehr abhalten, entschlossen verläßt er Mantua und schlägt allein, ohne Geld, zu Fuß den Weg nach Bologna ein. Bei seiner Ankunft daselbst nehmen ihn die Freunde Costantini und Rossi in Empfang, eine prächtige Wohnung wird ihm angeboten, doch er dankt für den freundlichen Antrag; kein menschliches noch so gütiges Anerbieten konnte ihn von seinem Vorhaben abbringen, das in seinen Augen eine göttliche Mission war; er umarmt innig seinen lieben Costantini, drückt dem Freunde Rossi die Hand, und um nicht schroff zu erscheinen, nimmt er bei dem einen das Mittagsmahl, bei dem andern das Abendessen ein, von einem längern Aufenthalt wollte er nichts wissen. Obwol arm, ein Bettler, lehnt er doch reichliche Geschenke ab, keine andere Sehnsucht fühlend als die, sich der Jungfrau zu Füßen zu werfen, vor ihr sein Herz auszuschütten, von ihren unvergänglichen Lippen tröstliche Gnade zu vernehmen.

In diesem frommen Sinne verläßt er die Freunde und pilgert nach Loreto. Dort, in diesem Heiligthume, muß etwas Uebermenschliches walten, wenn ein Cartesius nach langen philosophischen Speculationen aus Frankreich nach Loreto kam, um seinen Geist und sein Herz zur Höchsten zu erheben, und wenn viele Jahre später Friedrich Werner, der unruhige, doch eminente Dichter excessiver Gemüthserregungen, der Mann der Zügellosigkeit und des

Apostolats, nachdem er die halbe Welt durchzog, zur Begrüßung der Königin des Himmelreichs sich ebenfalls dort einfand,[1] wo früher der große unglückliche Sänger Tasso, von frommer Sehnsucht angetrieben, von religiösen Empfindungen überströmend, kniefällig betete: „Unter furchtbaren Stürmen auf weitem Meer hast du, o heiliger Stern, mich in den sichern Hafen geleitet; vertrauensvoll bin ich deinem herrlichen Glanze gefolgt und trete, beladen mit schwerer Schuld und Schmach, in deine niedrige Hütte ein. Und du, meine Seele, fliehe die irdischen Abgründe und beweine die vergangene Zeit, wo ich in meiner menschlichen Schwäche über Olymp und Ossa nachdachte.

„Mein Geist, bisher von irdischen Dingen niedergehalten, erhebe dich und betrachte das kleine Haus der Engel, welches Maria und Jesus beherbergte; und ihr meine Augen, die ihr auf den Bergen, auf den Meeren und in den Gräbern begierig nach Wundern geforscht habt, heftet euern Blick auf dieses Werk himmlischer Demuth, vor welcher die Kunst und die Macht der Fürsten sich beugen. Und du, o Jungfrau! lenke meine Feder, welche der Eitelkeit fröhnte und dem Irrthum, nimm gnädig auf den geänderten Gesang; verschmähe nicht meinen schwerfälligen Griffel, doch wenn meine unreinen Lippen nicht würdig sind, dich zu verherrlichen, dann wandle mein Lied in Thränen um. O Königin des Himmels, Jungfrau und Mutter! Meine Thränen sollen mich von schweren Sünden reinigen, damit ich durch dich mich aufrichten und aus dem schuldbeladenen irdischen Pfuhle erheben kann hinauf zum Lichte, wo die Sterne kreisen, um deine Herrlichkeit zu preisen!“

---

[1] G. Mazzini, Opere, II, 338.

Dies ist die Poesie seines Herzens nach tausend Enttäuschungen, da ist keine Künstelei, aber Leben und Schönheit:

O Regina del Ciel, Vergine e Madre,
Col mio pianto mi purga,
Sicch' io per te risurga
Dal fondo di mie colpe oscure ed adre,
E saglia ove tua gloria alfin rimiri
D' esto limo terreno,
Su nel sereno de' lucenti giri.

Damit hat Tasso von der Welt Abschied genommen; ein neues Ideal zog ihn an, und wenn nichts anderes, jene Hymne einer religiös=schwärmerischen Seele gibt es zu erkennen. Die Läuterung, die sich vielfach und seit langem angekündigt, ist eingetreten, er geht nun nach Rom, um das Werk zu vollenden, und wir treten in eine neue Periode seines Lebens.

Achtes Kapitel.

Torquato Tasso in Rom.

> Was soll ich von jenen sagen, welche — uneingedenk der antiken Tugenden — sich dem verwerflichen Müßiggange ergeben, ihre Reichthümer verprassen und ihr Leben durch sinnliche Genüsse zu Grunde richten?
>
> Camoens, Lusiaden.

I.

Eindruck Roms auf große Seelen.

Die Zustände und Verhältnisse in der heiligen Stadt erfüllten das Gewissen der Gläubigen mit Widerwillen und Betrübniß; auch Dante, der das römische Treiben aus der Ferne beobachtete, fand es durchaus widerstrebend dem Ideale des Evangeliums, erzürnt spricht er den heftigsten Tadel aus und erklärt als strenger Richter die drei Päpste seiner Zeit den ewigen Strafen verfallen;[1] er wäre noch weiter gegangen, hätte ihn nicht die Ehrfurcht vor den Himmelsschlüsseln abgehalten.

---

[1] Dante Allighieri, Divina Commedia: Inferno, Ges. XIX; Paradiso, Ges. XI, XII, XVII.

Zwei Jahrhunderte später hat Girolamo Savonarola, nicht minder aufgebracht, wiederholt ausgerufen: „Wenn man doch diese gewaltigen Fittiche brechen könnte.“[1] Dem religiösen Luther gab die Erbitterung gegen die römische Hierarchie den ersten Anstoß zur Reformation, und es vergehen noch weitere Jahrhunderte, da schreibt Châteaubriand, der Poet des „Génie du Christianisme“, voll Betrübniß über den Verfall der römisch-katholischen Religion, an einen Freund: „Sie haben keine Idee von der Sittenlosigkeit und dem Unglauben, die in diesem Lande herrschen.“[2] Der immer Liebe und Enthusiasmus bedürftige Giacomo Leopardi, ergriffen von den Schändlichkeiten Roms, weint am Grabe Tasso's bittere Thränen, fleht um seines Vaters Fürbitte bei Gott und um seinen Segen.[3] Goethe wiederholt den Ausspruch der alten venetianischen Gesandten: „Der Kirchenstaat erhält sich, weil ihn die Erde nicht verschlingen will“, während der fromme Rosmini „die fünf Wunden“ der Kirche beschreibt und mit dem Hasse gegen die Jesuiten aus dem Leben scheidet, unter dem Verdachte, vergiftet worden zu sein. So haben die Zustände in Rom durch eine Reihe von Jahrhunderten die Gläubigen geängstigt und erbittert, die Schwankenden empört und entfremdet.

Konnte sich Tasso diesen Eindrücken entziehen? Und wie zeigte sich die ewige Stadt den Blicken desjenigen, der so begierig war, das leibhafte Sinnbild der Stadt Gottes, das Modell für die neue Dichtung mit eigenen Augen zu schauen?

---

[1] Villari, Geschichte Savonarola's (Leipzig 1868), Bd. I.
[2] Villemain, M. de Chateaubriand (Paris 1858), Bd. I.
[3] Leopardi, Epistole (Florenz 1849), Bd. I.

II.

Der römische Hof zur Zeit unsers Dichters.

Man kann Rom, schreibt Mocenigo, die Welt im Kleinen nennen: „Dort kann jedes wie immer geartete Thun und Handeln, das tugendhafte wie das lasterhafte, Veranlassung und Gelegenheit geben, daß die Menschen zu hohen und wichtigen Stellen und Würden gelangen; dem niedrigsten Stande anzugehören ist kein Hinderniß; ich kenne einen Cardinal, der Küchenjunge war, und von zwei andern sagt man, daß sie Söhne des Papstes Paul III. sind.“[1] Soranzo sagt, daß Pius IV. durch den großen Aufwand, den er machte, Papst wurde, und nach Tiepolo hat Pius V. seinem Günstling Alessandrino die Cardinalswürde verliehen, einem Manne, der nicht einmal zum Secretär geeignet war. Dies alles konnte man erreichen, ohne irgendwelche Fähigkeiten zu besitzen, ja selbst durch einen schlechten, lasterhaften Lebenswandel; kurz es herrschte die Gunst des Zufalls, das blinde Glück, welches denen am meisten hold war, die bei einem Cardinal, der Papst wurde, im Dienst oder bei seinen Verwandten in Gnaden standen; daß die Päpste bei ihrer Gunst und Protection auf moralische Eigenschaften keine Rücksicht nahmen, geht aus der Thatsache hervor, daß sie solche auch Mördern und Leuten jeder Sorte zuwendeten.[2] Cardinäle von gemeiner Herkunft hatten übrigens mehr Aussicht, Päpste zu werden, weil die adeligen Cardinäle aus Neid minder geneigt sind, ihre Stimme bei

---

[1] Relazioni degli Ambasciatori veneti, Serie II, Bd. IV, S. 36.

[2] Ebendas., Serie II, Bd. IV, S. 32, 36, 50, 176.

der Papstwahl einem Collegen ihres Standes zu geben. Nur Egoismus und die Sucht, Glück zu machen, führt die pfiffigsten, gewandtesten Leute nach Rom; kein edler Gedanke, sondern das leidige Interesse zieht die meisten dahin, deshalb erklärte jeder Gesandte, daß er nichts Gewisses berichten könne, weil alles nur vom Zufall abhänge.[1]

Wiewol nichts heiliger sein sollte als das Heilige Collegium, so war doch, mit einigen unbedeutenden Ausnahmen, das materielle Interesse der einzelnen Mitglieder und meistens jenes ihrer Partei vorherrschend. Jeder trachtete Papst zu werden, und hatte einer keine Aussicht, Papst zu werden, so pactirte er, um gute Preise für seine Stimme zu erlangen, und Priuli bezeichnet die große Anzahl von Prätendenten treffend mit den Worten: „Es gibt viele papable Gegenstände." Vorgerücktes Alter ist eine besonders empfehlende Eigenschaft für die Wahl, denn ein Papst, der ein Lustrum überlebt, wird unausstehlich, und als Gregor XIII. mit seiner Langlebigkeit die gehegten Hoffnungen der Cardinäle täuschte, ging das Motto des Cardinals von Trient: „Habemus Papam negativum" von Mund zu Mund. Die meisten Cardinäle stimmten nach dem Willen jener Fürsten, welche am besten zahlten; mehr als sechs Cardinäle erklärten dem Dolfin ganz offen: sie hätten dem Könige von Frankreich zu wissen gethan, daß, wenn er ihnen nicht binnen vier oder sechs Monaten Geld schicke, sie ihre Stimmen anderweitig vergeben würden; andere Cardinäle beklagten sich darüber, daß der Doge von Venedig viel Geld der Türken wegen verschwende, er soll

[1] Relazioni degli Ambasciatori veneti (1581), Serie II, S. 279, 307, 323.

es lieber ihnen zukommen lassen, da sie ihm in manchen Gelegenheiten nützlich sein könnten. Der Schacher nahm derart überhand, daß Rom dadurch in den Augen der Welt vollends in Miscredit gerieth, und daß die auswärtigen Mächte, welche sich von jenen Cardinälen, die von zwei Seiten Geld angenommen, hintergangen sahen, vom Stimmenkaufen abließen. Aller Sinn für Moral war erloschen, keiner traute dem andern und alle suchten sich wechselseitig zu hintergehen.[1] Papst Pius IV. war scheinbar dem Heiligen Collegium geneigt, thatsächlich aber nicht, und die Cardinäle ihrerseits zeigten ihm wenig Liebe, sie fürchteten und achteten ihn aber sehr.[2] Pius V. äußerte oft misfällig, daß es in Rom an ehrlichen Rathgebern fehle, und Clemens VIII. erklärte freimüthig, daß ihm die Cardinäle verdächtig erscheinen und daß er sie für interessirt halte; dennoch galt diese Körperschaft wegen der großen Gewalt der Kirche zu jener Zeit für eine internationale Macht, die nicht selten einen bedeutenden und entscheidenden Einfluß auf die Angelegenheiten Europas übte, während sie doch nur Mäklergeschäfte mit der Staats- und Kirchengewalt und mit der Gerechtigkeit trieb, der leichteste Weg zur Erreichung jedweder wie immer gearteten Absicht.[3]

Es genügt, einen Blick auf das Conclave zu werfen, um zu sehen, bis zu welchem Grad von Verdorbenheit man gelangt war. Die erhabene Aufgabe, den Stell-

[1] Relazioni degli Ambasciatori veneti, Serie II, Bd. IV, S. 185, 323.

[2] Ebendas. (Relazione Soranzo, 1565), Serie II, Bd. IV, S. 129.

[3] Ebendas. (Relazione Paruta, 1595), Serie II, Bd. IV, S. 441, 362, 365. — (Relazione Dolfin, 1598), Serie II, S. 478.

vertreter Gottes und den Vater der Menschen zu wählen, ward zu einer wahren Interessencombination, deren Ausgang nicht abzusehen war; das Conclave sollte eine Absperrung von der Außenwelt sein, aber jeder hatte so viel Dienerschaft als er nur wollte, hielt Zusammenkünfte und Colloquien mit Personen von auswärts, expedirte Briefschaften, kurz jeder that was er wollte; jedermann in Rom wußte davon, und wer sich darüber aussprach, dem lachten die Cardinäle ins Gesicht, und um nur etwas zu erwidern, sagten sie: „Richtig, wir werden das Nöthige vorkehren!"

Die Mahlzeit beschränkte sich keineswegs blos auf ein Gericht, sondern nach drei Tagen wurden alle erdenklichen Speisen und Weine ins Conclave getragen, wo die Cardinäle große Gelage abhielten. In seiner Relation über diese Ausschweifungen fügt der venetianische Gesandte bei: „Es sei unter solchen Umständen nicht zu verwundern, wenn in allem und jedem das gerade Gegentheil von dem geschah, was vorgeschrieben, und daß das Conclave zur Wahl Pius' IV. das längste und leichtfertigste war, welches man kannte. Dieses «Heilige Collegium» ist also weder fromm noch heilig gewesen und wurde in allem einerseits von dem Willen der Fürsten, andererseits von den Privatinteressen der Cardinäle beherrscht. Man hat nie gehört, dieser oder jener wird Papst, weil er ein religiöser, gelehrter und guter Mann ist, aber wohl hieß es oft: der wird es nicht, der ist viel zu scrupulös in Religionsangelegenheiten."

Paruta und Dolfin erzählen: „Cardinal Sanseverino sei deshalb fallen gelassen worden, weil er in dem Rufe stand, ein Feind der Laster zu sein, denn jeder Cardinal wollte nur einem Gesinnungsgenossen seine Stimme geben;

auch hörte man immer sagen: derjenige wird Papst, dem Frankreich und Spanien die Stimme geben.“[1]

Nicht anders ist man vorgegangen, wenn es sich um sonstige große Fragen der Christenheit gehandelt hat.

In Sachen der Reformation und der Nationalconcilien berief Rom, um sein Prestige nicht zu verlieren, das Concil nach Trient, aber kaum zusammengetreten, suchte man es bald aufzulösen. Es herrschte allgemeines Mistrauen und der schwerkranke Cardinal Capri bat Gott inbrünstig um die Gnade, ihn zu sich zu nehmen, damit er nicht Roms Leichenbegängniß erleben müsse; Cardinal Morone erklärte dem venetianischen Gesandten, er gehe sorgenvoll und verzweifelnd nach Trient, indem für die katholische Religion nichts zu hoffen sei; auch andere Cardinäle beklagten dasselbe Uebel, für welches kein Heilmittel zu finden war. Pius IV. versuchte diverse Methoden, die Gefahr zu bannen, vor allem trachtete er, alles in die Länge zu ziehen und hinzuhalten, bis der Kaiser Innsbruck verlassen hätte, dann sollte es den Anschein haben, als ob die Auflösung des Concils lediglich wegen Verschiedenheit der Meinungen und keineswegs auf directe Einwirkung Roms erfolgt wäre.

Sollte irgendeine wichtige theologische Frage entschieden werden, so handelte es sich nicht darum, ob die Schlußfassung, auf göttliches Recht fußend, der Christenheit nützlich wäre, sondern es wurden nur die Kanonisten in der Richtung gehört, ob die Consequenzen irgendeiner Schlußfassung nicht etwa dem Apostolischen Stuhle nachtheilig werden könnten. In gleicher Weise

[1] Relazioni degli Ambasciatori veneti, Serie II, Bd. II S. 42, 63.

ist man vorgegangen, als Monsignore Caro einen Ausgleich mit dem häretischen Könige von Navarra zu Stande zu bringen hatte: es wurden nicht Theologen berufen, um mit Gründen darzuthun, daß die katholische Religion die wahre und gute sei, sondern man hat die gewandtesten Unterhändler beauftragt, dem Könige bemerkbar zu machen, daß die Begünstigung der katholischen Religion für ihn vom größten Vortheil sein würde, auch wurde ihm zugesichert, daß, im Falle ihm der König von Spanien Sardinien nicht abtreten wollte, ihm Avignon sohin nicht entgehen werde. Nicht anders benahm sich Clemens VIII. in seinen Beziehungen zu Frankreich und Spanien. Der unparteiische und scharfsinnige Kritiker Paruta schreibt: „Die Interessen der Christenheit wurden oft, wie speciell die Unterhandlungen mit Frankreich gezeigt haben, nur nach dem Parteiinteresse und nach den Ränken des Pontificats beurtheilt und behandelt, und jede Action, die zur Zeit am römischen Hofe vor sich ging, hatte diese Grundlage, diese Tendenz dermaßen, daß der Papst selbst sagte: «In Rom wird nur Ein Geschäft angelegentlich betrieben, nur auf Eins alle Aufmerksamkeit gerichtet, das ist die Praktik des Pontificats.»“

In der Civiladministration bot sich ein nicht minder trauriges Bild dar; der Misbrauch war Gesetz, und wenn auch Pius V. eine Remedur versuchte, Sixtus V. und Clemens VIII. schraubten alles wieder auf den frühern Standpunkt zurück, sodaß Paruta im Jahre 1595 dieselben Uebel beklagt, welche Soranzo 32 Jahre früher, 1563, genau beschrieben hat. „Ich muß sagen“, bemerkte letzterer, „daß in Criminalsachen wol gegen arme Leute eine strenge und prompte Justiz geübt wird, gegen reiche aber, die Geld spendiren können, wird die Justiz in einer

Weise gehandhabt, daß es schlechter nicht mehr möglich ist, denn alle in Rom und im Kirchenstaate begangenen Verbrechen, insofern es nicht gewisse Kapitalverbrechen sind, können auf Verordnung der Päpste und der obersten Gerichte mit größern oder geringern Geldsummen, je nach Beschaffenheit des Falles, in der Weise beglichen und abgethan werden, daß die von den Schuldigen einzuzahlenden Ablösungsbeträge, Compositionen genannt, als regelmäßige Staatseinkünfte vorgeschrieben wurden, ein Vorgang, der wol äußerst befremdlich erscheint, und wovon kaum irgendwo etwas Aehnliches zu finden sein dürfte." Hierzu bemerkt drei Jahre später ein anderer Gesandter, „daß diese Methode, mittels Compositionen Verbrechen zu sühnen, das heißt, sich mit der Gerechtigkeit durch Geld abzufinden, manche hochadelige Familie des Kirchenstaates zu Grunde gerichtet hat"; und 26 Jahre später gelangt Paruta zu der Schlußfolgerung: daß der Kirchenstaat nicht vermöge guter Institutionen und solcher innern Einrichtungen, auf welche sich andere Staaten stützen, aufrecht besteht und sich erhält, sondern nur deshalb, weil niemand gegen ihn etwas zu unternehmen wagt.

Die Bürgerschaft Roms, wenn man sie überhaupt so nennen kann, ist nicht minder den Lastern verfallen. Verschwunden ist der antike Stolz des Adels, der nun seinen aufgehäuften Reichthum, sein Hab und Gut in luxuriösem Wohlleben und Ueppigkeit vergeudet; zu Grunde gerichtet und mit Schulden überlastet, sucht er sich durch Intriguen, im Bunde mit der Priesterschaft, auf dem Oberwasser zu erhalten, und verkauft sich sozusagen selbst nach den jeweiligen Marktpreisen. Einige Päpste, wie Pius IV. und Clemens VIII., waren zwar bemüht, durch ihr Beispiel der Verderbniß Einhalt zu thun, allein ihre

Mittel hatten nur die betäubende einschläfernde Wirkung des Chloroforms. Auch die Cardinäle schienen sich einzuschränken, theils infolge der strengern Disciplin jener Päpste, hauptsächlich aber weil die bedeutenden Renten, welche sie aus Frankreich und Deutschland bezogen, verloren gingen; nichtsdestoweniger konnte man sich durch einen Einblick in das Innere ihrer Paläste überzeugen, daß sie mit der Farbe der Moralität nur leicht übertüncht waren. Clemens VIII. gab sich zwar, wie Pius IV., den Anschein, ein frommer, sittenstrenger Papst zu sein und tadelte den Luxus seiner Neffen auf das heftigste, aber wenige glaubten, daß es ihm Ernst sei; übrigens schreibt Paruta im Jahre 1559: „Der Luxus, welcher jetzt in Rom herrscht, ist ganz außerordentlich und noch größer als früher."

Hinter dem wüsten Treiben der Aristokratie steht das in Finsterniß und Elend versunkene, verlotterte Volk, welches durch die Noth mit allen ihren Calamitäten, Theuerung und Pestilenz, derart herabgekommen und zu jeder selbständigen Arbeit unfähig geworden ist, daß man sich das Unglaubliche erzählt: die Leute hätten sich selbst, um ihr Leben zu fristen, nach dem Ruin der Colonna, zur Zeit Eugen's IV., als Sklaven verkauft und, wenn das nicht half, sich auf Beutelschneiderei und Räuberei verlegt. Dieses verworfene Volk hielt alles für erlaubt und ward überdies durch die glänzende Laufbahn einiger Individuen aus seiner Mitte dreist und übermüthig gemacht, ja wahrhaft kühn in den schändlichsten Handlungen, worunter der Verkauf der Gattinnen und Töchter nicht die geringste war. Indessen blieben die fruchtbaren Grundstücke unbebaut, die Genueser verließen die Lavorentien, weil ihnen gar keine Sicherheit geboten werden konnte; niemand

rührte sich. Die Corruption war von oben in die Tiefe gedrungen, und die Menge wartet, in der allgemeinen Unzufriedenheit, auf das Ableben des jeweiligen Papstes, nicht etwa weil man auf eine Besserung der Lage hoffte, sondern um bei dieser Gelegenheit Glück zu machen; dahin zielten die vorbereitenden Bestrebungen vieler angesehenen und wohlhabenden Familien, wobei Vater, Mutter und Brüder, immerhin mit einiger Beobachtung des Anstandes, übereinstimmend handelten.[1]

Die Päpste, welche zu dieser Zeit an der Spitze einer so verkommenen Gesellschaft standen, hatten das Bewußtsein ihrer intellectuellen und moralischen Superiorität, sie handelten daher soviel sie konnten nach eigener Eingebung.

Dem scharfsinnigen Ranke ist es entgangen, bei diesen Menschen den innern Conflict der Ideen und Gefühle, der allen Großen jener Zeit gemeinsam war, hervorzuheben. Sie kannten die Gefahren der Kirche, fühlten die Macht der Reformation und hatten auch das Einsehen, daß man, um sich dagegen zu wehren, moralisch und intellectuell sich ändern müsse. Aber sie erblickten in den herrschenden Misständen die Größe des Katholicismus, die sie für unwandelbar hielten, sobald sie darangingen, die Nothwendigkeit von Neuerungen zu prüfen. So waren sie immer im Kampfe mit entgegengesetzten Tendenzen, warfen sich heute den Jesuiten in die Arme, schlossen sich morgen den Gallikanern an, und drückten einem Olivarez mit derselben Innigkeit die Hand wie dem Herzoge von Luxemburg, verdammten heute, dem sie gestern ihren Segen spendeten. Was half es, wenn sie auch einen

[1] Relazioni degli Ambasciatori veneti, und Muratori, Annali, Bd. X.

edeln Charakter besaßen und sich gegen die allgemeine Corruption stemmen wollten? Vergebens suchten sie aufrecht zu stehen, der wilde Strom des Verderbens riß sie mit sich fort; sie befanden sich im Kriegszustande, und wollten sie das Uebel mit der Wurzel ausrotten, es wäre nöthig gewesen, sie hätten den Carabiner ergriffen und niedergestreckt, wen sie retten sollten.

Wie schwankend und unsicher in jeder Beziehung die Gerechtigkeit gehandhabt wurde, beweisen folgende Thatsachen: Pius IV. spricht Morone heilig und erklärt den ihm von Paul IV. gemachten Proceß für null und nichtig; Pius V. läßt Carnesecchi hinrichten, denselben, den sein Vorgänger freigesprochen, und fällt gleichzeitig über die ungerechterweise verurtheilten Caraffa ein neuerliches Urtheil ohne vorherige gerichtliche Untersuchung, setzt dieselben in die ihnen abgenommenen Privilegien wieder ein und läßt Alessandro Pallentieri köpfen; Gregor XIII. verdammt die Action Sixtus' V. und beginnt seine Regierung mit der Excommunication Frankreichs.

Dieselbe Verwirrung der Ideen und Handlungen herrscht im Privatleben; Pius V., der Heilige, hegt gegen den achtbaren Patriarchen Grimani einen leidenschaftlichen Haß, verschwendet Reichthümer an seinen Oberküchenmeister und an seinen Mundschenk, und erhebt den Verschwender Alessandrino zu hoher Würde; Gregor XIII. gestattet seinem nicht minder verschwenderischen Sohne Georg den Aufenthalt im Vatican, und Sixtus V. gibt zu der Volkssage Anlaß, daß er mit Hülfe des Teufels auf den päpstlichen Stuhl gelangt sei.

Clemens VIII. bewies seinen milden Sinn, indem er dem Jüngling Cenci aus Gnade die Todesstrafe nachgesehen, jedoch befohlen hat, daß er Augenzeuge der

Hinrichtung seiner Angehörigen sein müsse; der Sohn desselben Papstes, der auch Don Cesare, den Herzog von Ferrara, seiner Güter beraubte, war in Perugia untergebracht.[1] Gegen solche Vorkommnisse mußte sich wol das Gewissen jedes gesitteten Menschen empören; dies fühlte auch der fromme, im Grunde gutmüthige Pius V., denn als ihn, den einfachen Mönch, Papst Paul IV. zum Bischof machen wollte, rief er aus: „Man will mich aus dem Fegefeuer in die Hölle werfen", und als er Papst wurde, beweinte er das klösterliche Leben: „Papst zu sein, ist wahrlich nicht begehrenswerth, die Sorgen und Mühen, die damit verbunden, sind schwerer zu ertragen als die Armuth der Mönche oder irgendein anderes Uebel"; er legte wenig Werth auf die höchste kirchliche Würde, ja er hielt sie für ein Hinderniß des Seelenheils im Paradiese. „Und dies alles", fügt der venetianische Gesandte seiner Relation bei, „hat der Heilige Vater oft genug mir und andern, und zwar mit einem Nachdrucke gesagt, daß die Worte wol aus dem Grunde des Herzens gekommen schienen."[2]

Wenn sich nun Rom und der Heilige Stuhl solchergestalt in den Augen eines frommen Papstes abspiegelten, welche Eindrücke muß derjenige empfangen haben, welcher in seiner religiösen Exaltation alldort das Himmelreich auf Erden sicher zu treffen meinte?

---

[1] Relazioni degli Ambasciatori veneti, Serie II, Bd. IV. — Muratori, Annali, Bd. X. — Ranke.

[2] Relazioni degli Ambasciatori veneti, Serie II, Bd. IV, S. 201, 202. — Muratori, Annali, Bd. X.

III.

Tasso's fromme Seele am römischen Hofe.

Durchdrungen von den erhabensten Ideen betritt Tasso die Ewige Stadt, um den Heiligen Vater aufzusuchen: er stellt sich den Vatican ähnlich dem Himmel vor, wo keine Stürme herrschen, wo sich die Gegensätze versöhnen, wo sich die höchsten Tugenden ohne irgendeine Unvollkommenheit vorfinden; am Sitze des heiligen Petrus kann es keine Feindschaften geben und beim Anblick des lebenden Bildes Gottes müsse jede heilsbedürftige Seele Ruhe finden — so stellt sich Tasso den römischen Hof vor. Seine Einbildungskraft wiegt ihn in dem Glauben, er werde daselbst auch von seiner physischen Hinfälligkeit hergestellt werden; und wie sollte er nicht? Es haben ihm ja doch die Benedictiner immer gesagt, er solle mit Inbrunst beten, auf Gott vertrauen, die Barmherzigkeit des Herrn würde ihm dann nicht fehlen.

Eingewiegt in so viele Hoffnungen, vergaß er seine Kümmernisse, fühlte nicht seine Kränklichkeit, als er in den ersten Tagen des November ganz zufrieden in Rom eintraf, „wohin ihn die Sehnsucht nach einer ruhigen, ehrenvollen Existenz geführt hat".[1] Anfänglich erscheint ihm alles im rosigen Lichte, er findet die Stadt schön und annehmlich, so wie er sich dieselbe gedacht hat, verzweifelt nicht an Gottes Erbarmen, ja er hofft vertrauensvoll auf irgendeine Gnade des Himmels, die über seine Erwartung gehen und daß diese Stadt somit sein bleibender Wohnsitz sein werde. Wer weiß, von wie vielen andern schönen Dingen

[1] Torquato Tasso, Lettere, IV, 74, 75, 86, 87, 99.

er noch geträumt haben mag, er, der sich im Geiste schon als den Dichter der Christenheit betrachtete. Doch es vergehen nur einige Tage und schon verschlimmert sich sein Gesundheitszustand zusehends, nicht nur infolge der Reisebeschwerden, sondern hauptsächlich infolge der früher ausgestandenen drastischen Curen, eine Verschlimmerung, die auch auf seinen Geistes- und Gemüthszustand nachtheilig wirken mußte. Dadurch gerieth der arme, überdies mangelhaft gekleidete Dichter inmitten der herrschenden Pracht, in eine unvorhergesehene Nothlage, sodaß er sich genöthigt sah, seine lieben Freunde in Bergamo um pecuniäre Aushülfe vertraulich anzugehen.

Je näher Tasso mit dem römischen Hofe bekannt und mit den Prälaten vertraut wurde, desto mehr fühlte er sich von dem doppelzüngigen Wesen förmlich angeekelt. Ein gewandter Politiker hätte sich klug durchgewunden oder über die gesellschaftlichen Gebrechen sich nur unauffällig ausgesprochen, um nicht anzustoßen; allein Tasso, dem dieses Talent nicht gegeben war, tadelte ohne Rückhalt die Falschheit und Heuchelei jener, die heute freundschaftlich und liebenswürdig miteinander verkehren und am nächsten Tage sich wechselseitig Uebles nachreden. Und als er vernommen, daß Cardinäle und Prälaten in allerlei Spottgedichten nicht nur die Königin von England, sondern auch den König, ihren Gemahl, lächerlich machten, den mächtigsten unter allen Herrschern der Christenheit, berühmt durch seine Siege über die Ungläubigen und die Ketzer, da konnte er seinen Unwillen nicht zurückhalten und, wie er am französischen und ferrarensischen Hofe gethan, tadelt er auch jetzt jenen Vorgang laut und offen in scharfen Ausdrücken, die er selbst, nachdem sich sein Zorn gelegt, beklagt hat. Wohin er immer

blickt, das Leben in Rom zeigt ihm überall dieselben dunkeln Farben, sodaß ihn Ekel, Abscheu und Schwermuth übermannten. Die Cardinäle hielten seine unverhohlenen Aeußerungen über die Gebrechen der Gesellschaft für Symptome eines krankhaften Geisteszustandes, bedauerten und drängten ihn, sich ärztlich behandeln zu lassen. Tasso gab zu, daß er krank sei und daß er in seinen Reden manche übereilte Ausschreitung sich habe beigehen lassen, konnte sich aber nicht überzeugt halten, daß er Uebles gesprochen; ja er kam immer wieder darauf zurück, ließ sich in Erörterungen ein und gab dadurch neue noch stärkere Anlässe, daß seine Gönner sich von ihm abwendeten. Als er sich durch die Vorstellungen, welche ihm über das Nachtheilige seiner Haltung gemacht wurden, in die Enge getrieben sah, erwiderte er aufgeregt: „Aber man sage mir doch, was ich thun oder sprechen darf, und was ich unterlassen soll, nicht um mich nach dem einen oder nach dem andern zu richten, sondern um mich von jenen fern zu halten, welche, wie die Philosophen sagen, von Natur aus knechtisch gesinnt oder, wie die Theologen wollen, Knechte der Sünde sind."

Es schmerzt ihn, in Rom weniger Wohlwollen zu finden, als er gewohnt war, nicht minder, daß seine Freunde Dinge wollen, die er nicht will, und daß sie allen seinen Wünschen hartnäckig entgegentreten; dann klagt er darüber, daß man ihn gleichsam zum Trotz auf eine Weise glücklich machen wolle, die ihn vollends elend machen müßte.[1]

In der That hat ihn die übermäßige Anstrengung,

---

[1] Torquato Tasso, Lettere, IV, 8, 30.

mit welcher er sich den theologischen Studien hingegeben, bedeutend an Kräften geschwächt. Er kam nach Rom, um am Sitze des Lichtes und der Wahrheit Aufklärung über streitige Fragen zu erlangen und sich für das neue Poem über die Christenheit vorzubereiten. An wen immer er sich jedoch wenden mag, niemand will sich in eine Discussion über Religion einlassen; wenn aber von allerlei Heldenthaten, von der Schönheit, oder von unserer Sprache und den Dichtern, und besonders wenn von Galanterien, glänzenden Hofhaltungen und Aufwandmachen die Rede war, da hörte man ihn gern; wollte er hingegen über ernste Gegenstände sprechen, ward er nicht angehört, weil seine Ansichten mit jenen der andern nicht übereinstimmten. Die meiste Aufmerksamkeit erregten die Kanonisten, welche darüber verhandelten, ob dem Papste eine höhere Autorität zukomme als den Concilien, oder ob der Sitz der Bischöfe sich auf göttliches Recht gründe u. dgl. Aehnliche wenig erbauliche Schilderungen haben die venetianischen Gesandten entworfen.

Welch schmerzliche Eindrücke mag unser Dichter, der von hohen und schönen Ideen erfüllt in die ewige Stadt gekommen war, empfunden haben, als er sich dort unter Leuten fand, welche die Würde christlicher Fürsten in beleidigenden Versen herabsetzten, oder über Fragen der Hierarchie spitzfindige Reden führten und seine Aeußerungen für Thorheiten erklärten. Nur eine Hoffnung war ihm geblieben: der Papst, welcher um des Himmels willen Hunger, Durst und Müdigkeit duldete, der die reine Wahrheit schaut, alle trügerischen, heuchlerischen Reden der Menschen durchblickt, Gott von Angesicht zu Angesicht betrachtet, er, so meint Tasso, wird den armen Poeten, der zitternd an den Stufen seines Thrones kniet,

erhören. Nicht Belohnung für das, was er Vorzügliches geleistet, verlangt der Dichter, sondern, daß das Wort des Heiligen Vaters „die Finsterniß, in welcher er jahrelang herumgeirrt, erleuchten und ihm die Spuren des Wegs zeigen möge, auf dem er über den bodenlosen Abgrund hinwegschreiten könne“.

Sisto, la nostra mente al Ciel solleva
Coll' immagini sante, e i sensi interni
Purgati, e l' alma dal terreno e grave
Desta al meraviglioso ed alto suono;
Però quasi umil dono
T' offre, Canzone, il core, e spera, e pave,
Et invaghisce di que' cori eterni,
All' armonia soave,
Anzi se stesso pur li sacra, e molce
Al suo canoro e dolce;
Poich' odori non ho, ch' io sparga, o incenda,
O statue, o spoglie d' or, ch' al tempio appenda.[1]

Doch der unglückliche Dichter hat so schön nur in den Wind gesungen! Der Papst weigerte sich, ihn zu empfangen. Einige Cardinäle waren ihm wohl geneigt; diese behandelten ihn auch human, und sonderbarerweise waren es gerade die ärgsten Prasser, wie ein Alessandrino.

War es möglich, daß Tasso in solcher Umgebung körperliche und geistige Ruhe finden konnte, unter Cardinälen, welche die Papstwahl Sanseverino's dadurch verhinderten, daß sie ihm seine Sittenstrenge zum Vorwurf machten?

„Ich habe keine Freunde“, schrieb er aus Rom an seine Schwester, „wenigstens keine solchen, die mit mir und meinem Streben übereinstimmen würden, denn was

---

[1] Torquato Tasso, Opere, VI, 66.

sie wollen, sagt mir nicht zu, und für das, was ich wünsche, sind sie in keiner Weise günstig gestimmt." In der That blieb die Theilnahme derselben auf leere Complimente beschränkt, und wir sehen ihn bald da, bald dort um etliche Scudi betteln, um sich kleiden und kleine tägliche Bedürfnisse bestreiten zu können.[1]

Verfolgt von widrigem Geschicke, welches seinen Lebenshoffnungen und Ideen unaufhörlich in den Weg trat, verfällt er unter anhaltenden körperlichen Leiden in tiefste Schwermuth, nimmt seine Zuflucht zu Gott, welcher, wie er sich sagte, seine Unschuld und die Undankbarkeit der Welt kenne, und bittet ihn um Vergebung für den, der daran die Schuld trägt. Er selbst wollte in seinem Dialog „Ueber die Milde" versuchen, die Menschen zu bessern, in der Hoffnung, er werde ihnen dadurch mehr Mitleid für jeden Unglücklichen einprägen; nichtsdestoweniger mußte er fast täglich Kränkungen erleiden; bald ist es der Cardinal Albano, dann Papio und schließlich der Papst, die alle ihn nicht empfangen wollen, nicht einmal das Haus Gonzaga gewährt ihm Gastfreundschaft und Monsignore Alario thut ihm sogar die bittere Insulte an, daß er ihn fortzuschaffen droht. Wo soll er einen Zufluchtsort finden? Wieder ein Höfling werden? Davon wollte er nichts wissen, „da ihm selbst der Name verächtlich erschien", auch würde er dadurch von seinem Ziele abgelenkt: „Ich kann nicht mehr", sagte er sich; „ist es mir nicht gestattet, in dieser Welt zu leben, so komme der Tod, wann immer es Gott gefällig ist; ich fliehe ihn nur mit langsamen Schritten, wenn ich ihm

[1] Torquato Tasso, Lettere, IV, 8.

auch nicht entgegengehen will. O warum haßt mich nicht die Welt, statt mich liebend zu demüthigen?"

Da kommt ihm wieder das entsetzliche Problem Torrismondo's in den Sinn und martert sein trostloses Gemüth; er zieht die Philosophie zu Rathe, doch die Religion rettet ihn.[1] Und wol auch treue Schwesterliebe und Freundschaft, denn in dieser peinlichen Lage erhielt er Briefe von der Schwester Cornelia und von Freunden aus Neapel, die ihn auffordern, zu ihnen zu kommen, um sich in der guten Luft zu erholen, und um auch die mütterliche Mitgift zu erlangen. Der Vorschlag erschien ihm liebreich und angenehm, nur konnte er in Anbetracht der wiederholt erlebten Täuschungen sich nicht sofort entschließen, er wollte eine bessere, ruhigere Gemüthsstimmung abwarten. „Mein Schicksal", schreibt er an die Schwester, „voll Kummer und Sorgen, immer beunruhigend, immer erschreckend, gleicht der Ungunst des Wetters. In meiner Verzagtheit und Niedergeschlagenheit kann ich mich ohne Besorgniß eines übeln Ausgangs zu nichts entschließen; vielleicht wird das Ungewitter, das an meinem verdüsterten Himmel steht, vorüberziehen, vielleicht werden sich die grollenden Wolken nach andern entfernten Gegenden zerstreuen, damit ich keinen Grund habe mich zu fürchten."[2]

Schon der Gedanke an Neapel, an das milde Klima, die reizende Gegend, die gute Nahrung, die Geistes- und Gemüthsruhe, die er daselbst zu finden hoffte, wirkte wohlthuend und erheiternd auf ihn ein, obschon er sich keineswegs verhehlen konnte, daß er allen Kummer, alle

---

[1] Torquato Tasso, Lettere, IV, 17.

[2] Derselbe, Dialoghi, III, 555.

Sorgen, die auf ihm lasten, dorthin mit sich tragen werde. Endlich verläßt er Rom, wo er in allem sich so vollständig getäuscht und die Zeit mit unwichtigen Dingen verloren hatte, und geht Ende März, nicht ohne einen Strahl von Hoffnung, nach Neapel, um dort zu leben oder zu sterben.[1]

IV.

Neapel. Neue Anfälle von Mysticismus.

Anfänglich gefiel es ihm in Neapel sehr gut; die Signori bereiteten ihm einen festlichen Empfang und jeder hat ihn zu sich eingeladen. Tasso nahm zwar so viel Freundlichkeit gerührt und dankend entgegen, zog sich jedoch auf Monte Oliveto zurück, wie Manso sagt, um niemand ungelegen zu sein, aber Pellegrino bemerkt: weil er von keinem der Signori abhängig sein wollte, wie sich auch Tasso selbst in dem vorerwähnten Briefe an seine Schwester Cornelia geäußert hat. Dem sei nun wie ihm wolle, es ist immerhin auffallend, daß unser Dichter ungeachtet des günstigen Eindrucks, den der freundliche Empfang in Neapel auf ihn gemacht hat, — er, der so empfänglich war für schmeichelhaftes Entgegenkommen, der von einem freien geselligen Verkehr eine heilsame Wirkung sich versprochen, nunmehr, wo ihm die Wahl offen stand, zu dem sonderbaren Entschluß gelangt, das freie Leben, nach welchem er sich so sehr sehnte, in

---

[1] Torquato Tasso, Lettere, IV, 38.

einem Kloster zu suchen. War es religiöse Schwärmerei und Ekel vor der Welt, oder die Unruhe eines aufgeregten, bekümmerten Gemüths, oder endlich die Sehnsucht nach Ruhe und Unabhängigkeit, die ihn auch als Höfling immer misvergnügt und unglücklich gemacht hat? Wahrscheinlich lag in allen drei Motiven zusammengenommen der Grund zu jenem Entschlusse.

Diejenigen, welche Tasso eine servile Höflingsnatur zuzuschreiben fanden, haben wol dabei übersehen, daß er nach seiner Entlassung aus dem Hospital Sant-Anna, sich über die Höfe und das Hofleben nicht anders als tadelnd geäußert und sie seither gemieden hat.

Der angenehme Aufenthalt in Neapel gewährt ihm einigen Trost, Aussicht auf Herstellung seiner Gesundheit und das Versprechen der Advocaten, daß ihm die mütterliche Mitgift ausgefolgt werden wird; dadurch einigermaßen aufgerichtet, macht er sich wieder über seine Studien, liest mit Vorliebe die Schriften der heiligen Väter und war besonders befriedigt, wenn er nach Art der alten Griechen, ein Peripatetiker, unter freiem Himmel, im Genusse des herrlichen Anblicks des Meeres und der duftenden Landschaft philosophiren konnte.

Doch dies war nur von kurzer Dauer, denn seine Kränklichkeit verursachte ihm neuerdings düstere, leidensvolle Tage, die ihn selbst von dem Besuche seines Freundes Manso abhielten. Er konnte sich auch nicht entschließen, andere Gesellschaften zu besuchen, zumal er an der Conversation, die da geführt wurde, keinen Gefallen fand, und weil ihm überhaupt so manches, was ihn sonst interessirte, nunmehr widerwärtig ward; deshalb zog er es vor, zurückgezogen zu leben und mit Hülfe der heiligen Schriften Aufsätze zu verfassen, die ihn weniger als seine

frühern Werke der Gefahr aussetzten, schimpflich beurtheilt zu werden.[1]

In der That bespricht und entwirft er, auf Andringen und im Einvernehmen mit den Mönchen, neue Ideen zur Verfassung eines Poems: „Monte Oliveto".

Dieses Werk sollte nicht von den Musen, sondern von dem heiligen Geiste eingegeben sein; der Dichter ruft „den heiligen göttlichen Geist, den fruchtbaren Geist, und des Vaters und des Sohnes ewige Liebe" mit der Bitte um Belebung seines erschlafften Genius an, damit er die Principien des Guten und des Schönen würdig besingen könne!

Vergeblicher Wunsch! Seitdem der unglückliche Sänger Schritt vor Schritt an der Hand biblischer Reminiscenzen, Dogmen erörternd, einherschreitet, haben die Flügel seiner Phantasie nicht mehr die Kraft, sich enthusiastisch emporzuschwingen zu der Höhe des mittelalterlichen Lebens.

Mächtig und ergreifend klingt sein Gesang wieder, wenn er die Welt, das irdische Sein, als das Hinderniß des ewigen Lebens betrachtet, kummervoll ruft er aus: „Fliehen wir! Alles ist eitler Wahn; da die Welt eitel ist, muß nicht auch das Streben desjenigen eitler Wahn sein, der in ihr das Heil sucht?"

È vanità, quanto più sembra adorno,
E quanto al senso più diletta e piace:
Vano il circo, e le mete, a cui d' intorno
Vanno i cavalli, e 'l corso lor fallace:
Vano il teatro, ove la notte in giorno
Si muta a' raggi di notturna face:

[1] Torquato Tasso, Lettere, IV, 79.

Vano ogni giuoco, ogni sua pompa: e parmi
Vano il trionfo, e lo splendor dell' armi.[1]

„Eilen wir dem Himmel zu! Was hilft es, den Frieden auf Erden zu suchen, verlassen wir den Schatten und suchen wir die Sonne auf, lassen wir ab von dem Wahne und folgen wir dem Lichte!" Nun ist der Dichter Missionar geworden.

Doch kaum hatte sich sein Blick dem Unerforschlichen zugewendet und das Licht unendlicher Wonne wahrgenommen, da fühlt er, daß ein Strahl von diesem göttlichen Lichte auch auf diese Welt falle, er verwünscht sie nicht mehr, ja er preist sie in einem Hymnus an ihren Schöpfer. Alle frühern großen Fragen tauchen von neuem auf, und er versinkt in philosophische mit religiösen und scholastischen Traditionen vermengte Betrachtungen; die schwierigen Probleme verkriechen sich vor den ihm klar scheinenden theologischen Erläuterungen, doch als er zu den Schlußfolgerungen gelangt, wird seine Seele nicht befriedigt, wahrscheinlich weil diese Schulen immer widerspruchsvoll raisonniren und der Aufbau des Tempels der Eintracht, den er vor Jahren in Sicht genommen, noch nicht aus dem Fundament sich erhoben hat. Und warum nicht? Weil die Geheimnisse des Lebens in jene Welt des unendlichen Lichts sich verlieren, wohin der menschliche Geist nicht zu bringen vermag. Das streng zurückgezogene Leben innerhalb der engen düstern Klosterräume, unter schmerzlichen Erinnerungen, umgeben von Mönchen, die ihm Mistrauen gegen die Welt einflößten, zeigte der bekümmerten Seele des Dichters einen Weg wenn nicht zum Frieden, doch wenigstens zur Hoffnung. Sein Geist,

[1] Torquato Tasso, Opere, VI (Rime, IV), 102.

welcher in der Philosophie keine Beruhigung finden konnte, forscht nach dem göttlichen Paradiese, wo das Gewissen von Scrupeln befreit und die Erkenntniß gleichsam berührt wird; Tasso, der Dichter, besingt es als wahre Religion, während Tasso, der Mensch, beide miskennt und vermengt, und seine Einbildungskraft in wunderlichen Phantasien vergeblich anstrengt.

Wie wir früher aus der Episode Sofronia im „Befreiten Jerusalem“ angeführt haben, dachte Olinto auf dem Scheiterhaufen nur an die Liebe und sagte betrübt zu Sofronia, es sei nicht seine Schuld, daß er nicht ihr Lebensgefährte wurde; worauf sie frommen Sinnes erwiderte: „Wie kannst du in diesem Moment von solchen Dingen sprechen? Betrachte den Himmel, wie schön er ist, betrachte die Sonne, die uns zu sich emporzuziehen scheint und uns Trost spendet.“

Im Kerker zu Sant-Anna zweifelt Tasso an Geistererscheinungen als bloßen Producten der Phantasie, doch jetzt erwartet er sie sehnsüchtig und fühlt sich von einer solchen Vision zur Bewunderung hingerissen; es kann nur ein Engel sein, er spricht zu ihm vom Kreuze, von den Heiligen, von Jesus und Maria, und führt begeisterte Unterredungen, zum Erstaunen des Freundes Manso, der ihm gleichsam entzückt zuhört.

Solchergestalt hatte der Mysticismus unsers unglücklichen Dichters eine ganz eigenthümliche Beschaffenheit angenommen; es war nicht die mittelalterliche ascetische Exaltation, nicht der Mysticismus im Sinne der modernen Theorie, sondern eine Errettung der Seele aus dem räthselhaften Wirrsal des Lebens, aus seiner Hoffnung und seiner Ungewißheit, der Hafen, in welchem die menschliche Misère ein Ende findet, und in diesen Hafen

ist Torquato Tasso, wie so manche andere große und unglückliche Seele, gewaltsam fortgetrieben von den Stürmen des Lebens, eingelaufen.

V.

Gedankengröße im einsamen Leben.

In der klösterlichen Abgeschiedenheit, ungestört dem innern Leben nachhängend, erkennt er mehr als je den Abstand des Idealen von der Wirklichkeit, immer ängstlich nach einer Uebereinstimmung forschend. Er hat sich von den Höfen zurückgezogen, in der Absicht, unabhängig zu leben, aber niemand wollte ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, niemand ihm eine freie Existenz sichern, wiewol er auf den Erlös vom Verkaufe seiner Werke und auf sein mütterliches Erbtheil ein Recht hatte.

„Er wisse, daß er in vielem unrecht und Unglück habe, aber er sei ein Mensch, und als solchem möge man ihm eine geachtete Stellung einräumen, denn es handle sich in seiner Sache nicht nur um das Leben, um die Existenz eines armen Edelmannes, sondern um Nächstenliebe, um den Glauben, um die Religion und um Gerechtigkeit. Der Titel Edelmann klinge wol wie ein Spott, jetzt, wo er nicht mehr die Bedeutung wie früher habe; aber mit der menschlichen Schwäche solle man Mitleid haben.

Und was die Anschuldigung betrifft, er sei kein Christ, sollte er, wenn sie wahr wäre, deshalb keinen Anspruch auf höhere Nachsicht mit seinen Fehlern haben? Der heilige Augustin sagt: „Den Christen liegt es ob, sich auch

der Heiden sorgsam anzunehmen. Wer an höchster Stelle regiert, der soll und darf nicht sagen: „Ich kümmere mich nicht darum oder ich mische mich nicht darein.“[1]

Diese Worte sind gewiß folgerichtig aus dem Innersten einer wahrheitsliebenden edeln Seele geflossen; sie haben, niemand wird es verkennen, einen rührenden, feierlichen Ernst; jedoch eingehüllt in Widersprüche, in denen derjenige sich bewegt, der sie geäußert, erscheinen sie nur als Auslassungen eines guten unglücklichen Menschen. Tasso thut seinen Zeitgenossen nicht unrecht, er fühlt seine innere Unruhe, ja er ist so sehr davon überzeugt, daß er sich mit seiner Betrübniß in einsame Klöster zurückzieht, um niemand lästig zu fallen. Doch findet er sich berechtigt, andern den Vorwurf zu machen, daß sie nicht so handeln, wie sie sollten.

Er weiß, daß seine Betrachtungen, seine Aeußerungen ihm nur schaden, seinen Ruin herbeiführen können, er hält sich jedoch im Gewissen verpflichtet, der Wahrheit Zeugniß zu geben, er kann nicht anders; so stellt er sich als ein Opfer seiner Ueberzeugung dar, verlangt Mitleid und Theilnahme, und bittet im Namen der christlichen Barmherzigkeit, daß man der Stimme der Wahrheit Gehör gebe. Selbstquälerisch nach zwei entgegengesetzten Endzielen vergeblich lossteuernd, verliert sein Geist den richtigen Einblick in die menschlichen Dinge und geräth in eine Bahn, auf welcher ein Fortkommen schlechterdings unmöglich ist. In dieser Lage befand sich jetzt Tasso.

Von Jugend auf wußte er den Werth der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung zu schätzen, doch fand er,

---

[1] Torquato Tasso, Lettere, IV, 119, 122.

daß die Regierenden es nicht verstehen, ihre Aufgabe richtig aufzufassen und durchzuführen; er wollte sie zur Umkehr von der falschen Fährte bewegen, meinte, daß ihr Wirken, ihre Handlungen ausnahmslos das Kriterium des Rechtes an sich tragen sollten, denn dieser Grundpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung erschien ihm allein geeignet, die hinfälligen Institutionen zu stützen. Anscheinend ein ergebener Höfling, strebt er doch eine an und für sich nicht mögliche Umwälzung, ich möchte sagen, eine plötzliche Aenderung der menschlichen Natur an, welche sein Edelsinn erneuern wollte, indem er ihr einen Gehalt beilegt, den andere, die ebenso wie er raisonnirten, nicht wahrgenommen haben; daher seine eigenthümlichen, sich anscheinend widersprechenden Urtheile über Höflinge, über Fürsten, über den Papst und über alles, was man that, daher der gewisse, fast gebieterische Stolz, der ihm eigen und so schädlich war. Er unterließ es, seinen Ideen die geeigneten Mittel beizuordnen, konnte sich nicht fügen, noch jene den bestehenden Zuständen des bürgerlichen Lebens anpassen, denn er war der Meinung, es ginge alles gut, wenn nur alle so dächten wie er; den andern, welche ihre Handlungen nach seinen Rathschlägen einrichteten, erschienen seine Vorwürfe ungerecht und sie schmähten den strengen Richter. So kommt es, daß zwei Menschen in Conflict gerathen, welche, obwol sie von demselben Standpunkte ausgehen und zu gleichen Schlußfolgerungen gelangen, dieselbe Sache lieben, sich doch nicht einen Augenblick verständigen können. Der Stachel der Zwietracht liegt in der Seele des Menschen, man fühlt ihn, ohne ihn zu sehen. Hätte Tasso die nämliche freie Erziehung genossen wie Machiavelli, sein Schicksal hätte sich anders gestaltet. Jung und unerfahren wurde er

gleichsam in einem eisernen Käfig von der Außenwelt abgeschlossen, auf dieselbe Weise wie damals die Unglücklichen in den düstern Räumen des heiligen Officiums behandelt wurden; je mehr er sich stemmt, je mehr er sich bäumt, desto mehr hatte er zu leiden, und statt das Gitter zu sprengen, zog er es durch sein Rütteln nur noch enger zusammen. Das gemeinschaftliche Leben legte den Grund zur offenen Auflehnung, bis er mit erlahmten Kräften in tiefe brütende Schwermuth verfällt und unbefriedigt stirbt. Das ist die Parabel, welche das ideale Leben Tasso's im Durchgange durch die Wirklichkeit beschrieben hat.

Dieser Unglückliche, nicht Wahnwitzige, hat Ideen ausgesprochen, welche im menschlichen Herzen verborgen keimen; er hat diese Ideen in ehrerbietiger, fester und edler Weise zuerst an den Thron der Mächtigen gelangen lassen und den Menschen als solchen, das Individuum, im Verhältnisse zum Staate, hervorgehoben: nicht weil adelig oder Bürger hat der Mensch ein Recht auf Achtung der Menschenwürde; die Gemeinschaft, der Staat und der Fürst sind für ihn da, nicht umgekehrt; die Ungerechtigkeiten, die Leiden, welche über den einzelnen verhängt werden, treffen indirect alle, denn es wird dadurch das Gemeinwesen geschädigt.

Tasso folgert aus seinem kummervollen Leben nicht etwa eine Lehre, sondern beschreibt eindringlich und mit aller Wärme die bange, unsichere Lage der großen Menge, in welcher sich das Gefühl der menschlichen Würde gegen veraltete Institutionen erhebt. Es hieße sich außerhalb einer berechtigten Kritik stellen, wollte man diese bedeutungsvolle Thatsache, an welcher damals Große und

Kleine lebhaften Antheil genommen, lediglich als Ausfluß persönlicher Eitelkeit bezeichnen.[1]

Und wahrhaftig! Ist zu jener Zeit in der Behandlung politischer Angelegenheiten der Mensch als solcher in Betracht gekommen? Gewiß nicht; die Staaten befaßten sich nur mit der Macht der Höfe, die Politik lebte und webte nur innerhalb der Burgen der Fürsten und innerhalb der Ringmauern der Städte. Wann und wo hat sich je die hohe Politik, die schlaue egoistische Politik der Großen, der Mächtigen um das Volkswohl gekümmert?

Die Berichte der Gesandten enthalten wol manchmal Schilderungen über den Zustand der Massen, aber sie erheben sich nicht zu einer Erwägung von Verbesserungen, sondern hatten nur den Zweck, darzuthun, ob das Volk für den einen oder den andern Herrn ein nützlicheres, passenderes Werkzeug wäre.

Um das Volk für sich zu gewinnen, ließen die Fürsten zuweilen Mehl unter dasselbe vertheilen, aber wer dachte daran, dessen materielles Wohl, dessen sittliche Würde zu heben? Das lag nicht in den Obliegenheiten eines Staatsmannes, noch hat Machiavelli in seinen unsterblichen Büchern darüber geschrieben. Auch die Höflinge wurden so wenig wie das gemeine Volk als Menschen respectirt, sie waren Werkzeuge wie die andern; fielen sie in Ungnade, so waren sie, vermengt mit dem großen Haufen, jener Art von Justiz überantwortet, welche früher beschrieben wurde; sie konnten nicht einmal, so erzählt Guarini, der die damaligen Zustände genau kannte, sich über ihr Elend beklagen, und schrieben

[1] Torquato Tasso, Lettere, Bd. IV, V.

es lediglich dem Misgeschick zu, statt den Ursachen auf richtigem Wege nachzuforschen.[1]

Sehr treffend hat Tasso beigefügt: „Die Könige sind gesalbt, weil dies das Symbol der Barmherzigkeit ist, die Priesterschaft ward eingesetzt, um Barmherzigkeit zu üben. Die Fürsten mögen bedenken, daß die Welt aus Barmherzigkeit geschaffen wurde und sich durch Barmherzigkeit erhält. Die Fürsten sollen Gott nachahmen, welcher der Schöpfer dieses Wunderwerks ist, damit unsere Sündhaftigkeit nicht ihren Untergang, die Zerstörung aller Dinge beschleunige. Allen liegt es ob, insbesondere aber den Fürsten, barmherzig zu sein, deswegen könnte man ihnen mit Recht zurufen: «Entweder entsagt der Oberherrschaft oder unterlaßt niemals, Barmherzigkeit zu üben, denn diese ist nicht blos den Schwachen, den Ohnmächtigen eigen, wie die heidnischen Philosophen meinten, sondern sie ist recht eigentlich eine Tugendpflicht der Fürsten, denen Gott die Macht über andere eingeräumt hat.» An die Throne der Machthaber dringe der Mahnruf: Ziel und Zweck der bürgerlichen Gesellschaft ist nicht die Befriedigung des Ehrgeizes einzelner, sondern die Förderung der allgemeinen Civilisation."[2]

Diese ernsten feierlichen Worte lassen, wenn man sie ihrer Form entkleidet, kaum verkennen, daß der Impuls zu diesem phrenetischen Ingrimm in einem mächtigen Drange seines Charakters lag, und das ist es, wodurch er uns so anzieht.

---

[1] Guarini, Lettere (1589), IV, 100.

[2] Torquato Tasso, Lettere, IV, 104.

VI.

Krankheit des Körpers und Gesundheit des Geistes.

Unter dem Drucke körperlicher Leiden fixiren sich in seiner Gedankenwelt gewisse Ideen, welche das Leiden seines Lebens waren; die Sehnsucht nach der verlorenen Ruhe, der Wunsch, die Welt und die Menschen so beschaffen zu sehen, wie er sie im Sinne hatte, verwandeln sich in eine wahre Phrenesie und mit Hast ward von ihm, ähnlich den Erscheinungen bei der Monomanie, jeder Anlaß, jede Gelegenheit aufgegriffen, um ein Argument für die Nothwendigkeit einer bessern Einwirkung auf andere und einer Standesänderung von seiner Seite herauszufinden. Das ganze dornenvolle Leben faßt sein bekümmertes Gemüth, sein geängstigter Geist bald von den einem, bald von dem andern Standpunkte auf, das Leben auf Erden erscheint ihm als ein Fegefeuer, das jenseitige als ein im Lichte der Glückseligkeit strahlendes Paradies; so ward er immer zwischen den Uebeln der Gegenwart und der Sehnsucht nach dem Guten hin- und hergeworfen; je nachdem nun der eine oder der andere Anfall die Oberhand gewinnt, geräth er in stürmische Aufregung, vergißt seine gegenwärtige Lage, sieht alles verhüllt und düster; fühlt er sich aber ein wenig beruhigt, so äußert er sich ängstlich, ja furchtsam, fleht um Frieden, um Mitleid und endlich um die heilige wahre Gerechtigkeit! Diese wiederkehrende innere Unruhe und heftige Reizbarkeit waren die Ursachen, daß er nirgends standhalten konnte.

Die Verhältnisse, unter denen er zur Zeit in

Neapel weilte, waren immerhin zufriedenstellend; er befand sich bei Freunden, die ihn verehrten, die Klostermönche erwiesen ihm alle möglichen Rücksichten, und dennoch kommt es ihm plötzlich in den Sinn, wieder nach Rom zurückzukehren; die Mittel dazu, an welchen es ihm, wie gewöhnlich, fehlte, bettelt er hier und da zusammen, weil er abreisen müsse. Auf die Frage: Warum willst du fort von hier? antwortete er: Ich weiß es nicht! Hoffst du vielleicht zu genesen? Wie soll ich, mag er betrübt erwidert haben, da die Ursache meiner Leiden in mir liegt und mich überall hin begleitet?[1] In herzzerreißenden Worten bittet er die Menschen, die Natur um Gesundheit, die er von dem herrlichen Klima Neapels erhoffte; aber diese Schönheit, die jeden anlacht, ihm brachte sie keine Hülfe, er will daher anderwärts das angenehme Leben suchen; er strebt nach dem Himmel, aber auch im Unglück liebt er die Erde, sodaß es ihm schien, als müßte er doch einen Ort finden, wo er ihre Wonne kosten könnte; er folgt daher abermals dem Zuge nach Rom, dessen weithin leuchtender Heiligenschein ihn unwiderstehlich anzieht und Freude verkündet.

Aber welch schmerzliche Erfahrungen mußte er neuerdings machen! Rom ist schlechter als früher, für den Unglücklichen war kein Erbarmen zu finden! Man verweigert ihm die Unterkunft im Vatican, die alten Freunde, alle Cardinäle, dieses unruhigen Menschen überdrüßig, behandeln ihn verächtlich, und im Hause des frühern guten Freundes Scipione Gonzaga wird ihm sogar die Thür vor der Nase zugeschlagen. Da flüchtet er sich in

[1] Torquato Tasso, Lettere, IV, 141, 214, 217.

ein Kloster, bestürzt, ja gänzlich niedergebeugt, wird er Misanthrop im vollen Sinne des Wortes; ein heftiges Fieber martert ihn drei Monate lang. In der Hauptstadt der Christenheit, wo Papst und Cardinäle viele Tausende an Köche und Courtisanen verschenken, hat der große, vom Misgeschick verfolgte Mann keine Freunde, keine Unterkunft, kein Geld, um sich die nothwendige Kleidung anzuschaffen, keinen Klepper, der ihn herumschleppt. Seine Schulden an den immer drängenden Gläubiger Maestro Gasparra wurden von Costantini und Manso bezahlt; im Hause, wo er in Kost war, konnte er nicht zahlen, er geht daher ins Kloster Santa-Maria Nuova und erklärt: „Wenn er den ehrwürdigen Vätern zur Last fallen sollte, wie den Hochwürdigsten in Purpur, die ihm nicht einmal eine Audienz gewährten, so wolle er anderswo Zuflucht suchen.“ [1] Endlich sieht er sich gezwungen, mit seinen Leiden und seinem Gram im Spital der Bergamasken Unterkunft zu nehmen, und dies, während der Vatican eine Rente von 750,000 Scudi vergeudet. [2]

Dieses traurige Ereigniß fand wol allgemeine Theilnahme außerhalb Roms, von Urbino, von Florenz, von Neapel kamen Wehklagen, und die Stadt Bergamo wirft ihm eine Unterstützung aus, die aber niemals erschien; Rom blieb hartherzig, eine frembbürgerliche Privatanstalt erwies ihm Humanität.

Die jammervolle Lage, in welche der beklagenswerthe Dichter nach jahrelangen Krankheiten und Verfolgungen

---

[1] Torquato Tasso, Lettere, IV, 201—302.

[2] Relazioni degli Ambasciatori veneti, Serie II, Bd. IV, S. 337.

gerathen war, wollen manche Schriftsteller lediglich der Unbeständigkeit seines Charakters, seiner immerwährenden Unruhe zuschreiben. Wer nur momentan sich in seine Lage, in solche Verhältnisse und Zustände, die seine Lebenstage verbitterten, zu versetzen weiß, wird gewiß ein billigeres, ein gerechteres Urtheil fällen.

Es ist bemerkenswerth, daß trotz der Zunahme seiner körperlichen Leiden, trotz aller sonstigen Wirrsale und trotz anhaltender Gemüthsaufregung die Klarheit des Geistes nicht abgenommen hat.

Im Bewußtsein, die ihm widerfahrene grausame Behandlung nicht verdient zu haben, tadelt er erzürnt die Großen und Mächtigen, welche, im Gefühle ihrer Macht, den Armen, den Nothleidenden nicht mit Verachtung begegnen und sie dadurch nicht noch unglücklicher machen sollen. Das Leben vergleicht er mit einer festlichen Messe, wo viel Volk, eine Masse Waaren, Diebe und Spieler zusammenkommen; wer früher weggeht, findet bessere Unterkunft, wer länger verweilt, ermüdet und wird im Alter mühselig und hülfsbedürftig, Feinde kränken und verfolgen ihn, endlich stirbt er unglücklich.

Die Erfahrung hat ihn gelehrt, daß die Freundschaft nicht dem Weine gleiche, der je älter desto besser wird; das Misgeschick hat ihn verzagt gemacht, die Verse fanden keinen Anklang mehr, die Welt hat ihm jede Hoffnung auf Genugthuung benommen, er faßt mit ruhigem Gewissen nur Vertrauen auf den Schutz Gottes und auf die Gerechtigkeit der Nachwelt."[1] Nun, da hat er sich wol nicht geirrt.

Versunken in so traurige Betrachtungen, wendet sich

---

[1] Torquato Tasso, Lettere (April 1589), IV, 190.

sein Geist vom christlichen Rom dem heidnischen zu, welches den Völkern Rechtsgrundlagen gegeben hat. Plutarch that dem Glanze der gewaltigen Stadt eine Beleidigung an, indem er ihre Ruhmesthaten der Schicksalsgöttin Fortuna, dem Glücke, zuschreibt. Tasso möchte der göttlichen Vorsehung und dem menschlichen Wirken die Ehre vindiciren; indem er dies thut, gewährt es ihm Befriedigung, sich, wie es scheint, „dem göttlichen Afrikaner an die Seite zu stellen und mit ihm auszurufen: Ingrata patria, non habebis ossa mea.“ [1]

Es war sein heißer Wunsch, aus der Philosophie seiner Zeit Beruhigung zu schöpfen, doch das unleidliche Gewirre der Gegenwart und das Dreiste, Befremdliche der Neuerungen hat ihn abgestoßen, und er zog es vor, auf die ältesten Zeiten und ihre Thatkräftigkeit zurückzublicken. [2] Bei der Betrachtung so vieler Größe weiß sein Scharfblick die heidnische und die christliche Bildung in Verbindung zu bringen und sich der einen wie der andern zu bedienen, um dadurch die Entwickelung eines Gedankens zu erweisen, welcher als Gesetz des Lebens und als Anordnung der Vorsehung gelte.

Während Jesuiten und Gallikaner über die Beziehungen von Kirche, Staat und Mensch zueinander ängstlich herumdisputiren und über Systeme nachgrübeln, erachtet der kranke Tasso, mit dem Wiederaufleben in dem Rom der Tribune und Imperatoren zur freien Lösung des Problems zu gelangen, und, ohne sich mit widrigen Fragen zu befassen, die Basis der gesellschaftlichen Ordnung, wie das alte Rom begonnen; in das natürliche

[1] Torquato Tasso, Lettere (1590), IV, 306.
[2] Ebendas., IV, 185.

Recht zu legen; da fielen die erkünstelten Würden, die erblichen Autoritäten und mit ihnen stürzte das ganze Mittelalter vor die Füße unsers Denkers. Ein Glück, daß er dies nicht wahrgenommen, er wäre darüber in das schmerzlichste Wehklagen ausgebrochen.

VII.

Feindselige Freunde und böse Zeiten.

Sonderbarer Wechsel der Begebenheiten! muß der Historiker mit Torquato Tasso ausrufen; denn wie in den schönsten Zeiten unsers Dichters wetteifern von neuem die Höfe Italiens in dem Verlangen, ihn bei sich zu haben, nur Ferrara schweigt. Einerseits das Verfahren Roms, andererseits der Wunsch, die Dedication der neuen Dichtung zu erlangen, mögen das Mitleid der Fürsten erregt, ihre werkthätige Theilnahme hervorgerufen haben; zuerst ließ Ferdinando dei Medici, auf Anregung Costantini's, eine Aufforderung, an seinen Hof zu kommen, mit der Zusicherung eines entsprechenden Unterhalts an Tasso ergehen; andere Fürsten folgten diesem Beispiele und Tasso reflectirte zunächst auf Florenz. Dieses fürstliche Wohlwollen hat jedoch seine verstockten Feinde in Ferrara keineswegs entwaffnet, denn allenthalben wurden die Feindseligkeiten gegen ihn mit Heftigkeit fortgesetzt. In Neapel wurde die Proposition, dem Dichter monatlich eine Unterstützung von 30 Scudi auszufolgen, durch die Umtriebe einiger Niederträchtigen vereitelt. Wegen Ausfolgung seiner noch immer zurückgehaltenen mütterlichen Mitgift beauftragt der Herzog von Urbino seinen Gesandten Maschio am spanischen Hofe zu inter=

cediren, damit Tasso sein Recht werde. Maschio nahm sich mit aller Wärme der Sache an, aber im Rathe Italiens fand sich jemand, ein Freund Montecatino's, des erbitterten Gegners Tasso's, der sich jedem Ansinnen dieser Art hartnäckig widersetzte. Maschio erwirkte zwar eine Ordre des Königs an die betreffenden Functionäre im Königreiche Neapel, daß sie die Angelegenheit in Erwägung ziehen und Gerechtigkeit üben sollen; in andern Fällen wäre eine solche königliche Weisung bedeutungsvoll und wirksam gewesen, allein bei der obwaltenden Gehässigkeit gegen die Persönlichkeit, um die es sich handelte, ward die Verordnung mit Achtung beiseitegelegt, als ob sie gar nicht gegeben wäre; der Gesandte brachte zwar die Sache auf Wunsch des Königs wieder in Anregung, aber er erreichte weiter nichts als ein höhnisches Lächeln, womit man, wie Maschio erzählt, ehrenwerthe Arme, denen man trotz allen Bittens nichts zu gewähren entschlossen ist, gewöhnlich abzufertigen pflegt.[1]

Doch das will alles nicht viel sagen im Vergleiche mit dem, was nachkam. Wie oben erwähnt, hat der Großherzog Ferdinando dei Medici unserm Dichter eine Einladung zugehen lassen; Tasso nimmt das gnädige Anerbieten in einem ehrerbietigen Dankschreiben an. Was thut nun Vinta, der Secretär des Großherzogs? Er sendet Tasso's Dankschreiben mit nachstehender Recommandation an den Cardinal Francesco del Monte: „Der weise Narr Torquato Tasso hat mir den beiliegenden Brief geschrieben; Seine Hoheit, mein Herr, gaben mir den Auftrag, denselben Ihnen, gnädigster Herr, zu übersenden; besagter Tasso hat sich einmal beigehen lassen, in einem seiner

[1] Torquato Tasso, Lettere, IV, 229, 235.

gedruckten Dialoge genug Schlechtes über das Haus dei Medici zu sagen, sei es in übereiltem Zorn oder mit böser Absicht, oder war es ihm von anderer Seite, zur Zeit des hitzigen Streites mit Ferrara um den Vorrang, eingegeben worden; genug, es liegt mir daran, daß Sie, gnädigster Herr, davon Kenntniß erhalten, und vielleicht dürfte er jetzt zu einem Widerrufe schreiten."

Dieser ohne alle Veranlassung und ohne Zweck geschehenen Mittheilung an den genannten Cardinal lag ohne Zweifel eine böswillige Absicht des Secretärs zu Grunde, wäre es auch nur, um die Erinnerung an jene fatale Geschichte wieder aufzufrischen. Und was mag sonst noch die Bosheit seiner Feinde ersonnen haben, wovon wir keine Kenntniß haben, weil es innerhalb der Mauern der Höfe vergraben liegt.

Nicht ohne Grund und auch nicht mit Unrecht hat sich also Tasso wiederholt geäußert: „Ich bin unglücklich und viele sind niederträchtig."

Obwol sich unfähig fühlend zu irgendwelcher Dienstleistung, glaubte er doch die Einladung des Großherzogs nicht zurückweisen zu dürfen, und er entschloß sich, nach Florenz abzugehen. Als er sich eben zur Abreise anschickte, kamen ihm gleichzeitig von andern Seiten Einladungen zu, die ihn, zumal bei seiner Empfindlichkeit und Aengstlichkeit in Sachen der Convenienz, nicht wenig beunruhigt und aufgeregt haben mögen, denn er meinte, diejenigen zu beleidigen, deren Einladungen er ablehnen mußte. In solcher Stimmung legte er die Reise nach Florenz zurück, wo ihm immerhin hätte geholfen werden können, aber, sei es aus eigener oder aus fremder Schuld, es war ihm nicht bestimmt, endlich einmal zu einer ruhigen, befriedigenden Existenz zu gelangen.

Neuntes Kapitel.

Tasso's letzte Lebenstage.

„Verstört war der Geist niemals.
Ich irrte . . . .
. . . Unter Seufzern und Klagen wird
vielleicht das Leben ablaufen.“
Byron, Lamento di Torquato Tasso.

I.

Florenz und Tasso's Seelenleben.

Wiewol zu Hof geladen, wohnt er doch auch hier im Kloster Monte Oliveto, in geringer Entfernung von der Stadt auf einem Hügel am Arno, mit reizender Aussicht auf die gegenüberliegenden fiesolanischen Anhöhen und auf die Stadt Florenz; vom Fenster des Klosters hatte er den Anblick des majestätischen Palastes Pitti, des Arnulf-Thurms, der sich in ernstem danteschen Stile gen Himmel erhebt; ferner der Glockenthürme, der Kirchen, und der Kuppel Brunellesco's, welches göttliche Meisterwerk die Stadt beherrscht.

Sieh doch, Torquato, die Vaterstadt Alighieri's, die Wiege der Kunst, oder wenn du lieber willst, jene Stadt, welche dich so hart angegriffen hat! Sei zufrieden,

daß sie aus eigenem Antriebe das Ueble, das sie dir zugefügt, sühnen und dich, den Gefährten ihres Dante, den du so hoch verehrst, freundlich begrüßen will! Was denkst du? Bist du noch immer erzürnt? — Die ruhmwürdigen Monumente, die Geschichte zweier glänzenden Perioden der Civilisation, sagen sie dir nichts? Ja doch, ich denke, du wirst sie ehrerbietig begrüßen und ihr einen affectvollen Gesang widmen?

Eitle Vermuthung! Das alles hat ihn nicht mehr entzückt, er befindet sich auf dem Oelberge, das Leiden Christi tritt vor seine Seele, und tiefbewegt von religiöser Rührung begrüßt er die Stadt Florenz:

Di quel monte, ove diè poggiando esempio
  Di sublime umiltade il Re dei Regi,
  Che gli onori del Mondo, o i suoi dispregi
  Non curò nel trionfo, o nello scempio;
Vera immagine è questa, ond' io contemplo
  La terra e 'l Cielo e i suoi notturni fregi,
  E te, Fiorenza, e le tue pompe e i pregi,
  E i tempi tuoi da quest' adorno tempio.

Schön findet er jetzt nur, was erhellt ist von den Strahlen des göttlichen Lichts und ihm als Leitstern dient, dahin zu gelangen. Wir sind in der Heiligen Woche, die Kirche, in Trauer gehüllt, beweint den Tod des Erlösers der Menschheit. Bei dem Gedanken an die Leiden des Sohnes Gottes bricht der duldende Dichter in einen Klagegesang aus; seine Muse begeistern nicht mehr die Schönheiten der Natur und der Kunst, nicht mehr das leidenschaftliche Gefühl der Liebe für ein reizendes Mädchen, nicht mehr der Schmerz vereitelter Hoffnungen, sondern die Sehnsucht nach Erlösung von den irdischen Drangsalen, der Glaube und die Hoffnung

auf die unvergänglichen Freuden des Paradieses: „Du gottergebene, leidende schmerzerfüllte Seele, welche nach vielen andern Dingen und Phantasiebildern eitles Verlangen trägt, folge mit deinem Gedanken jenen Spuren, welche dich sicherer dorthin führen, von wo dir jetzt ein mattes Licht entgegenschimmert:“

Alma . . . .
Odi, com' è trafitto
Quel, che fu com' agnel puro e colomba.
Tu cagion di sua croce e di sua tomba,
Odil gemendo ormai languido, afflitto,
E sanguigno e spirante:
Odi pie voci e sante;
Odile e di lor serba al cor lo scritto,
Ch' a morir seco induce
Languido lume e lacrimosa luce.
Alma, seco moriamo!
Seco in croce affiggendo i falli nostri,
Per tornar seco a li stellati chiostri.

„Und du mein Herz, wie kommt es, daß du diesen Qualen nicht schon unterlegen bist?“

Er will seine Seufzer nicht dem Liede anvertrauen; dorthin, wo ihn das thränenreiche Licht der Kirche hinführt, will er sie tragen; dort ertönt seine Canzone an die Madonna von Loreto; da wird die Elegie zum Hymnus.

Nach Ostern begibt sich Tasso in die Stadt, wo ihn die ganze Bevölkerung festlich empfängt. Der Großherzog und der Hof nehmen ihn mit liebenswürdiger Güte auf, es werden ihm angenehme Wohnzimmer angewiesen, er wird mit Geld versehen, ja sogar die sehnlichst gewünschte silberne Tasse erhält er zurück; er war der Gegenstand der Neugierde und der Bewunderung des

entzückten Volkes, die angesehensten Personen überhäufen ihn mit Artigkeiten, die Gelehrten suchen ihn auf, um sich mit ihm zu unterreden, kurz er fand in Florenz die herzlichste Aufnahme.

Eines Tags begegnet er in der Via Maggio Buontalenti, demselben, welcher die Maschinerie zu der Aufführung des „Aminta" verfertigt hat; Tasso, der ihn erkennt, geht auf ihn zu und spricht ihn an: „Seid Ihr jener Buontalenti, von dem so viel gesprochen wird wegen der bewunderungswürdigen Erfindungen, die Ihr immer macht; und seid Ihr der nämliche, der die erstaunlichen Maschinerien für die von Tasso verfaßte und zur Darstellung gelangte Komödie erfunden?" „Ja, ich bin Bernardo Buontalenti, übrigens nicht ein solcher, wie ihn Ihre Güte und Artigkeit anzupreisen beliebt"; da umarmt ihn Tasso, küßt ihn und sagt: „Also Ihr seid Bernardo Buontalenti, und ich bin Torquato Tasso. Addio, Freund, Addio!"

Kein Schatten trübte diese Festzeit. Infarinato (der akademische Name Salviati's) schweigt im Grabe, und Inferrigno (Speroni), der auf allen Mienen seine Verurtheilung lesen konnte, biß sich schweigend in die giftigen Lippen; die kleinen Leute aber, als sie gewahr wurden, daß der Großherzog dem Tasso mit Wohlwollen begegne, drehten den Mantel nach dem Wind und umschmeichelten ihn, ebenso alle illustren Schwäne, welche die Glorie ihres Herrn besingen.[1]

Der Großherzog bot Tasso einen anständigen Unterhalt an, was dieser jedoch nicht annehmen konnte, weil er sich unfähig fühlte, Dienste zu leisten, und des Hof-

---

[1] Torquato Tasso, Lettere (Citazione del Guasti), IV, 315.

lebens überhaupt müde war; auch mag er, wenn ihm die Hitze auf Monte Oliveto lästig ward, die Unterkunft in einem Privathause der großherzoglichen Burg vorgezogen haben.

Uebrigens dürfte der lediglich um das ewige Leben besorgte Tasso für den Großherzog Ferdinand, welcher als Cardinal, wenngleich noch nicht consecrirt, aus Herrschsucht den Purpur abgelegt und in dem damals nicht so mysteriösen Drama der Bianca Cappello mitgewirkt hat, immerhin wenig Sympathie gehegt haben, obschon er ihm Weihrauch gestreut. Wiewol die festliche Aufnahme in Florenz Tasso einerseits hätte zufriedenstellen sollen, bekennt er andererseits seine andauernd sehr trübe Gemüthsstimmung; den wiederholten gütigen Anerbietungen des Großherzogs begegnet er mit der Bitte: es möge ihm nur eine Wohnung im großherzoglichen Palaste della Trinita in Rom angewiesen werden, um sich dort ungestört frommen Betrachtungen hingeben zu können.

Indessen hatte auch der Aufenthalt in Florenz keineswegs den gehofften günstigen Einfluß auf seine körperlichen Leiden, welche sich leider nur verschlimmerten; die Besorgnisse ob der Bedenklichkeit derselben, und daß es für ihn kein Heilmittel mehr gebe, sowie die vergebliche Sehnsucht nach Genesung beschäftigen ihn nun ausschließlich. „Ich bin vernichtet“, schreibt er seinen Freunden, „ich weiß nichts, kann nichts und will nichts, und möchte man diesen Nullen irgendeine Ziffer vorsetzen, so mag jemand, dem es beliebt, alle meine Kümmernisse zusammenzählen: meine Krankheiten, alle meine Mühen und Studien, die von mir verfaßten Werke, die erlittenen Schädigungen, die Versprechungen der Freunde, die Hoffnungen, die ich in meine Gönner gesetzt, die angehörten

Messen und «Predigten»"; dann wendet er sich an die Freundschaft, „daß sie ihm zur Ruhe der Seele verhelfen möge; eine Pilgerfahrt sei dieses Leben, die seinige gehe dem Ende zu, nur das Abbild der Stadt Gottes könne der Hafen der immerwährenden Ruhe sein".[1]

Er wünschte, noch vor dem Ableben seine sämmtlichen Werke veröffentlichen zu können; dahin arbeitete er fieberhaft; aber er dachte nicht mehr an die läuternde Kritik, berührte sie mit keinem Worte und niemand sprach davon. Die frühere Neigung zum Discutiren war von ihm gewichen, ebenso jede philosophische Idee, die nicht einmal in Florenz, dem Sitze des Platonismus, wieder aufkommen wollte; wozu auch Discussionen über Fragen oder Dinge, betreffs welcher er im Unrecht zu sein sich überzeugt hielt? Denn richtig erschienen ihm jetzt die frühern Kritiken der Frömmler, frivol nicht wenige Episoden, verständig die Urtheile über seinen Stil und die Handlungen als dem epischen Stoffe wenig angemessen und der Einheit entbehrend.

Was sollte da der Dichter anders thun als schweigen und das nach den Andeutungen der Kritik verbesserte, zur Vollkommenheit gebrachte Werk der Welt übergeben? Aus dem Schiffbruche der Schönheit wird Armida gerettet werden mit Hülfe einer leicht verhüllenden Allegorie, welche mittels geschraubter Syllogismen zum Beweise dienen kann, daß weiß schwarz ist; der Rest mag als verwerflich ausgemerzt oder auch reumüthig den Flammen übergeben werden. Schatten des Salviati und du, Inferrigno (Speroni), beruhigt euch, bis Tasso, indem er hier in Florenz sein eigenes Werk zertrümmert, wenigstens

[1] Torquato Tasso, Lettere, IV, 322, 324, 332.

eure Bitterkeiten, welche das allgemeine Verdammungs-urtheil verursacht hat, versüßen wird; und du, Antoniano, magst dich beeilen, den Cardinalshut in Empfang zu nehmen als Belohnung deiner frommen Glossen!

Während Tasso sich solchen Betrachtungen hingibt, unentschlossen, ob er bleiben oder gehen soll, kommt die Nachricht von dem Tode des Papstes Sixtus und der Wahl Urban's VII. Die Gelegenheit war günstig, der neue Papst wird nicht wie jener andere sein, er wird mich — so hofft er — gegen die frevelhaften Verfolgungen in Schutz nehmen. Gedacht, gethan, beschenkt mit Kleidern, mit Geld versehen, geht er neuerdings nach Rom.

II.

Rückkehr nach Rom.

Kaum in Rom angekommen, wird er von einem Fieberanfall aufs Krankenlager geworfen.

Urban VII. war kein negativer Papst, er saß nur wenige Tage auf dem heiligen Stuhle, ihm folgte Gregor XIV. (Cardinal Sfondrato). Diese Neuigkeit erfreut Tasso, ihm schien der Tag der Befreiung gekommen zu sein, er intonirt ein „Herr Gott dich loben wir" — Laudate Dominum omnes angeli ejus. Schon einige Jahre früher nannte er den Cardinal Sfondrato seinen Befreier, jetzt will er, daß die ganze Natur über dieses Ereigniß mit ihm jubele und den Namen Gregor's allen ihren Werken aufpräge; von den schönsten Hoffnungen erfüllt blickt er in die Zukunft und hat nur die einzige Besorgniß, dem Heiligen Vater nicht die Füße

küssen zu können. Doch die leidige Wirklichkeit unterdrückt nach und nach seinen Enthusiasmus; er kann das Bett nicht verlassen, niemand sehen, nicht einmal diejenigen, die er sehnlichst erwartete; er bewohnte ein Zimmer in Aftermiethe, und man kann sich denken, wie er da übel daran war, zumal ohne Geld. Er sah sich genöthigt, um Unterstützung zu bitten, doch wo er anklopfte ward ihm der neuartige Vorwurf eines Verschwenders gemacht. „Ich ein Verschwender?" klagt er seinem Freunde Costantini, „der ich niemals meine Wünsche befriedigen konnte. Das Elend läßt mich vergessen, daß ich als Edelmann geboren und als solcher erzogen worden bin; ich gehe unanständig gekleidet herum, kaum habe ich mir im verflossenen Sommer zwei paar Melonen zur Erfrischung kaufen können, und obwol fast immer krank, habe ich mich dennoch mit Rindfleisch begnügt, um nicht für Hühner theureres Geld auszugeben, Salat- und Kürbissuppe, wenn ich sie haben konnte, diente mir statt einer besondern Ergötzlichkeit; wenn übrigens die Kosten für Medicamente hinausgeworfenes Geld sind, dann gestehe ich, manchen Scudo schlecht angewendet zu haben."

Die natürliche Folge dieser kümmerlichen Subsistenz war eine rasche Verschlimmerung seines Zustandes derart, daß er sich den Tod als das Ende seiner Leiden herbeiwünschte. Wiederholt äußert er: „Die Welt ist ein Pilgerhaus und doch ein lieblicher Aufenthalt, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist kraftlos." Er verläßt sofort die Privatherberge und zieht sich in das einsam gelegene Kloster Santa-Maria del Popolo in der Absicht zurück, daselbst, weiter entfernt von der Niedertracht der Menschen, dem profanen Leben zu entsagen; doch die

Gegenwart Costantini's genügte, ihn von dieser Idee abzubringen und dem Freunde nach der Lombardei zu folgen.

III.

Reise nach Mantua.

Elendiglich krank und obwol der Ruhe im höchsten Grade bedürftig, unternimmt er dennoch widerwillig die lange, beschwerliche Reise nach Mantua, denn schlechte Pflege und die mit dem Ruin seiner Gesundheit verbundene nervöse Unruhe haben ihn sozusagen dazu gezwungen. Hätte ihn der Papst nur mit einem Worte beruhigen lassen, er wäre gleich wieder nach Rom zurückgekehrt, so schien es ihm wenigstens. Einerseits fesselt ihn „die süße liebliche Gewohnheit des Daseins“ an die Erde, andererseits zieht ihn die Hoffnung auf ein besseres künftiges Leben himmelwärts. Er wollte das Paradies auf Erden kosten, glaubte diesen Hochgenuß in Rom zu finden, und als er sich getäuscht sah, suchte er anderswo die himmlische Wonne in irdischen Freuden.

In diesem beharrlichen Verfolgen unvereinbarlicher fixer Ideen, welche Tasso's Seele unaufhörlich bestürmten, hat sich sein ganzes inneres Leben in der letzten Zeit aufgezehrt. Am Schlusse seiner Dialoge schrieb er: „Fliehen wir dieses Leben“, doch fügt er sofort die Worte bei: „wenn wir könnten.“

In Mantua angelangt, erklärt er gleich: er wisse nicht, ob er daselbst bleiben werde oder nicht. Während der Feiertage hat sich sein Zustand etwas gebessert, er geht wieder mit der Absicht um, seine gesammelten

Werke zu veröffentlichen und sie der Welt zu überlassen und sich gänzlich einem beschaulichen Leben hinzugeben. In dieser beabsichtigten Sammlung seiner Werke war jedoch das „Eroberte Jerusalem" nicht inbegriffen, „welches dem andern (dem «Befreiten Jerusalem») Credit und Reputation, die demselben von der Narrheit der Menschen viel mehr als von seinem eigenen Urtheile be- beigelegt wurden, benehmen müßte".[1] Man sehe seine bald danach auf dem Todtenbette, gequält von religiösen Scrupeln, ausgesprochene Anordnung: daß alle seine unvollkommenen Werke, insbesondere das „Befreite Jerusalem" verbrannt werden sollen. Jetzt will er es publiciren lassen, die Welt soll es haben, aber als unwürdig der Gesellschaft des neuen Poems (des „Eroberten Jerusalem").

In allem, was er in letzter Zeit thut, schreibt oder verfaßt, es mag von Liebe, Ehe und andern Gegenständen handeln, gelangt er, wenn er auch nicht Inspiration aus den heiligen Schriften schöpft, doch immer zu religiösen Conclusionen.

In dem feuchten Klima Mantuas wurde er abermals fieberkrank, um so lieber ergreift er daher die durch die Reise des Herzogs Vincenzio nach Rom sich bietende Gelegenheit, um ihm dahin zu folgen.

[1] Torquato Tasso, Lettere (1519), V, 41, 51.

IV.

Tasso geht wieder nach Rom.

Ueber Bologna und Florenz trifft er am 15. December 1591 in Rom ein, wo er von Cataneo, welcher nach dem Tode seines Herrn, des Cardinals Albano, dort als Rentier lebte, gut aufgenommen ward. Die Dinge schienen sich nicht schlecht zu gestalten, er klagte nicht, schien recht zufrieden, war freundlich, ja sogar witzig. Bald nach seiner Ankunft in Rom wird er vom Fürsten Conca eingeladen, bei ihm in Neapel einige Zeit zuzubringen; Tasso nahm die Einladung an, aber zur Reise war Geld nöthig, und das hatte er nicht. „Früher", so schreibt er, „zeigte ich eine merkwürdige Kühnheit, ich begab mich auf die Reise ohne Waffen und ohne Furcht vor den Drohungen einer schrecklichen Nase, die selbst für ein Rhinoceros übermäßig gewesen wäre. Jetzt, wo ich älter, schwächer, der Ruhe und Bequemlichkeit bedürftig bin, habe ich den Schrecken aufgegeben, den mir die Augen und die Mäuler verursachten, der Mund und die Zunge widersprechen sich, weil die Zunge bejaht, und der Mund verneint."[1] Fürst Conca verstand die Anspielung und schickte ihm klingende Argumente, damit der Mund bejahe wie die Zunge, und Tasso gebunden sei, dem Wunsche des Fürsten nachzukommen.

[1] Torquato Tasso, Lettere, V, 80.

V.

Tasso geht nach Neapel. Idee zu einem dritten „Jerusalem". „Die Schöpfungstage."

Ende Januar 1592 langt er in Neapel an, wo ihn der Fürst freudig und glänzend aufnimmt; die Wohnzimmer für ihn wurden gleich dem großen Empfangssalon eingerichtet und reich ausgestattet, eine zahlreiche Dienerschaft zu seiner Disposition gestellt, die alles Nöthige in und außer dem Hause zu besorgen hatte, kurz es waren alle Anstalten wie zum Empfange einer hochgestellten Persönlichkeit getroffen.[1] Die milden Lüfte, die Reize der Natur Neapels stärkten und hoben die verfallenen Kräfte des Dichters, er konnte seine Lieblingsstudien mit gewohntem Eifer wiederaufnehmen; abermals wird er von eiteln Leuten mit Bitten um Gedichte belästigt; alle wurden mit dem Bemerken abgewiesen: er sei müde, Verse zu machen. Der letzte sein Leben erheiternde Strahl sollte dem neuen Poem gewidmet sein.

Fürst Conca war hocherfreut, einen so großen Mann bewirthen zu können, und von dem Wunsche beseelt, das erwartete Werk desselben vollendet zu sehen. In der Besorgniß, es könnte eine Verschlimmerung der wenig befestigten Geistes- und Gemüthsstimmung des Dichters hindernd dazwischentreten, ließ er ihn durch einen sehr vertrauten Diener sorgfältig im Auge halten. Tasso, der dies bemerkt, fühlt sich ob dieser ungelegenen Ueberwachung gewissermaßen beleidigt und äußert sich misbilligend darüber gegen seinen Freund Manso, der ihn,

---

[1] Torquato Tasso, Opere, XXXIII (Manso, Vita).

nachdem er den Vorgang des Fürsten constatirt hatte, gern bei sich in seinem Hause aufnimmt. Der Fürst, welcher nicht so empfindlich und reizbar war wie manche große Herren, bei denen Tasso immer übel angekommen ist, erkennt seinen Misgriff, thut, als ob nichts vorgefallen wäre, und bewahrt dem Tasso die gewohnte Freundschaft; dieser Edelmuth des Fürsten befriedigte Tasso und er hat sich über diesen Vorfall nie öffentlich beklagt.

Das „Eroberte Jerusalem" war schon vollendet, entsprechend den Grundsätzen eines Heldengedichts, die Diction prächtig, die Episoden purificirt, Goffredo tritt die Handlung beherrschend auf, und dennoch — sollte man es glauben? — kaum hatte er es durchgelesen, war er unzufrieden damit und denkt auf Umarbeitung, beziehungsweise Verfassung eines dritten „Jerusalem", welches zwischen den beiden ersten gleichsam die Mitte halten sollte; er findet, durch Beseitigung der erhabenen Liebesscenen doch zu viel des Guten unterdrückt zu haben, und er hat, trotz sehr geschwächter Lebenskraft, weil ein wenig gestärkt in der balsamischen Atmosphäre Neapels, wieder Muße gefunden, seinen Genius, wenn auch nur für kurze Zeit, ungetrübt walten zu lassen. Die Annehmlichkeiten dieser Tage schreibt er frommen Sinnes der Güte Gottes zu und spricht oft darüber mit der Mutter des Freundes Manso, einer religiösen, in der Literatur der heiligen Schriften wohlbewanderten Frau; sie flößt dem Dichter Muth ein und veranlaßt ihn, Gott dem Herrn für all das Gute, das er ihm erwiesen, eine Dankhymne zu widmen. Tasso befolgt enthusiastisch diesen Vorschlag und entwirft mit beneidenswerther poetischer Schwungkraft den Gesang: „Ueber die Schöpfung", täglich Hunderte von Versen niederschreibend. Der Sinn für die Schönheiten

der Natur vereint mit sittlichen Ideen kommt darin mit dankerfüllter Ehrfurcht vor Gott dem Schöpfer zum begeisterten Ausdruck; wenn er sich auch hier und da ins Theologische oder Mystische verliert, er schildert doch feurig, meisterhaft; in dem Gedanken an Gott vereinigt er alle: Christen, Heiden, Theologen und Philosophen. Betrachtet er die thierischen Instincte, so erscheint ihm der lasterhafte Mensch auf einer tiefern Stufe.

Herrlich und kraftvoll sind die Verse in dem Gesange:

. . . . . fuggi, ah! fuggi, amico,
Il costume sì doppio e sì perverso:
Segui la verità. Gradisci ed ama
Il sincero candor d'alma innocente,
E la non violata e pura fede.

Doch Eins hielt ihn ab von dieser Flucht: der Genuß der Freundschaft, die ihm jetzt so viel Trost und Beruhigung gegeben; ihr gilt der gefühlvolle Erguß in einem der schönsten Dialoge: „Sie ist der Hafen, in den sich der Mensch flüchtet, sie gewährt Sicherheit und Ruhe des Gemüths, sie ist Erholung in diesem und der Beginn des himmlischen Lebens."

Während er in diesem Hafen erträgliche Tage verlebt, treibt ihn der Eintritt eines wichtigen Ereignisses nochmals hinaus auf die stürmische See des wechselvollen Hoflebens. Innocenz IX. stirbt und Cardinal Aldobrandini wird Papst Clemens VIII. Diese Nachricht regt ihn wieder sehr auf, er macht sich allerlei Illusionen: „Durch diesen großen Mann wird die Welt aufgerichtetwerden", er schwärmt vollends für diesen neuen Papst:[1]

[1] Torquato Tasso, Opere, VI, 11.

. . . . méta eccelsa, a cui d' intorno
Si volge notte e giorno
Il mio pensier, nè di vittoria e d' armi
Cantate, fama eguale o pregio attende.

„Er ist Gott ähnlich, Asträa lebt in ihm, Brutus, Fabricius, auch Cato würden sie darum beneiden.“ Diese Expectoration zeigt, daß des Dichters Begeisterung für Clemens VIII. in ein förmliches Verzücken ausgeartet ist. Es drängt ihn wieder nach Rom, um der großartigen Neugestaltung der Dinge beizuwohnen; sehr willkommen war ihm daher ein Aviso des Cardinals Cinzio, eines Neffen des Papstes, der ihn auffordern ließ, sofort nach Rom zurückzukehren. Tasso, wiewol entzückt darüber, hält dennoch mit seinem Entschlusse zurück, um Manso, der ihn so liebevoll bei sich aufgenommen, nicht zu beleidigen. Die Freunde, welche seine Unentschlossenheit kannten, riethen ihm, ganz nach seinem Wunsche zu handeln, und daß es nicht angehe, so hochgestellten Personen unhöflich zu begegnen.

VI.

Abermalige Rückkehr nach Rom.

Mit neuer Kleidung versehen reitet Tasso in Gesellschaft mit andern eiligst und wohlgemuth nach Rom. Unterwegs wird er von Marco di Sciarra und einer Schar Banditen, die in der Gegend herumstreiften, angehalten; Tasso läßt sich mit ihm in ein launiges Gespräch ein und der Bandit, welcher von Tasso wußte, bietet sich ihm ehrfurchtsvoll als Escorte an, welche jedoch abgelehnt wurde; die Banditen entfernten sich und

ließen Tasso frei passiren; so erzählt der Zeitgenosse Manso.

In den ersten Tagen des Mai 1592 trifft er in Rom ein und wird von den Neffen des Heiligen Vaters gut aufgenommen; in der zweiten Hälfte des November wohnt er bei dem Cardinal Cinzio. Es währt nicht lange, so überfällt ihn die gewöhnliche nervöse Unruhe und ein Gewirr von Hoffnungen, Ideen und Zweifeln, sodaß er im höchsten leidenschaftlichen Unmuthe erzürnt über sich selbst und sein unstetes Wesen äußert: „Rom sollte eine Schaubühne sein, die sich nach seinem Belieben in Mantua, Bergamo, Neapel verwandeln ließe."

Die Cardinäle behandelten ihn mit Güte, Manso schickte ihm Geld, er aber bedankt sich dafür, weil er es nicht benöthige; er wurde auch zur päpstlichen Tafel gezogen, aber alle Ehren vermochten nicht seine verlorene Gesundheit herzustellen. Das „Eroberte Jerusalem", nach 26 Jahren voll Mühen und Plagen, soll veröffentlicht werden, wie gewöhnlich ohne einen Soldo Gewinn für Tasso. Er selbst muß auf dieses Poem einen großen Werth gelegt haben: „Dem ersten (dem „Befreiten Jerusalem") bin ich abgeneigt", so sagt er, „wie die Väter den rebellischen Kindern und solchen, an deren Geburt der Verdacht eines Ehebruchs haftet. Dieses (das „Eroberte Jerusalem") ist aus meinem Kopfe entsprungen wie Minerva aus dem Kopfe Jupiter's; ich würde ihm daher mein Leben, ja selbst meine Seele anvertrauen." Als solches hat er es dem Neffen des Papstes dankbar angeboten.

Binnen wenigen Monaten trat eine solche Verschlimmerung seines Zustandes ein, daß ihm und seinen Freunden ernste Besorgnisse aufstiegen. Da er sich in Neapel

besser befand, so drangen seine Freunde darauf, daß er dahin zurückkehre, er habe ihnen sein Wort gegeben und müsse es halten; auch sei die Angelegenheit wegen seiner mütterlichen Mitgift noch immer in der Schwebe und es scheine, daß auf eine Abwickelung hingearbeitet werde. Durchdrungen von diesen Motiven geht Tasso mit Zustimmung des Papstes neuerdings über den Apennin.

VII.

Letzter Aufenthalt in Neapel.

Auf Anrathen aller zur Herstellung seiner Gesundheit in Neapel angelangt, war er sofort darauf bedacht, seine Seele für den herannahenden Hintritt ins Jenseits vorzubereiten; ganz zurückgezogen von der Welt widmete er sich im Kloster San-Benedetto nur den Evangelien und Psalmen, und wenn ja an der Neige seines Lebens noch eine weltliche Beschäftigung ihm in den Sinn kann, so war es der Dialog „Ueber die Freundschaft". Diese seine letzte Arbeit, sein Schwanengesang ist dem edelsten, dem selbstlosesten aller Affecte geweiht, was einen modernen Schriftsteller nicht hinderte, Tasso einen Egoisten zu nennen.

In diesen Tagen seiner schließlichen Zurückgezogenheit bestimmen die Cardinäle Quinto und Cinzio, die beiden Neffen des Papstes, den Heiligen Vater, „die Krönung des Dichters Torquato Tasso auf dem Capitol zu decretiren". Bald erhält er die Einladung, zu der solennen Ceremonie nach Rom zu kommen, die er gleichgültig auf-

nimmt, auch fehlt ihm die Kraft zur eigenen Entscheidung, ob er dem Rufe folgen solle oder nicht. Freund Manso und andere, die er zu Rathe zieht, entscheiden, daß er gehen soll; Tasso erwidert: „Ich werde gehorchen, doch mache ich euch aufmerksam, daß ich es nicht zu rechter Zeit thue!" Sein Vetter Ercole Tasso, hocherfreut über diese beglückende Kunde, schrieb darüber: „Wol hast du, o Roma! immer großmüthig und unterschiedslos Ehren verliehen, aber diesmal ist es Gerechtigkeit, nicht blos Billigkeit, die dich dazu bewogen."[1] Torquato antwortete hierauf nur mit den Worten Seneca's: „Magnifica verba mors prope admota excutit."

Vor der Abreise geht er noch nach Monte Cassino, den Leib des heiligen Benedict zu küssen, umarmt noch innigst seinen Freund Manso und pilgert zum letzten mal nach Rom.

VIII.

Tod des Torquato Tasso.

Wir stehen vor dem Ende des Dramas, welches nach dem unausweichlichen Gange der Dinge auf eine die menschliche Würde ehrende Weise zum Abschlusse kommt. Die Welt hat angefangen, den großen Dichter zu verstehen und zu begreifen, und wollte ihm noch bei Lebzeiten Gerechtigkeit widerfahren lassen. An den Thoren Roms empfingen ihn die Neffen des Papstes mit zahlreichem Gefolge von Cardinälen und das jubelnde Volk.

[1] Torquato Tasso, Lettere, V, 145.

Tasso grüßte freundlich ohne große Erregung; die höchste Freude gewährte es ihm, dem Heiligen Vater die Füße zu küssen und seinen Segen zu empfangen. Die Krönungsceremonie mußte des schlechten Wetters wegen verschoben werden; Tasso benutzte die Zeit zur Revision des Poems „Ueber die Schöpfung", dann zur Aussöhnung mit allen, namentlich auch mit dem Herzoge von Ferrara, Alfons II. „Ich bitte Sie inständig", schreibt er ihm, „Mitleid mit mir zu haben; auch bitte ich Gott demüthig, daß er mir seine Vergebung gewähre, und die Ihrige, durchlauchtigste Hoheit." [1]

Die Annäherung des Todes fühlend, zog er sich nach San-Onofrio zurück, um auf jener friedlichen Höhe ungestört besser zu Gott sprechen zu können; von der Welt nimmt er Abschied, indem er zuletzt an seinen Freund Costantini schreibt: „Was wird mein Antonio sagen, wenn er den Tod seines Tasso hören wird? . . . . Es ist nicht mehr Zeit, daß ich von meinem hartnäckigen Misgeschicke spreche, um nicht zu sagen von der Undankbarkeit der Welt, die wol den Triumph haben wollte, mich als Bettler ins Grab zu legen, während ich dachte, daß der Ruhm, den dieses Jahrhundert, meinen Gegnern zum Trotze, von meinen Werken haben wird, jener Lohn sein wird, welcher mir nicht versagt werden dürfte. . . . Bete zu Gott für mich und sei versichert, so wie ich Dich immer geliebt und geehrt habe in diesem, werde ich auch in dem andern bessern Leben das thun, was einer ungeheuchelten wahrhaften Liebe zukommt."

Aus diesen Worten spricht die ganze edle Seele Tasso's.

In einer Zelle des Klosters San-Eremo lag er auf

[1] Torquato Tasso, Lettere (1594), V, 194.

einem ärmlichen Bette, der Arzt Rinaldini bereitet ihn auf das nahe Ende vor; ohne darüber bestürzt zu sein, küßt er ihn auf die Stirn und sagt: „Addio im Paradiese!" Nachdem er seine Andacht verrichtet, will er zu Fuß zum Altar gehen, um das Heilige Abendmahl zu empfangen. Auf die Frage des Priors, ob er nichts zu hinterlassen habe, erwidert er lächelnd: „Er habe im Leben so wenige Bequemlichkeiten besessen, daß er sich im Sterben um nichts zu sorgen brauche, er wünsche nur in der Kirche begraben zu werden, bedeckt mit einer Steintafel."

Dem Beichtvater sagt er: „Schreiben Sie, hochwürdiger Herr, daß ich meine Seele Gott dem Herrn zurückstelle, der sie mir gegeben, meinen Leib der Erde, von welcher ich ihn erhalten, in diese Kirche Sant-Onofrio; zum Erben meiner Habe setze ich den Cardinal Cinzio ein, mit der Bitte: er wolle dem Herrn Giovan Batista Manso jenes Täfelchen, worauf er mich malen ließ, zurückstellen lassen, da er es mir nur geliehen hat; und diesem Kloster schenke ich das heilige Bildniß meines Erlösers." [1]

Er lebte noch einige Tage, immer von göttlichen Dingen sprechend; am vierzehnten Tage verlangte er wieder nach dem Viaticum, aber er hatte nicht mehr die Kraft, in die Kapelle zu gehen; kaum sieht er den Priester mit der letzten Wegzehrung in seine Zelle treten, da erhebt er sich vom Lager und ruft frohlockend: „Expectans, expectavi Dominum." Nach der Heiligen Oelung kam Cardinal Cinzio, ihm den päpstlichen Segen zu überbringen; Tasso empfängt ihn mit tiefer Rührung, und auf die Frage des Cardinals, ob er einen Wunsch habe, antwortet er: „Gedenket meiner Kinder (so nannte

[1] Torquato Tasso, Opere, XXXIII (Manso, Vita).

er seine Schriften), aber da ich mit den «Sieben Schöpfungstagen» («Sette giorni») das Uebel nicht sühnen konnte, so laßt alle meine unvollkommenen Werke, insbesondere «La Gerusalemme» (das «Befreite Jerusalem») verbrennen."

Nun dankte er dem Cardinal und bat, ihn mit den Priestern allein beten zu lassen. Der Cardinal entfernte sich weinend. Noch psalmodirt er von Zeit zu Zeit mit den Priestern und spricht zu dem Crucifix, das er in der Hand hielt. Es war Mitternacht am 25. April 1595, als die Agonie eintrat; das Crucifix an die Brust gedrückt, die verlöschenden Blicke gen Himmel erhoben, stammelt er seufzend die letzten Worte: „In manus tuas, Domine . . . . ." und nichts weiter. Torquato Tasso lebte als Mensch und starb als Engel.

Die sterbliche Hülle ist seiner Anordnung gemäß in aller Stille in der Kirche San-Onofrio bestattet worden. Manso wollte dem Geschiedenen ein Monument setzen, allein Cardinal Cinzio gab es nicht zu, mit der Einwendung, daß er andern diese Ehre nicht überlasse. Vielerlei Umstände und Ursachen verhinderten die Erfüllung dieses frommen Wunsches. Auf das Grab wurde ein Stein gesetzt mit der Inschrift: Hic iacet Torquatus Tassus.

Nach drei Jahrhunderten wollte Pius IX. den großen Dichter durch ein seiner würdiges Monument mit der größten Municificenz ehren; die Kunst hielt aber nicht gleichen Schritt mit der Intention und die so reich ausgestattete Kapelle, wenngleich sie die Absicht erkennen läßt, das ruhmvolle Andenken unsers Tasso zu ehren, ist doch weit entfernt von der Darstellung der Idee, welche sich die Nachkommen Goethe's und Leopardi's davon gemacht haben.



Torquato Tasso

und

Italienisches Leben im 16. Jahrhundert.

Von

Pier Leopoldo Cecchi.

Aus dem Italienischen übersetzt

von

H. Freiherrn von Lebzeltern.

Autorisirte Ausgabe.



Leipzig
F. A. Brockhaus
1880.


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA

